



MELISSA MARR

SHADOW WORLD

KAMPF DER SEELEN

Ravensburger Buchverlag

Als Ravensburger E-Book
erschienen 2014

Die Print-Ausgabe erscheint im
Ravensburger Buchverlag Otto
Maier GmbH

© Ravensburger Buchverlag

Deutsche Erstausgabe
© 2014 Ravensburger Buchverlag
Otto Maier GmbH

Copyright © by Melissa Marr
Originaltitel: *Carnival of Secrets*
Published by arrangement with
HarperCollins Children's Books, a
division of HarperCollins
Publishers, New York.

Dieses Werk wurde vermittelt
durch die Literarische Agentur
Thomas Schlück GmbH, 30827
Garbsen.

Redaktion: Franziska Jaekel
Deutsch von Anja Malich
Umschlaggestaltung: Henry's
Lodge, Vivien Heinz
Verwendete Fotos von Aleksandar
Nakic/Getty Images, Bruce
Rolff/Shutterstock und Vadim
Ivanov/Shutterstock

Alle Rechte dieses E-Books
vorbehalten
durch Ravensburger Buchverlag
Otto Maier GmbH, Postfach 1860,
D-88188 Ravensburg

ISBN 978-3-473-47543-8

www.ravensburger.de

**[www.shadowworld-
ravensburger.de](http://www.shadowworld-ravensburger.de)**

Für Loch

*Dieses Buch hätte es nie gegeben, wenn
ich nicht einen Marineinfanteristen,
Comic-Fan und Film-Junkie geheiratet
hätte.*

PROLOG

DER MAGUS, DER SELAH in seinen Bannkreis geholt hatte, sah ganz anders aus, als sie es erwartet hatte. In vielem glich er äußerlich den Daimonen. Mit seiner angriffslustigen Miene und dem muskulösen Körper hätte er sich bei Marchosias' Kampfspielen sicher nicht schlecht geschlagen. Doch die schillernden, blau-goldenen Augen verrieten seine wahre Natur. Unverwandt starrte er sie an.

Selah entblößte das Gesicht des schlafenden Kindes auf ihrem Arm. Im Saum der Decke, in die sie ihr Baby vor der Flucht eingewickelt hatte, war ein kleines Amulett mit einem Stein eingewebt. Nachdem sie schwanger geworden war, hatte sie fast ihr gesamtes Hab und Gut veräußert, um diesen Edelstein für ihr Kind kaufen zu können. Den Rest des Erlöses hatte sie für die Audienz bei dem Magus verwendet.

Sie sah ihm mutig in die Augen und sagte: »Stoneleigh meinte, Ihr könntet mir vielleicht helfen.«

Als ihr Gegenüber unwillig das

Gesicht verzog, zögerte sie kurz, doch sie hatte nicht diesen weiten Weg zurückgelegt, um jetzt einen Rückzieher zu machen. »Auch wenn ich nicht zu den Mächtigen gehöre, werde ich einen Weg finden, mich zu revanchieren: wertvolle Informationen. Zerstreuung. Blut. Ich tue, was immer Ihr wollt, wenn Ihr meine Tochter unter Eure Fittiche nehmt.«

»Und ihr Vater ist wirklich Marchosias? Schwörst du das?«

»Ja, das schwöre ich.« Sie hätte gar nicht lügen können, selbst wenn sie gewollt hätte: Sie war Daimonin und befand sich in einem Bannkreis. Adam

war einer der ältesten Magi, eins der Maguskinder, die vor Hunderten von Jahren, nach den großen Kriegen, hatten entkommen können. Wahrscheinlich hätte seine Macht ausgereicht, Selah auch ohne einen Zauberbann zu sich zu holen. Aber sie hatte den Bannkreis ausdrücklich gewünscht, zu ihrem eigenen Schutz.

Adam fixierte sie noch immer mit dem Blick seiner verstörend leuchtenden Augen. Selah hätte beinahe demütig den Kopf gesenkt. Die Magi mochten zwar aussehen wie Daimonen, aber sie waren eine ganz eigene Art. In Selahs Welt wurden sie nur geduldet, wenn sie

schwach waren oder in Marchosias' Dienst standen. Hier, in der Menschenwelt, verhielten sie sich zwar bewusst unauffällig, doch jeder Daimon wusste um die wundersamen Kräfte der Magi. Deshalb kniete Selah respektvoll nieder, hielt aber dabei Adams Blick stand.

»Wie heißt sie?«

»Mallory«, flüsterte Selah.

»Schwöre, dass du Mallory freiwillig in meine Obhut gibst und dass du mir in allem gehorchen wirst.« Adam hielt inne und trat so nahe an sie heran, wie er konnte, ohne den Bannkreis dadurch aufzuheben. »Schwöre, dass du weder

sie noch mich jemals in Gefahr bringst – und koste es dein Leben.«

Selah drückte ihre Tochter fester an sich. »Durch den Kreis und mein Wort gebunden, schwöre ich.«

Er nickte. »Ich nehme dein Angebot an.«

Sofort ließ die Anspannung nach, die sie während der Schwangerschaft gequält hatte und die in den ersten Lebenswochen ihrer Tochter immer stärker geworden war. Marchosias hätte sie gleich nach der Geburt des Kindes töten lassen, wenn er erfahren hätte, dass sie die Hilfe eines Magus suchen würde.

Doch sie nahm es in Kauf, weiter mit dieser Bedrohung zu leben. Denn stand Mallory unter Adams Schutz, konnte Selah weiterhin am Leben ihrer Tochter teilhaben – seine Erlaubnis vorausgesetzt.

Selah hatte einen Käfig gegen den anderen eingetauscht, doch immerhin hatte ihre Tochter auf diese Weise eine Überlebenschance. Seit Selahs Geburt – vor zweihundert Jahren – hatte nämlich keiner von Marchosias' Erben das Erwachsenenalter erreicht. Als Selah an jenem unglückseligen Tag auf dem Basar der Seelen vom Herrscher auserwählt worden war, hatte sie daher verzweifelt

gebetet, er möge es bei seinem Vergnügen bewenden lassen und kein Kind mit ihr zeugen.

Sie blickte ihre Tochter an, die noch immer schlief. Sie hatte nur ein Ziel: Ihr Kind zu retten. Auch wenn sie dafür die Welt der Daimonen verlassen und die ihr unbekannte Welt der Menschen und Magi betreten musste.

»Evelyn wartet sicher schon auf uns. Immerhin war sie es, die dich zu mir gesandt hat«, sagte Adam.

»Sie wartet auf uns?«

»In ihrem Büro. Wenn wir erst verheiratet sind, kann keiner von Marchosias' Leuten dich mehr

zurückholen – oder das Kind. Der Magusrat würde es verhindern.« Mit einer schnellen Handbewegung hob er den Bannkreis auf. »Mallory ist jetzt mein. Sie wird allein auf mich hören. Ich kann ihr helfen, ihre Identität zu verbergen, bis sie achtzehn ist. Du darfst bleiben, solange es gut für sie ist, aber wenn ihre Sicherheit durch deine Anwesenheit bedroht ist, musst du gehen.«

Er streckte die Hände aus, und für einen Augenblick glaubte Selah, er wollte ihr aufhelfen. Stattdessen nahm er ihr Mallory ab und trug sie fort. Kniend

blieb sie zurück. In ihrem Inneren fürchtete sie, dass der Handel, den sie gerade eingegangen war, ihr Schicksal nicht verbessern, sondern verschlimmern würde.

KAPITEL 1

Fast siebzehn Jahre später

ZWISCHEN SCHULE UND TRAINING blieb Mallory eine Stunde Zeit. Sie hatte sich in das einzige Café in Smithfield gesetzt, das keiner großen Kaffeehauskette angehörte, und trank einen überteuerten und viel zu süßen Kaffee. Anstatt Hausaufgaben zu machen, musste sie jedoch die ganze Zeit an Kaleb denken. Physik war eben nicht annähernd so interessant wie der erste

Typ, den sie wirklich mochte. Sie hatte ihm gegenüber sogar einige Orte erwähnt, in denen sie im Laufe der letzten Jahre gelebt hatte – und sie hatte mit ihm über ihre Familie gesprochen. Doch schnell war ihr klar geworden, dass sie sich in Zukunft von ihm fernhalten musste. Es war gefährlich, wenn sie zu viel von sich preisgab.

Sie brachte den leeren Becher zum Tresen zurück und blickte durch das Schaufenster auf die Straße. Da entdeckte sie ihn. Als hätte sie Kaleb mit ihren Gedanken herbeigerufen, stand er auf der anderen Straßenseite. Zugegeben,

Smithfield war ziemlich klein. Deshalb traf sie Kaleb jedes Mal, wenn er nicht im Internat blieb, sondern seinen Heimatort besuchte, was in der letzten Zeit recht häufig vorkam. Wie immer durchfuhr Mallory bei seinem Anblick ein warmer Schauer, den sie sofort zu unterdrücken versuchte.

Nicht gut. Gar nicht gut.

Sie richtete den Blick auf die Worte an der Tür, als sei der Spruch plötzlich wahnsinnig interessant. Dann trat sie mit gesenktem Kopf auf den Gehsteig. Sie sollte aufpassen, ob irgendwo Gefahr lauerte, doch sie hatte nur Kaleb im Sinn. Sie überlegte kurz, ob sie nicht

doch zu ihm gehen und wenigstens Hallo sagen sollte. Noch nie hatte sie sich mit jemandem so gut verstanden, sich so unglaublich zu jemandem hingezogen gefühlt. Aber sie wusste, dass es keine Zukunft für sie gab. Sie konnte es nur nicht übers Herz bringen, ihm das zu sagen – so unausweichlich es auch sein mochte. Deshalb lief sie weiter und zwang sich, ihn nicht noch einmal anzusehen. Sie betrachtete die Blumenkästen am Straßenrand, den Mann, der in einem verschlissenen Anzug Cello spielte, und den Müll im Rinnstein ... nur nicht den Jungen, der im letzten Monat all ihre Gedanken

beherrscht hatte.

Schon nach wenigen Schritten hatte Kaleb sie eingeholt.

»Ignorierst du mich absichtlich?«

»Nein«, log sie.

Jedes Mal wenn er mit ihr sprach, spürte sie ein Kribbeln. Seine Stimme war wie Zartbitterschokolade, so köstlich, dass Mallory das Gefühl hatte, eine Sünde zu begehen, während sie ihn über die normalsten Dinge reden hörte. Nur mit Mühe widerstand sie der Versuchung, die Augen zu schließen und sich einfach dem Moment hinzugeben.

Er trat näher. »Du bist also nicht

weitergegangen, obwohl du mich gesehen hast?«

»Vielleicht«, gab Mallory zögernd zu.

Sie *könnte* ihn zu Boden werfen, wenn es sein müsste, doch Kaleb war kein Feind. Er war ein ganz normaler Typ. Sie sah kurz zu ihm auf. *Ein ganz normaler Typ?* Er war über einen Meter achtzig groß, hatte einen durchtrainierten Körper, unbändiges Haar und Augen, die so dunkel waren, dass man sie kaum noch als braun bezeichnen konnte. Wenn er sich nach etwas umsah, hatte er etwas Animalisches an sich, was ihn noch anziehender machte. Zu ihr war er bislang immer sehr nett gewesen, aber

seine Art ließ erahnen, dass er regelmäßig in Schwierigkeiten geriet. Das gab ihr die naive Hoffnung, er käme mit ihrer Welt zurecht, auch wenn ihr die Vernunft etwas anderes sagte.

Bevor sie Kaleb begegnet war, hatte sie sich häufig Sorgen gemacht, dass irgendetwas mit ihr nicht stimmte. Ihre Mitschülerinnen interessierten sich seit einigen Jahren für Jungs, während ihr die Symptome, von denen alle sprachen, bis letzten Monat fremd gewesen waren: so nervös zu sein, dass man sich nicht einmal an den eigenen Namen erinnern konnte, Herzrasen zu haben und sich immer wieder zu fragen, warum man

dies oder jenes gerade gesagt hatte. All das hatte sie sich genauso wenig vorstellen können wie ein Leben ohne die Magi ... bis sie Kaleb kennengelernt hatte. Seinetwegen wünschte sie sich nun etwas, das sie nie haben konnte, ein Leben, das sie nie führen würde.

Der Verkehrslärm holte sie in die Wirklichkeit zurück und sie sah sich eilig nach möglichen Bedrohungen um.

»Mallory?«

»Ja?« Unwillkürlich griff sie nach dem Amulett, das sie unter dem T-Shirt trug.

»Ich bin froh, dass ich dir

nachgelaufen bin«, sagte er.

Er trat noch näher, näher als es der Anstand erlaubte. Sie überlegte, wie er wohl reagieren würde, wenn sie ihm verriet, welche Gefühle er in ihr auslöste. Doch obwohl er sie erwartungsvoll ansah, durfte sie nicht zugeben, dass sie sich ebenfalls freute ihn zu sehen. Stattdessen sagte sie: »Ich habe nicht mit dir gerechnet.«

»Ich bin gerade erst zurückgekommen«, erwiderte er.

»Ich muss los«, sagte sie.

»Musst du irgendwo hin?«, fragte er im selben Moment.

Beide hielten inne. Sie fummelte am

Schulterriemen ihrer Tasche und rückte dabei unauffällig das Messer zurecht, das sie unter der Achsel trug. Es war durch die Jacke nicht zu sehen, aber manchmal drückte der Griff gegen den Bügel ihres BHs. Die Waffe war eines der vielen Dinge, auf die sie nicht angesprochen werden wollte. *Warum hast du ein Messer dabei?* Sie lächelte Kaleb an und setzte den Dialog im Kopf fort. *Für den Fall, dass ich uns vor diesen Monstern beschützen muss ... Nicht, dass ich jemals gegen eins gekämpft hätte, aber man weiß ja nie.*

»Mallory?« Wie so oft sah er sie mit einem unglaublich intensiven Blick an.

Wenn er ihr zuhörte, gab er ihr das Gefühl, sie würde etwas wirklich Wichtiges von sich geben, auch wenn es nur belangloses Zeug über eine Fernsehsendung oder einen Artikel aus dem Internet war. Es tat ihr gut, im Zentrum seiner Aufmerksamkeit zu stehen.

Er deutete stadtauswärts. »Kommst du noch mit auf einen kleinen Spaziergang? Auch wenn du nur kurz Zeit hast, könnten wir –«

»Ich kann nicht«, unterbrach sie ihn und fügte im Stillen hinzu: *Ich muss trainieren zu töten*. Die Versuchung, das

Training zu schwänzen, war groß, doch ihr Vater würde Fragen stellen. Dann müsste sie entweder zugeben, dass es jemanden gab, der es wert war, das Training ausfallen zu lassen – oder sie müsste ihn anlügen. Keine angenehme Vorstellung.

Kaleb sah sie abermals eindringlich an. Er hatte die Stirn enttäuscht in Falten gelegt und sie wünschte, sie könnte ihren Vater anlügen oder Kaleb einfach alles erzählen.

Stattdessen presste sie hervor: »Ich habe Training und bin schon spät dran. Vielleicht ein anderes Mal.«

»Ich komme darauf zurück«, versprach

er.

Sie verabschiedete sich und entfernte sich so schnell wie möglich von Kaleb, ohne dass es wie Davonlaufen ausgesehen hätte. Sie hatte ihm wieder nicht gesagt, dass sie nicht mit ihm zusammen sein konnte. Wie hätte sie es auch ausdrücken sollen, ohne seltsam zu klingen? Außerdem hoffte sie insgeheim auf ein wenig mehr. Sie lächelte innerlich. *Kaleb will mich wiedersehen.*

Kurze Zeit später hatte Mallory Kaleb vorübergehend aus den Gedanken verdrängt, um sich auf ihre Aufgabe zu konzentrieren: ihrem Vater zu beweisen,

dass sie Fortschritte mit der Selbstladepistole machte.

»Du musst dich endlich überwinden, Mallory.« Adam blieb ruhig, doch die Kritik war deutlich. »Ein Revolver hat nur sechs Schuss. Manchmal ist das nicht genug.«

Sie kannte die Vorteile der halb automatischen Waffe, aber in ihrer Hand fühlte sie sich trotzdem wie ein Fremdkörper an. Das war von Anfang an so gewesen. Das Gewicht verschaffte ihr kein beruhigendes Gefühl wie der vergleichsweise schwere Revolver.

»Sie sind keine Menschen«, erinnerte Adam sie unnötigerweise. Den größten

Teil ihres Lebens hatte er ihr beigebracht, wie man sich gegen Daimonen verteidigte. Sie waren stärker und schneller als jeder Mensch. Nur die Magi konnten es mit ihnen aufnehmen, doch Mallory war keine Maga.

Sie richtete den Lauf auf das Ziel und holte noch einmal tief Luft. Dann hielt sie den Atem an und drückte ab. »Wie beim Fotografieren.«

Was Mallory aus dem Schießunterricht wusste, hatte sie aufs Fotografieren übertragen. Daimonen ließen sich allerdings nicht von einer 35-mm-Kamera einschüchtern. Sicheres Zielen mit einer 9-mm-Pistole würde ihr

jedoch – hoffentlich – eines Tages das Leben retten. Doch wie gut sie sich auch vorbereitete, ihr wurde jedes Mal angst und bange, wenn sie daran dachte, wirklich einmal Daimonen gegenüberzustehen.

»Noch mal«, forderte Adam sie auf. »Konzentriere dich. Wenn du merkst, wer vor dir steht, musst du sofort handeln. Sie sehen aus wie wir ... und wie du.«

Die Pause war kurz, aber unüberhörbar gewesen. *Wir* und *du*. Ihre Mutter war keine Maga und Adam nicht ihr leiblicher Vater, deshalb war sie

keine *wir*. Aber sie war auch nicht wirklich eine *von denen*. Auch wenn sie ein Mensch war, gehörte sie zu den Magi, da sie von Adam großgezogen wurde. Er bereitete sie darauf vor, gegen Daimonen zu kämpfen, obwohl ihr dafür nur menschliche Mittel zur Verfügung standen. Manchmal gestand sie sich schuldbewusst ein, dass dies nicht das Leben war, das sie sich wünschte. Kurz wanderten ihre Gedanken zu Kaleb, doch sie wusste, dass sie ihren Vater gar nicht zu fragen brauchte, ob er ihre Trainingszeiten ändern würde, damit sie Zeit für ihn hätte.

Unaufhaltsam visitierte sie an, drückte

ab und wandte sich dann dem nächsten Ziel zu. Als sie am Ende der Reihe angekommen war, begann sie wieder von vorn. Mallory hasste die Leichtigkeit, mit der die Selbstladepistole schoss. Es ging ihr zu schnell, doch sie würde dieses Tempo zu schätzen wissen, wenn die Pappkameraden vor ihr Dämonen wären.

Adam begann ihr Zahlen zuzurufen. »Auf die Drei, Acht, Zwei, Eins, Acht, Sechs.«

Sie zielte und drückte ab. Eine Übung, die Reaktionsvermögen und Konzentration erforderte, und sie musste

zugeben, dass sie mit der 9-mm-Pistole leichter zu bewältigen war. Dennoch war ihr nach wie vor unbehaglich zumute.

Sie schob die halb automatische Waffe zurück ins Halfter unter ihrem Arm und griff nach dem Revolver, den sie am Oberschenkel trug. Durch das vertraute Gewicht konnte sie sich viel besser in den meditativen Zustand versetzen, in dem die Welt auf Hand-Waffe-Ziel reduziert war. Sie hatte auch eine Nahkampfausbildung absolviert, doch ihr Vater wies sie immer wieder darauf hin, dass die meisten Daimonen besser

trainiert und physisch stärker waren, als es einem Menschen jemals möglich wäre. Deshalb sollte Mallory mit Waffen umgehen können: Die Magi hatten Zauberkraft, Daimonen Körperkraft und Menschen Waffen.

Sie schoss, bis die letzte Kammer des Revolvers leer war. Anschließend blickte sie zu ihrem Vater. Die zusammengezogenen Brauen sagten alles: Er war nicht glücklich darüber, dass sie die Waffen gewechselt hatte.

»Ich fühle mich damit wohler.« Sie senkte den Lauf und öffnete die Trommel, um die Hülsen herauszuschütteln. Adam schwieg. Auch

als sie sechs neue Patronen aus der Tasche ihrer Jeans zog und die Waffe abermals lud, sagte er nichts. Erst als Mallory die Trommel wieder eingeschwenkt hatte, legte er los: »Ich hätte dir das Ding niemals geben sollen. Wenn du gleich mit der Selbstladepistole angefangen hättest, würdest du nicht immer wieder auf den Revolver zurückgreifen. Er war nur für die ersten Versuche gedacht wie Stützräder.«

Sie deutete auf die Pappkameraden.
»Ich kann mit beiden Waffen schießen.«

Da er nicht antwortete, ging sie nach vorn und zeigte mit dem Lauf auf die

Einschusslöcher des ersten Ziels. »Kein einziger Treffer liegt außerhalb des gewünschten Bereichs. Alle drin.« Sie ging eine Pappfigur nach der anderen ab. »Ich kann sehr wohl mit der Selbstladepistole umgehen, ich mag sie bloß nicht.«

Adam seufzte. »Wenn du wüsstest, wie sie sind ...« Er schüttelte den Kopf. »Ich hoffe, dass du ihnen niemals allein gegenüberstehst. Aber wenn doch, wirst du dankbar für ein Magazin sein und hoffentlich hast du dann ein großes dabei.«

Seine besorgte Miene ließ sie

nachsichtiger werden. »Das weiß ich und ich *werde* vorbereitet sein. Versprochen.« Für einen Moment war sie kurz davor, ihm die Fragen zu stellen, die sie noch nie ausgesprochen hatte. Doch genau wie viele Male zuvor fehlten ihr die richtigen Worte. Sie wollte wissen, warum sie noch nie Daimonen begegnet war, warum sie nicht in Adams Büro durfte, warum es für sie keine Möglichkeit gab, ein anderes Leben zu leben ... Aber sie brachte die Worte einfach nicht über die Lippen, als würde ein Band ihre Brust zuschnüren.

Gute Töchter stellen keine Fragen.

Sie gehorchen.

Adam sah sie abwartend an und als sie nichts mehr hinzufügte, nickte er. »Du musst vorbereitet sein.«

Mallory nahm Haltung an und sah ihrem Vater in die Augen. »Ich werde dich nicht enttäuschen.«

Er holte das Magazin aus der Pistole und ersetzte es durch ein neues. »Denk immer daran, dass du einen Moment für das Laden brauchst. Manchmal ist dieser Moment entscheidend. Daimonen sind nicht wie die Magi oder die Menschen. Das darfst du nie vergessen, Mallory.«

»Das werde ich nicht«, versprach sie. Der Druck, den sie in der Brust verspürt

hatte, verschwand.

Er reichte ihr die Waffe.

Mit zusammengepressten Lippen griff Mallory danach. Im Nahkampf mochten Daimonen überlegen sein, doch sie hatte nicht vor, es so weit kommen zu lassen.

»Schieß das Magazin leer«, forderte er sie auf.

Mallory zielte und schoss, bis es halb leer war. Fünfzehn neue Löcher waren um die bereits vorhandenen entstanden. Das Sonnenlicht schien durch die Pappe, wie durch ein offenes Fenster. Das nächste Ziel richtete sie genauso zu, dann ließ sie die Waffe

sinken. Wenn sie gute Leistungen zeigte, würde ihr Vater ihr vielleicht ab und zu eine Auszeit gönnen, sodass sie zumindest eine Freundschaft zu Kaleb aufbauen konnte und ihr nicht nur die wenigen Minuten blieben, in denen sie ihm zufällig über den Weg lief. Sie schaute zu Adam.

Er nickte. »Noch mal.«

Mehrere Stunden und Magazine später fuhren Adam und Mallory in das Einfamilienhaus zurück, das sie in Smithfield gemietet hatten, einer austauschbaren Kleinstadt mitten in der Provinz. Das Haus war unscheinbar wie

fast alle Häuser, in denen sie in den letzten Jahren gewohnt hatten. Es war hübsch, sauber und in einem ordentlichen Zustand, aber vollkommen unpersönlich, worunter Mallory manchmal litt. Die Wände waren weiß und der Teppichboden beige. Nirgendwo stand eine Pflanze oder irgendein Gegenstand, der die Räume zu einem richtigen Zuhause gemacht hätte. An der Kühlschranktür hingen die Speisekarten verschiedener Take-away-Restaurants, was den gesichtslosen Charakter des Hauses noch unterstrich.

Fünf Jahre war es her, seit sie zum letzten Mal ein richtiges Zuhause gehabt

hatten.

Seit Mum gegangen war.

Darin lag der große Unterschied: Selah konnte jede x-beliebige Mietwohnung in ein gemütliches Zuhause verwandeln. Sie hatte Pinsel und Farben besorgt und ganze Tage damit verbracht, aus eintönigen Zimmern besondere Wohnräume zu machen. Sie strich die öden weißen Wände nicht nur in einer anderen Farbe an, oft ging sie sogar noch weiter. »Sieh es als Abenteuer«, war ihre Devise gewesen. Einmal hatte sie einen Himmel an die Decke gemalt – strahlend blau und mit großen, hellen Wolken darauf. Ein

anderes Mal bekam Mallory einen Baum an die Wand ihres Zimmers mit zwei Kleiderhaken an den Enden zweier dicker Äste. Auf beigefarbenem Teppichboden wurden bunte Läufer ausgerollt, die Selah in Kartons aufbewahrte. Jeder noch so langweilige Boden wurde mithilfe dieser Farbkleckse zu einer Blumenwiese oder einem Teich. Eine neue Wohnung zu beziehen, war ein Spiel gewesen, das sie wieder und wieder spielten, wenn sie in eine neue Stadt kamen. Aber seit nur noch Mallory und Adam übrig waren, blieben die Wände weiß und die

einzigste Farbe auf dem Teppichboden stammte von den Flecken der Vormieter.

Mallory ging ins Esszimmer und setzte sich. Stumm legte sie beide Waffen auf den abgenutzten Holztisch und begann, zuerst den Revolver und dann die Pistole zu reinigen. Seit ihrem siebenten Lebensjahr ging sie mit Waffen um und das Putzen hatte – genau wie das routinierte Zielen und Abdrücken – etwas Beruhigendes. Es bedeutete, dass alles normal war, dass sich ihr Leben nicht veränderte, auch wenn sie jedes Jahr in einem anderen Haus lebten.

»Wir müssen wieder umziehen«, sagte Adam, der im Türrahmen des

Esszimmers stand.

Sie blickte auf. »Wann?«

»Sofort.« Seine Lippen waren nur noch eine dünne Linie.

»Sofort«, wiederholte sie. »*Heute Abend?* Jetzt?«

»Nein.« Er lächelte sie an, doch die Anspannung in seinem Gesicht blieb. »Ich habe die Umzugsleute meiner Firma bestellt. Sie kommen am fünfzehnten.«

Kindische Wut stieg in ihr auf. Doch ihre jahrelange Erfahrung hielt dagegen. Adam hätte das niemals so kurzfristig entschieden, wenn er es nicht für unbedingt notwendig hielt. Dennoch fühlte sie sich betrogen. Sie waren den

ganzen Nachmittag zusammen gewesen, ohne dass er auch nur ein Wort erwähnt hatte.

»Das ist mein Geburtstag«, begann sie und versuchte so gleichgültig wie möglich zu klingen. Von Kaleb konnte sie ihm natürlich nicht erzählen, aber der Gedanke, ihn nie wiederzusehen, zerriss sie fast. Sie konzentrierte sich auf das Reinigen der Waffe.

»Ich weiß.« Adam trat in das Zimmer und legte die Arme um sie. »Es tut mir leid.«

Sie schloss die Augen wie ein Kind, auch wenn sie schon lange keins mehr

war. Es war albern, sich wegen eines Datums im Kalender aufzuregen, aber sie hielt noch immer an dem naiven Traum fest, ihre Mutter würde an ihrem Geburtstag zurückkommen. Nichts deutete darauf hin, doch Mallory hatte die Hoffnung, dass ihre Mutter irgendwann an ihrem Geburtstag durch die Tür und damit wieder in ihr Leben treten würde – genauso beiläufig, wie sie an Mallorys zwölftem Geburtstag gegangen war.

Adam behauptete stets, Selah würde sie überall finden, denn seine Firma wisse immer Bescheid und Selah sei die einzige Person auf der Welt, der

jederzeit mitgeteilt werden dürfe, wo Adam und Mallory wohnten. Doch Mallory zweifelte daran, dass die Firma ihr die Information wirklich geben würde, da ihre Mutter nie von seinen Kollegen akzeptiert worden war. Im Gegensatz zu Adam würde sie sich nicht wundern, wenn die Firma diese Abmachung »vergessen« würde oder Selah sogar bewusst in die Irre führte.

»Ich werde ab jetzt im Hauptsitz von Stoneleigh-Ross arbeiten.« Adams Miene war unleserlich – was bedeutete, dass er entweder etwas verbarg oder sich fürchtete.

Oder beides.

Mallory setzte sich aufrecht hin und schaute Adam nach, der zur Tür des Esszimmers ging. Sie war noch nie gut darin gewesen, ihrem Vater Fragen zu stellen, doch der Gedanke an Kaleb stärkte sie jetzt. Sie durfte zwar normalen Menschen nicht zu nahe kommen, aber auch wenn es nur darum ging, die kurzen Begegnungen mit Kaleb fortführen zu können, musste sie sich nun vorwagen.

»Ich würde gern wissen, warum wir schon wieder fortmüssen«, sagte sie. Ihre Gelassenheit war dahin. »Ich bin kein Kind mehr. Du bist mir eine

Erklärung schuldig«, fügte sie etwas lauter hinzu.

Ihr Vater machte kehrt und ließ sich auf dem Sofa nieder. Er wartete, bis sie das Magazin wieder gefüllt hatte, dann sagte er: »Ich liebe dich mehr, als ich mir je hätte vorstellen können. Wenn ich dich an irgendeinen sicheren Ort bringen und mich allein den Bedrohungen aussetzen könnte, würde ich es tun.«

»Ich will nicht ›an irgendeinen sicheren Ort‹ gebracht werden.« Mallory legte das Magazin auf den Tisch. Das leise Klappern bildete einen scharfen Kontrast zu der Wut, die sie zu unterdrücken versuchte. Sie ging die

wenigen Schritte bis zum Sofa, setzte sich aber nicht. »Ich will wissen, was los ist. Ich will wissen, warum wir so schnell umziehen müssen. Ich will wissen, warum überhaupt jemand hinter dir her ist.«

Ihr Vater sah sie eindringlich an und sie hätte sich gern dafür entschuldigt, dass sie laut geworden war – auch wenn es ihr nicht leidtat. Er tat so, als könne man ihr diese Informationen nicht zumuten, aber töten hatte er ihr beigebracht. Sie musste ihm zeigen, dass sie dieses Mal keinen Rückzieher machte, nur weil er seinen stechenden Blick einsetzte.

»Vor langer, langer Zeit habe ich ihnen etwas sehr Wertvolles genommen«, sagte er nach einer Weile. Er beugte sich weit vor und legte die Hände außen neben die Knie, als wollte er sich an der Sofapolsterung festhalten. »Vielleicht war es dumm. Ich wusste, dass es gefährlich war, aber ich war wütend. Sie haben meine Eltern und meinen Bruder getötet ...« Er hielt inne und Mallory fürchtete schon, er würde aufhören zu reden – wie immer in den seltenen Fällen, in denen er die Stadt erwähnte. Doch dieses Mal fuhr er fort. »Ohne meine Schwester wäre auch ich

jetzt tot. Evelyn hat mich gerettet. Ich war noch zu jung, um zu kämpfen. Aber nach den Kriegen habe ich nur auf eine Gelegenheit gewartet, mich zu rächen. Es hat zwei Jahrhunderte gedauert, bevor ich meine Chance bekam. Ich habe dem Herrscher der Daimonen das Wertvollste genommen, aber ich konnte ... ich *kann* es nicht vernichten. Evelyn will es als Waffe einsetzen, aber ...» Adam senkte den Kopf und seine Stimme versagte. Mit hängendem Kopf blieb er sitzen.

Wenn Mallory an Evelyn Stoneleigh dachte, lief es ihr kalt den Rücken hinunter. Offiziell gehörte sie zur

Familie, aber diese Frau war die absolut furchterregendste Person, der Mallory je begegnet war. Wie die meisten Magi wirkte sie auf den ersten Blick völlig harmlos, doch dann hatte sie Mallory aus ihren kalten, dunklen Augen angesehen – Augen, in denen keinerlei Gefühl, sondern nur Berechnung lag.

Mallory dachte an die wenigen Dinge, die ihr Vater stets persönlich mitnahm und nicht den Möbelpackern überließ, wenn sie umzogen. Doch darunter schien nichts so wertvoll zu sein, dass man dafür töten würde. »Kannst du es nicht zurückgeben, damit wir nicht ständig auf der Flucht sein müssen?«

Adam hob den Kopf. »Nur über meine Leiche. Er würde mich ohnehin umbringen. Die Daimonen denken nicht wie die Magi, Mallory, und er ist ihr Anführer. Für ihn wäre es ein Zeichen von Schwäche, wenn er mich am Leben lassen würde.«

»Es muss doch noch eine andere Lösung geben«, beharrte sie. »Haben wir nur die Wahl zwischen Flucht und Tod? Mehr gibt es nicht? Vielleicht kann es jemand anders für dich zurückbringen. Evelyn ist stark und –«

»Nein!«, unterbrach er sie scharf. Nach einem tiefen Seufzer fügte er

ruhiger hinzu: »Ich werde mir etwas überlegen. Es wird alles gut. Du bist weiterhin vorsichtig und wir ziehen nur so oft um, wie wir wirklich müssen. Wenn ich sterbe, gehst du zu Evelyn.«

Er streckte die Hand aus und Mallory setzte sich neben ihn.

Als er sie in den Arm nahm, blinzelte sie die Tränen fort. So sah ihre Zukunft aus: fliehen und hoffen, dass die Monster sie nicht finden.

Ich hasse Daimonen.

KAPITEL 2

EIN NEUER TAG BRACH an. Zaghaft zeichneten sich am Himmel über der Stadt graue und violette Streifen ab, doch Aya bereitete sich schon auf ihren nächsten Kampf vor – wie an so vielen Tagen im vergangenen Jahr. Sie tötete nicht gern, doch der Gedanke an das Leben, das sie hinter sich lassen wollte, machte ihr einmal mehr bewusst, dass ihre Teilnahme an den Kampfspielen die richtige Entscheidung gewesen war. Von

den Frauen aus der herrschenden Kaste wurde erwartet, dass sie Mutter wurden. Aya hatte das bis jetzt verhindern können, sogar ihre Verlobung aufgelöst, aber damit war das Unausweichliche nur aufgeschoben. Irgendwann würde der Herrscher ihr einen Ehemann aufzwingen, wenn sie sich keinen Partner suchte. Doch sie wollte lieber im Kampf als unterdrückt sterben. Durch die Teilnahme an Marchosias' Spielen bestand immerhin eine Chance auf Freiheit. Die Regeln schrieben nicht vor, dass der Sieger männlich sein musste, er musste lediglich überleben. In diesem Fall würde Aya etwas tun können, was

keine andere Frau vor ihr je geschafft hatte – im Rat der Stadt regieren.

Ein Vibrieren auf der Haut zeigte ihr an, dass sie Besuch bekam. Draußen war es inzwischen fast hell und sie öffnete die Fensterläden einen Spaltbreit. Auf der Feuerleiter stand ein Stadstreicher. Die Leitern waren auf Anordnung des Herrschers Marchosias an jedem Gebäude angebracht worden, nachdem in den Kriegen gegen die Magi ganze Familien lebendig verbrannt waren. Die Fenster waren durch spezielle Vorkehrungen gesichert, doch über die Leitern war es den Stadstreichern immerhin möglich, zu den Bewohnern

des jeweiligen Hauses Kontakt aufzunehmen.

Die schwarzen Augen des Daimonen huschten von links nach rechts. Stadstreicher gehörten der niedrigsten Kaste an. Sie waren die Ohren und Augen der Stadt, hatten weder Beruf oder Besitz noch Familie.

Aya schob die Scheibe hoch. »Außer uns ist niemand hier.«

Der Stadstreicher nickte. »Veries Tod ist *das* Thema auf dem Nachtmarkt.«

»Und sonst?«

Er zuckte mit den Schultern. »Nichts Neues.«

Aya nahm einen Taler aus dem Glas, das sie nur für diese Art von Besuch in der Nähe des Fensters stehen hatte, und reichte das Geld hinaus. »Gibt es noch etwas?«

»Es wird gemunkelt, dass einer der Kämpfer ihn getötet hat.« Der Stadstreicher wagte sich ganz nah an das Fenster heran und hielt erst inne, als er befürchten musste, im nächsten Moment bewusstlos auf die Straße geschleudert zu werden. Der Abwehrmechanismus um Ayas Haus war der beste der Stadt – effektiv, aber unauffällig.

Sie wandte sich von ihm ab und tat so,

als hätte sie nicht bemerkt, wie respektlos er ihren Schutzschild auf die Probe gestellt hatte. Andernfalls hätte sie ihn tadeln müssen. Es war ein törichtes Spiel um Vertrauen, das die Stadstreicher immer wieder mit ihr spielten: Sie wollten testen, ob Aya mehr an ihrem gesellschaftlichen Rang oder an ihrem Ruf als Kämpferin lag. Aya mochte diese Spiele nicht.

»Welcher Kämpfer?«, fragte sie deshalb betont gelassen.

»Da gibt es unterschiedliche Meinungen.«

Aya sah den Stadstreicher

herablassend an. »Zum Beispiel?«

Er streckte die Hand aus.

Wortlos drehte sie sich um und gab ihm zwei weitere Taler, bevor sie die Frage wiederholte: »Zum Beispiel?«

Die Taler verschwanden in einer Tasche, die von innen in das Hemd des Stadstreichers eingenäht war. »Sol, Belias oder du.«

Die einzigen hochgeborenen Kämpfer, die sich noch im Wettbewerb befanden.

»Die meisten wetten auf dich«, fügte er hinzu. Bevor sie etwas erwidern konnte, schwang er den Fuß nach hinten, kletterte flink die Leiter hinunter und

verschwand im nächsten Moment auf der belebten Straße.

Aya lehnte sich aus dem Fenster und hielt nach ihm Ausschau. In den letzten beiden Jahren hatte sie viele zuverlässige Stadstreicher gefunden. Das letzte Jahr – das Kampfjahr – war in dieser Hinsicht jedoch bemerkenswert gewesen. Je länger sie sich im Wettbewerb hielt, desto interessanter wurde es, für sie zu arbeiten. Sie hatte sich erbarmungslos und gründlich gezeigt, war dabei aber stets klug und überlegt vorgegangen. Dieses Verhalten hatte ihr – wenn auch zähneknirschend – die Anerkennung zahlreicher Händler

und Mitglieder der niederen Kasten eingebracht.

Auch vor den Kampfspielen hatte sie niemals einen Stadtstreicher schlecht behandelt oder geschlagen. Dabei war sie sich manchmal gar nicht sicher, ob es ihnen überhaupt etwas ausmachte. Sie war bereit, für gute Informationen zu zahlen. Das war alles, was für die Stadtstreicher zählte. Ayas Zukunft würde Geld und Macht bedeuten – oder den Tod. Wie die Kampfspiele auch ausgingen, jetzt für sie zu arbeiten, barg kein langfristiges Risiko.

Aya schloss das Fenster. Sie wollte

nicht an den Tod denken. Heute stand ihr das Duell mit Belias bevor und er war kein leichter Gegner. Es war nicht sehr wahrscheinlich, dass sie gegen ihn gewann. In den Wettbüros lag er mit vierzehn zu eins haushoch vorn.

Als sie die Diele betrat, fiel ihr Blick auf die Messer, die sie über Nacht hatte einweichen lassen. Die anderen Waffen hatte sie bereits hergerichtet, jetzt musste sie sich nur noch darum kümmern. Bei dem Gedanken daran zog sich alles in ihr zusammen. Messer waren im Kampf kein edles Mittel. Sol würde sie wahrscheinlich nie einsetzen und Belias würde nicht einmal daran denken. Das

Gift an den Klingen ließ das Herz eines jeden Daimonen aufhören zu schlagen. Wüsste Belias davon, wäre er angewidert. Aber sie hatte oft genug gegen ihn gekämpft und sah keine andere Möglichkeit, ihn zu schlagen. Er hatte ihr fast alles beigebracht und kannte ihre bevorzugten Taktiken. Ein fairer Kampf zwischen ihr und Belias war undenkbar.

Und die Schiedsrichter wussten das, als sie uns als Gegner bestimmt haben.

Aya zog die Messer aus der Flüssigkeit und ließ sie in die Scheiden gleiten, die sie an ihrem Gürtel befestigt hatte. Sie hatte sich mittlerweile so weit von den Normen ihrer Kaste entfernt,

dass ein weiteres Vergehen die Schuldgefühle nicht wert war. Es war schlimm genug, dass sie allein lebte und ihr Haar so kurz und schlicht trug wie ein Soldat in Marchosias' Armee. Auch ihre Art zu kämpfen war in den Augen der hochgeborenen Familien eine Beleidigung: Frauen ihrer Gesellschaftsschicht nahmen niemals an öffentlichen Kämpfen teil und ganz bestimmt töteten sie nicht aus sportlichen Beweggründen oder für den eigenen Vorteil.

Entschlossen zog Aya die Tür hinter sich zu und stieg die Stufen zur

mittlerweile überfüllten Straße hinab. Seit fast einem Jahr klebte Blut an ihren Händen. Zahlreiche Gegner waren durch ihre Klinge gefallen und verendet und nun stand sie als eine der Letzten im Wettbewerb. Marchosias' Kampfspiele fanden in jeder Generation nur ein Mal statt, sodass die Zahl der Teilnehmer überwältigend gewesen war. Viele taten alles, um für sich zu werben. Doch da so wenige Frauen unter den Kämpfern waren, wurde ihnen von Anfang an mehr Aufmerksamkeit zuteil als ihren männlichen Kollegen. Und Aya stand unter besonderer Beobachtung: Dass eine Frau aus der obersten Kaste

teilnahm, war noch schockierender als die Brutalität der Kämpfe.

In jeder Kaste der Stadt hatten Frauen ihren festen Platz – aber nur Frauen aus Ayas Kaste waren vor der Gewalt sicher, die für die anderen zum Alltag gehörte. Ayas Teilnahme an den Kampfspielen hatte ihr von allen Seiten Kritik eingebracht. Anstatt zu heiraten, war sie in das Händlerviertel gezogen, in dem auch die jungen Männer aus der oberen Kaste vor der Hochzeit lebten und danach ihre Geliebten hatten. Die Empörung war groß gewesen, doch nun war sie erfolgreicher, als sie es sich selbst je zugetraut hätte. Wenn man mit

dem Rücken zur Wand steht, ist man zu Dingen fähig, die man vorher nie für möglich gehalten hätte. Die Messer, die sie bei sich trug, waren der beste Beweis dafür. Wenn sie die Spiele gewann, könnte sie die Stadt in eine neue Zukunft führen. Dieses Ziel war jedes Opfer wert – sogar Belias.

Aya genoss die aufregende Spannung, die in der Luft lag. Die Leute tuschelten über ihre früheren Kämpfe, spekulierten über ihre Chancen beim heutigen Kampf und erzählten sich Geschichten darüber, was sie angeblich außerhalb der Kampfspiele trieb. Wenn sie sich

trauten, Blickkontakt mit ihr aufzunehmen, lächelte Aya ihnen zu. Diese Daimonen waren das Volk, das sie beschützen und führen wollte.

Als sie den Basar der Seelen erreichte, sah sie die schwarz maskierten Assassinen und die rot maskierten Lusthändler mit ihren Kunden verhandeln. Die Daimonen nahmen die Dienste der Auftragsmörder oder Bordellbetreiber gern in Anspruch und verbargen ihre Gesichter dabei ebenfalls hinter Masken. Nur mutige Ausnahmen waren ohne Maskierung unterwegs. Meistens waren es hochgeborene Daimonen, die es nicht nötig hatten, ihre

Geschäfte geheim zu halten. Auch die bestbezahlten Assassinen und Lusthändler machten ihren Status durch eine äußerst schmale Maske deutlich – oder verzichteten sogar ganz darauf.

Aya bewegte sich auf das Zentrum des Basars zu. Auf einer großen Tafel waren gut sichtbar die Ergebnisse der letzten Kämpfe vermerkt, die die Basarbesucher zum Wetten und zum Kauf von Eintrittskarten für die nächsten Veranstaltungen animieren sollte. Die Namen der zehn verbliebenen Teilnehmer und ihr jeweiliger Rang waren in roten Buchstaben aufgelistet. Aya stand hinter Sol, Flynn, Nic, Kaleb

und Belias, aber vor Dian, Tylo, Cree und Jade. Allein auf der Tafel zu stehen war ein Erfolg und eine große Ehre, doch das genügte ihr nicht.

In dieser Runde standen noch ihr Duell mit Belias und der Kampf zwischen Nic und Kaleb aus. Wenn sie gewann, würde sie auf den vierten Platz vorrücken – es sei denn, sie könnte so viele Punkte sammeln, dass sie sogar Nic oder Kaleb überholte. Doch es war eher unwahrscheinlich, dass sie im Kampf gegen Belias Extrablutpunkte erhielt, die man nur durch schwierige Treffer, Verstümmelungen oder anderweitige

Aktionen außerhalb der normalen Kampfhandlung verdienen konnte. Außerdem bestimmten über die Vergabe dieser Punkte allein die Schiedsrichter. Schon deshalb konnte sie kaum damit rechnen.

Die Schiedsrichter behaupteten zwar, die Punkte nur zu vergeben, wenn sie gerechtfertigt waren, aber jeder wusste, dass dabei Bestechung im Spiel war. Als Frau hatte sie keine Unterstützung von den Schiedsrichtern zu erwarten. Aya sollte nicht gewinnen. Frauen durften nicht gleichgestellt sein.

Während sie ihren Weg über den Basar fortsetzte, wurde das Raunen der

Menge um sie herum immer lauter. Unwillkürlich musste sie an die Gerüchte über Veries Tod denken. Niemand sprach sie darauf an, aber sie wurde unverhohlen angestarrt, als stünde sie schon mitten im Wettkampf. Sie war eine Sensation.

Während der Kampfspiele erlebten die Zuschauer eine Demonstration der Kraft, mit der die Stadt einst verteidigt worden war. Aya vermutete, dass Marchosias sein Volk in gewisser Hinsicht auf zukünftige Auseinandersetzungen vorbereiten wollte. Gleichzeitig standen Marchosias damit fähige Krieger zur Verfügung, mit

denen er bei Bedarf sein Heer auffüllen konnte.

Als Aya den Eingang zur Kampfarena erreicht hatte, blieb sie stehen und ließ den Blick über die vielen roten Masken schweifen, die an den umliegenden Ständen zu sehen waren. Ihren Kampf im Lustviertel stattfinden zu lassen war entweder eine Beleidigung oder eine zusätzliche Stimulation, denn normalerweise erwarb man hier nur chemische oder physische Befriedigung. Vielleicht war es aber auch so etwas wie ein Geschenk. Im Gegensatz zu Belias kannte sie die Arena, denn sie

hatte hier schon einmal gekämpft. Lächelnd lief sie an den Zuschauern vorbei, die auf den Einlass warteten.

»Ich bin hier, um Belias zu töten«, stellte sie sich beim Pförtner vor.

Einige Leute schnappten hörbar nach Luft, andere lachten und wiederholten Ayas Worte laut.

»Wer Ahnung hat, setzt auf den Jungen«, rief der Pförtner.

»Belias wird verlieren – oder er kann aufgeben.« Aya drehte sich zu den Wartenden um. »Das könnt ihr Belias von mir ausrichten: Wenn er aufgibt, bevor zum fünften Mal Blut geflossen ist, akzeptiere ich!«

Nervöses Lachen und schrille Anfeuerungsrufe ertönten aus der immer aufgebrachteren Menge.

»Sagt ihm das«, wiederholte Aya lauter und wandte sich dann zum Gehen.

Der Pförtner hob die Schranke, um sie eintreten zu lassen. »Jemand sollte dich auf deinen Platz verweisen«, sagte er, als sie an ihm vorbeiging.

Wortlos starrte sie ihn an. Normalerweise würde es niemand wagen, mit einer Frau aus der oberen Kaste so zu sprechen. Auch wenn sie sich nicht unbedingt wie eine Frau ihres Standes verhielt, konnte sie dieses respektlose Verhalten nicht dulden.

Schließlich wollte sie eines Tages regieren. »Ich kenne meinen Platz: Ich gehöre der höchsten Kaste an. Ich wurde geboren, um in der Stadt zu herrschen, sie sicherer und stärker zu machen.«

»Frauen sollten nirgends herrschen, außer im Haus vielleicht«, rief jemand aus der Warteschlange.

Aya sah dem Pfortner in die Augen, sprach aber so laut, dass die Wartenden sie hören konnten. »Im Gegensatz zu den meisten verbliebenen Kämpfern gehöre ich bereits zu den Mächtigen. Sie alle kämpfen um etwas, was Sol, Belias und mir durch die Geburt mitgegeben

wurde.«

Sie wusste, dass sie jetzt die volle Aufmerksamkeit hatte. Sie ließ den Blick über die Menge wandern und verkündete: »Wir kämpfen, um zu beweisen, dass wir es verdienen zu herrschen!«

»Frauen herrschen nicht. Sie sind viel zu weich«, rief jemand.

»Erzähl das mal den Kämpfern, die ich besiegt habe.« Aya wandte sich wieder dem Pförtner zu, der die Diskussion begonnen hatte. »Auch wenn ich nicht gewinne, habe ich einen höheren Rang als du.«

Der Pförtner senkte den Kopf.

»Pissen«, befahl sie ihm leise.

Er sah wieder auf und ihre Blicke trafen sich.

»Jetzt!« Sie deutete auf den Boden.

Ohne etwas zu erwidern, gehorchte der Pförtner. Er hätte auch nach einem Richter rufen können, aber er hatte gerade eine Frau der herrschenden Kaste beleidigt – und das vor mehreren Hundert Zeugen. Einige von ihnen würden gegen ihn aussagen und jeder Richter auf dem Basar hätte ihn verurteilt. Ayas Herkunft gab ihr das Recht, ihn direkt zu bestrafen.

»Auf die Knie«, ordnete sie an.

Während der Pförtner sich hinhockte,

entdeckte Aya ihren heutigen Gegner. Belias hob fragend die Brauen, doch er hütete sich zu sprechen – allerdings war das ohnehin nicht nötig. Die Umstehenden konnten es kaum abwarten, ihm zu berichten, was sich soeben zugetragen hatte.

Aya wandte sich wieder an den Pförtner. »Wenn ich dir befehle, aus der Pfütze dort zu trinken, wirst du es tun. Sonst führe ich dich einem Richter vor. Wenn ich dir befehle, um etwas anderes zu bitten, wirst du auch das tun.«

Der Pförtner blickte zu ihr auf. »Worum soll ich Euch bitten?«

»Um Gnade!« Aya richtete den Blick auf Belias. »Ich habe wenig Spielraum, aber wenn du mich um Gnade bittest, kann ich dir vielleicht entgegenkommen.«

Das Lächeln auf Belias' Lippen verriet, dass auch er sich durch diese Worte angesprochen fühlte. Entschlossen schüttelte er den Kopf. Er würde nicht um Gnade bitten. Er glaubte nicht einmal daran, dass er überhaupt in die Verlegenheit kommen würde.

Der Pförtner hingegen flehte: »Gnade!«

»Eine Frau hat es nicht nötig, sich durch Grausamkeit zu beweisen.« Aya

sprach jetzt wieder lauter, damit die Wartenden sie hören konnten. »Hättest du versucht, mich durch Taten daran zu *erinnern*, welchen Platz Frauen der Meinung einiger Leute nach in der Gesellschaft verdienen, hätte ich dir das Genick gebrochen. Für dumme Worte aber werde ich dich nicht töten. Ich kann eine Lady sein und trotzdem herrschen. Das eine schließt das andere nicht aus.«

Aus der Menge wurden Buhrufe laut, viele applaudierten aber auch.

»Der Boden hier scheint nass zu sein«, stellte Aya fest, als würde die von Urin durchtränkte Erde vor ihren Füßen sie

überraschen. »Ich mache mir nur ungern die Schuhe schmutzig.« Sie blickte auf den knienden Pförtner hinab. »Hättest du nicht etwas, worauf ich treten kann, damit ich trockenen Fußes über diese nasse Stelle komme?«

»Ich ... ich habe keine Jacke, aber«, der Pförtner begann sein Hemd auszuziehen, »ich kann Euch das hier anbieten.«

»Das reicht nicht«, mischte sich Belias ein. Er trat hinter den Pförtner, stellte einen Fuß auf den Rücken des Mannes und drückte ihn nach vorn. Dann verbeugte er sich kurz vor Aya. »Bitte!«

Als sie nicht reagierte, streckte er ihr

eine Hand entgegen, um ihr über die lebendige Brücke zu helfen. »Zu Euren Diensten«, murmelte Belias.

Aya ignorierte die angebotene Hand und trat ohne Hilfe auf den Rücken des Mannes.

»Ich glaube, wir brauchen einen neuen Pförtner«, rief Belias. »Dieser hier ist anderweitig beschäftigt.«

Während Aya ihren Weg zum Kampfring fortsetzte, hielt Belias die Menge unter Kontrolle. Sie hörte, wie er einen Ersatzmann ernannte und einem Mädchen nach dem anderen über den ausgestreckten Pförtner half. Er war ihrem Beispiel gefolgt und hatte

erfolgreich seine Macht demonstriert – und dies mit dem ihm eigenen Charme. Einst war sie dankbar gewesen, dass er bei ihrer Geburt als ihr späterer Ehemann auserwählt worden war. Wegen seines Charmes hatte sie sich in ihn verliebt, aber sein Charme hatte ihr auch das Herz gebrochen, als sie die Hochzeit ablehnte. Aya presste die Lippen fest aufeinander, damit die Worte, die besser ungesagt blieben, nicht aus ihr herausplatzten.

KAPITEL 3

DIE MÄNNER NICKTEN BELIAS zu, während er den Mädchen und Frauen über den Rücken des Pförtners half. Er bekam die Aufmerksamkeit, die seinem Rang und seinem Ruf als Kämpfer entsprach, und er nahm sie an, ohne sich besonders darin zu aalen. *Man muss nicht aus allem eine Show machen.* Aber das konnte Belias Aya einfach nicht beibringen. Er verstand ihr Bedürfnis, ihren Weg allein zu gehen,

respektierte ihn sogar. Doch sie schien entschlossen, den allerschwersten Weg zu nehmen. Hochgeborene Frauen prügeln sich nicht auf der Straße und nahmen schon gar nicht an lebensgefährlichen Kämpfen teil. Wenn ihr Vater einige Jahre länger gelebt oder sie einen älteren Bruder gehabt hätte, wäre sie mit diesem verrückten Benehmen niemals durchgekommen. Doch als sie achtzehn und damit volljährig geworden war, hatte sie niemand aufhalten können. Sie hatte die Hochzeit verweigert und sich für die Kampfspiele eingeschrieben. Nun gab es kein Zurück mehr.

»Ich hoffe, du bringst sie um«, murmelte eine junge Frau, während sie schwungvoll auf den Rücken des Pförtners trat.

Belias reagierte nicht darauf. Er hatte sich nur für die Spiele eingeschrieben, um Aya vor dem Tod zu bewahren. Wäre sie nicht so stur, hätte er sich öffentlich mit ihr verbündet. So etwas war in den Regeln eigentlich nicht vorgesehen, aber er würde sowieso General in Marchosias' Regierung werden. Dazu war er erzogen worden. Sein Vater hatte für den Herrscher sein Leben gelassen – weil ein angeblich ergebener Magus ihn überlistet hatte.

Belias war mit dem Wissen aufgewachsen, zwei Aufgaben im Leben zu haben: so tapfer wie sein Vater zu kämpfen und Söhne zu zeugen. Am liebsten hätte er Aya als Frau an seiner Seite gehabt. Sie war für ihn bestimmt gewesen. Als Kämpferin hatte man sie nur ausgebildet, damit sie seine zukünftigen Kinder beschützen konnte.

Unglücklicherweise hatte sich seine Auserwählte gegen ihn entschieden. Ein Seufzer der Enttäuschung entwich ihm, worauf eine alte Stadstreicherin vor Schreck zu zittern begann. Er nahm ihre Hand und lächelte sie betont freundlich

an, während er sie auf den Rücken des Pförtners hievte.

Die Alte drückte seine Finger. »Seid nicht zu hart zu Aya. Sie tut, was sich viele von uns wünschen. Die Dinge müssen sich verändern.«

Belias nickte.

Zu hart?

Er war sich nicht einmal sicher, ob er überhaupt auf sie losgehen konnte. Doch wenn er sich zurückhielt, würde sie noch aggressiver werden. Diesen Kampf konnten sie nur gewinnen, wenn Aya aufgab.

Nachdem die letzte Frau den Pförtner passiert hatte, verbeugte sich Belias kurz

vor den restlichen Wartenden und entfernte sich in Richtung Kampfzone. Der Bereich war deutlich mit einem frisch gezogenen Kreis aus Kreide und Salz abgegrenzt. Fast alle hölzernen Sitze, die den Ring umgaben, waren bereits besetzt. Schweißgestank mischte sich mit anderen unangenehmen Gerüchen.

Belias stellte sich neben Aya. »Bitte gib auf«, sagte er. Doch sie reagierte nicht darauf. Wortlos legte sie ihre Jacke ab und überprüfte ihr Waffensortiment. Zuerst zog sie eine in Stoff eingeschlagene Hiebwaaffe aus ihrer Umhängetasche. Ein Messerpaar war an

ihrem Gürtel befestigt, die Griffe zweier kleinerer Messer ragten aus den Stiefeln hervor. An der linken Schuhspitze blitzte eine Rasierklinge und in ihren linken Handschuh waren Schlagringe eingearbeitet.

Belias zog sein Hemd aus, ohne sie aus den Augen zu lassen.

Ihre rechte Hand umschloss den Griff des schweren Schwerts und sie zog es aus dem Stoff. Die Schaulustigen warteten auf eine Reaktion von ihr, aber Belias wusste, dass sie weder ihnen – noch ihm – diesen Gefallen tun würde.

»Wir können hier und jetzt verkünden,

dass wir wieder zusammen sind und den Kampf einfach sausen lassen.« Belias streckte den Arm aus, um ihr über die Wange zu streichen, doch sie hob gefechtsbereit die gefährlich scharfe Klinge. »Wir müssen nicht hier sein.«

»Ich bin nicht für die Rolle als Ehefrau geschaffen, Belias.« Für einen kurzen Moment trübte sich ihr Blick, doch sie fing sich schnell wieder. »Auch wenn es mir persönlich leidtut, dich zu verletzen.«

»Wenn du mich nicht heiratest, wird dir irgendwann ein anderer Partner aufgezwungen. Du kannst deinen Pflichten nicht entkommen.« Als das Tor

für das Publikum mit lautem Krachen geschlossen wurde, blickte er auf. »Bleib mit mir zusammen, Aya. Du weißt, dass ich dich liebe.«

»Und du weißt, dass ich nicht schwanger werden will.« Als der letzte Zuschauer Platz genommen hatte, schob sich Aya einen Würgeschutz über den Hals. »Sag mir, dass wir heiraten können, ohne dass ich je ein Kind in die Welt setzen muss.«

Er wäre gern bereit gewesen, dieser absurden Forderung zuzustimmen, doch sie wussten beide, dass das unmöglich war. Er brauchte einen Erben, das war seine Pflicht. Und es war *ihre* Pflicht,

diesen Erben zu gebären. Die Fortpflanzungs- und Hochzeitszeremonien machten weibliche Daimonen fruchtbar und das Paar wurde vereinigt. Der Tod des einen bedeutete auch den Tod des anderen, *es sei denn*, die Frau war schwanger.

Für das Fortbestehen der Stadt waren Kinder unerlässlich. Eine Weile konnte er warten – *hatte* er gewartet – doch sie zu heiraten, ohne ein Kind mit ihr zu zeugen, war auch keine Lösung. Ihre Ehe würde früher oder später aufgelöst werden. Er hatte alle Möglichkeiten durchgespielt.

Langsam schüttelte er den Kopf. »Sei vernünftig, Aya.«

»Wenn ich die Kampfspiele gewinne, werde ich regieren. Dann kann mich niemand mehr zwingen, zu heiraten oder Kinder zu bekommen. Nicht einmal Marchosias. Er hält sich an die Gesetze.« Sie wandte sich von Belias ab und ließ den Blick über die Menge schweifen. »Ich muss gewinnen.«

»Du kannst mich nicht besiegen. Und ich werde den Kampf nicht absichtlich verlieren.«

»Ich weiß.« Sie lächelte ihn niedergeschlagen an.

»Lass wenigstens den Würgeschutz

weg«, bat er.

»Nein.«

Belias schüttelte abermals den Kopf. Aya hatte es ihm noch nie leicht gemacht, doch das hier war der absolute Wahnsinn. Er hatte seine Gegner schon oft durch Würgen besiegt. Bei seiner Kraft war es eine wirksame Methode, jemanden außer Gefecht zu setzen, ohne ihn zu töten. Der Gegner fiel in Ohnmacht und geriet damit in eine ausweglose Lage. Sobald er das Bewusstsein wiedererlangte, konnte Belias ihn zum Aufgeben zwingen. Dieses Vorgehen war erlaubt, beim

Publikum allerdings nicht gerade beliebt. Eine Reihe weit grausamerer Methoden, die ebenfalls zugelassen waren, gefielen dem Publikum dagegen sehr. Die Regeln waren ziemlich einfach: Es musste mindestens fünfmal Blut geflossen sein, bevor getötet werden durfte. Es gab keine Hilfe von außen. Die Kämpfer durften den vorgegebenen Kampfring nicht verlassen und mussten sich bemühen, am Leben zu bleiben.

Heute Abend wird es nicht leicht, fünfmal Blut fließen zu lassen.

Er konnte Aya nicht töten und er war sich sicher, dass auch sie ihn nicht töten

würde. Sie mussten also so lange kämpfen, bis einer von ihnen aufgab. Inzwischen bereute er es zutiefst, das Schiedsgericht bestochen zu haben, um gegen Aya antreten zu dürfen. Immerhin war es besser, als zusehen zu müssen, wie ein anderer Kämpfer sie einfach tötete. Er hatte nie daran gezweifelt, dass sie es bis in die letzten Runden schaffen würde. Doch die meisten verbliebenen Gegner waren so gut, dass sie sie zweifellos besiegen konnten. Er musste sie zum Aufgeben zwingen, bevor sie auf Kaleb oder Flynn traf.

»Es ist Zeit«, sagte Aya und legte das Schwert an den Rand des weißen Rings.

Mit einem letzten langen Blick in die Augen des Mädchens, das er liebte, schritt Belias in die Mitte des Kreises. »Aya«, rief er dann.

Sie stieg über das Schwert hinweg und betrat ebenfalls den Ring.

Da er der Ranghöhere war, musste sie auf ihn zugehen, seine Hand nehmen und sich kurz verbeugen. Dabei flüsterte sie ihm zu: »Ich wünschte, wir müssten nicht gegeneinander antreten.«

»Du kannst jederzeit aufgeben«, antwortete er ebenso leise.

Sie blickte auf und sah ihm in die Augen. »Das gilt auch für dich.«

Schweren Herzens ließ er ihre Hand los.

Hinter ihnen wartete ein Magus, um den Bannkreis zu errichten. Belias sah ihn finster an. Die Anwesenheit eines Magus – auch wenn er unter Aufsicht stand – löste in ihm sofort das Bedürfnis aus, sich unritterlich zu verhalten. Schon vor Jahrhunderten hätten die Magi vollständig aus der Stadt verbannt werden sollen. Das war eins der Anliegen, die er in die Tat umsetzen wollte, wenn er seinen Platz in der Regierung eingenommen hatte.

Der Magus senkte den Kopf, während Belias das Wort an die Menge richtete.

»Aya hat ebenso viele Kämpfer besiegt wie ich. Die Mächtigen können bereits jetzt stolz auf sie sein.«

Die Zuschauer direkt anzusprechen, war normalerweise nicht üblich, aber als Hochgeborener war es ihm erlaubt. Anschließend verbeugte er sich vor Aya, als würde er sie zum Tanz auffordern.

Sie schwieg.

Gemeinsam griffen sie in den Eimer mit der Kreide-Salz-Mischung. Dann gingen sie in entgegengesetzten Richtungen am inneren Rand des Kreises entlang, bis sie sich an der Öffnung trafen. Mit dem weißen Pulver in der

Hand versiegelten sie den Kreis.

Einen Moment lang standen sie sich direkt gegenüber. Leise, sodass nur Aya es hören konnte, sagte Belias: »Wir können hier beide als Sieger rausgehen. Du kannst mich beraten, heimlich mit mir regieren und wir können ... enthaltsam leben, bis du so weit bist. Du musst mir nur sagen, wie viel Zeit du brauchst.«

Aya schlug ihm mit der flachen Hand ins Gesicht und brach ihm die Nase. Zum ersten Mal floss Blut. »Ein für alle Mal: Ich will keine Kinder!«

»Wenn ich den Kampf gewonnen habe, werde ich dir dieses Angebot noch einmal machen«, versprach er. »Du hast

mich noch nie besiegt und wirst es auch heute nicht tun. Und ich werde dich nicht töten.«

Sie antwortete nicht. Belias holte aus und traf sie mit einem Seitwärtshaken am Mund. Er hatte nicht mit voller Wucht zugeschlagen, aber doch so kräftig, dass ihre Lippe aufriss und zum zweiten Mal Blut floss.

Die Schiedsrichter verkündeten die Blutpunkte, während sich Aya und Belias in den Kampf stürzten. Ab jetzt zählte nichts anderes mehr.

Belias blockte einen Tritt ab und Aya ging rasch in die Hocke, um sich vor seinem Schlag zu ducken. Mehrere

Minuten lang wichen sie einander aus und wehrten den anderen erfolgreich ab. Doch dann traf Belias sie mit einem Tritt in den Magen, der sie zu Boden gehen ließ. Sie rollte sich über die Seite ab, sprang wieder auf die Füße und hastete an den Rand des Kreises, wo sie nach ihrem Schwert griff.

»Willst du das wirklich tun, Aya?«, rief er, doch sie stürmte unbeirrt auf ihn zu. Erst im letzten Moment änderte sie ein wenig die Richtung und versuchte, die Klinge in seinen Oberschenkel zu rammen. Doch Belias kannte sie so gut, dass er jede ihrer Bewegungen

voraussagen konnte. Geschickt wich er ihrer Waffe aus. Sie holte noch zweimal aus, aber beide Male verfehlte sie ihr Ziel.

Belias entkam ihr immer wieder und er merkte, wie sie sich zunehmend verausgabte. Er war schneller, technisch versierter und er hatte eine bessere Kondition. Wenn ihre bitterbösen Blicke nicht gewesen wären, hätte er es sogar ein wenig genossen, endlich wieder mit ihr im Ring zu stehen. Wie wütend würde sie erst sein, wenn sie irgendwann aufgeben musste.

»Greif mich an«, forderte sie ihn auf.

Sie hieb auf ihn ein und er duckte sich.

»Ich will dich nicht verletzen.«

»*Greif mich an!*«, wiederholte sie.

»Du beleidigst mich, wenn du es nicht tust.«

»Gib auf«, rief er. Gleichzeitig zog er zwei Wurfmesser und schleuderte sie in ihre Richtung.

Sie drehte sich weg und entkam dem ersten Messer, während sich das zweite tief in ihren Oberschenkel bohrte. Ayas Schmerzensschrei wurde vom Johlen der Menge übertönt. Als sich ihre Blicke trafen, wirkte Aya zufriedener – jetzt, da er sie verwundet hatte. Natürlich wusste er, dass nicht die Verletzung sie zum Lächeln brachte, sondern die Tatsache,

dass er sie endlich als gleichwertige Gegnerin behandelte.

»Dritter Blutpunkt für Belias«, riefen die Schiedsrichter.

»Schon besser.« Aya verlagerte ihr Gewicht auf das unverletzte Bein. »Aber nur ein Treffer? Du bist nicht mehr so gut, wie ich dich in Erinnerung habe.«

»Quatsch.« Belias machte einen Schritt nach vorn. »Setz deinen Gegner außer Gefecht. Geh dann zum Todesstoß über. Erinnerst du dich an diese Lektion? Fliehen ist zwecklos.«

»Ich muss gar nicht fliehen.« Sie hielt das Schwert in die Höhe. »Du kommst

doch zu mir, oder?«

Fluchend zog er ihr die Füße weg. Sie landete hart, doch er ging ebenfalls zu Boden. Sein nicht unbeträchtliches Gewicht lastete nun auf seinen Knien und einem Arm. Mit dem anderen Arm hielt er sie am Boden. »Gib auf«, forderte er sie abermals auf.

»Ich kann nicht.« Sie zog ein Messer aus ihrem Gürtel, zögerte jedoch, es einzusetzen.

In diesem Moment griff Belias nach dem Wurfmesser, das in ihrem Oberschenkel steckte. Erstaunt blickte sie zu ihm auf.

»Damit kannst du mich sowieso nicht

töten«, sagte er und hieb ihr das kleine Messer in den Arm. Sie zog hörbar die Luft ein.

»Zum vierten Mal Blut«, riefen die Schiedsrichter.

Die Menge grölte Belias' Namen.

»Es tut mir leid«, flüsterte sie, als er eine Klinge im Bauch spürte.

»Das ist nicht –« Belias japste und ihm wurde eiskalt. Mit weit aufgerissenen Augen starrte er auf sie herab. »Gift? Vergiftest du mich, Vögelchen?«

Das zweite Messer bohrte sie ihm in die Brust.

»Es tut mir so leid«, wisperte sie, als

er über ihr zusammensackte. »Ich hatte keine andere Wahl.«

Er wollte ihr sagen, dass sie Unrecht hatte, dass sie sehr wohl andere Möglichkeiten gehabt hätte, doch seine Lippen bewegten sich nicht. Er suchte in ihrem Gesicht nach Tränen, Reue oder irgendeiner anderen Gefühlsregung, die ihm bewies, dass er sich nicht vollkommen in ihr getäuscht hatte.

Doch dann war selbst das nicht mehr möglich. Vor seinen Augen verschwamm alles und die Welt versank.

KAPITEL 4

ALS KALEB AUF DEN Basar der Seelen zuing, wurde es Abend. Er hatte sich auf den Heimweg gemacht, nachdem Mallory ihn so fluchtartig verlassen hatte. Nur ihretwegen hielt er sich so oft in der Welt der Menschen auf. Nun kehrte er in die Stadt zurück, um auf dem Basar seinen Geschäften nachzugehen. Mallory auszuspionieren war im Moment sein einziger großer Auftrag, doch bis dieser erfüllt war, musste er

seine mageren Einkünfte mit zusätzlichen Jobs aufbessern.

Leider geisterte ihm Mallory jedes Mal noch stundenlang im Kopf herum, wenn er sie gesehen hatte. Kaleb hatte nicht viel über sie gewusst, bevor er auf die Suche nach ihr geschickt worden war. Doch in den vergangenen Monaten hatte er sie genau beobachtet: wie sie sich bewegte, ihr Zuhause schützte und ihre Geheimnisse hütete. Sie war Marchosias' Tochter, auch wenn sie es wahrscheinlich selbst nicht wusste. Und wer auch immer ihr in der Welt der Menschen Sicherheit bot, hatte ihr eindeutig beigebracht, vorsichtig zu sein.

Auf seine Annäherungsversuche hatte sie mit Interesse reagiert, aber dafür gesorgt, dass er nicht in die Nähe ihres Hauses kam. Geschickt verbarg sie, dass sie auf lauernde Gefahren achtete, wenn sie sich unterhielten. Überhaupt legte sie eine unglaubliche Wachsamkeit an den Tag. Sie faszinierte ihn.

Noch hatte Haage ihm nicht den Auftrag erteilt, sie zu töten, und je mehr Zeit Kaleb mit ihr verbrachte, desto dankbarer war er dafür. Er *mochte* sie. Es war verrückt, und auch wenn dieses Gefühl bislang noch kein großes Problem für ihn darstellte, ertappte er sich doch bei dem Gedanken, Haage zu

bitten, seine Meinung zu ändern. Schlimmer noch, ihm war sogar in den Sinn gekommen, seinen Vertrag zu brechen und sie zu Marchosias zu bringen. Beide Pläne waren riskant, da er damit jeweils einen der beiden mächtigsten Daimonen der Stadt gegen sich aufbringen würde. Bald musste sich Kaleb entscheiden, wem gegenüber er sich loyal verhalten würde.

Letztendlich fühlte er sich vor allem sich selbst und seinem Rudel gegenüber verpflichtet, unabhängig davon, ob er zeitweise zu Haage oder zu Marchosias hielt. Zurzeit bestand Kalebs Rudel zwar

nur aus zwei Mitgliedern – ihm selbst und Zevi –, aber für Zevis Sicherheit würde Kaleb alles tun.

Den heutigen Abend wollte Kaleb auf dem Basar der Seelen verbringen. Alles Wichtige begann oder endete hier. Urteile wurden vollstreckt und im Schatten der Stände fanden Verhandlungen aller Art statt. Marchosias hatte den Basar lange vor Kalebs Geburt als Handels- und Dienstleistungszentrum etabliert. Er bildete das Herz der Stadt. Rundherum spann sich ein enges Spinnennetz aus Gassen, die von alten Häusern gesäumt waren und klar nach Kasten eingeteilte

Wohngebiete bildeten. An den äußeren Grenzen wucherte das Unzählbare Land, die Wildnis, die in die Stadt hineindrängte und versuchte, sie zu schlucken. Doch die Bewohner wehrten sich dagegen. Vor den Kriegen war die Stadt größer gewesen, aber die Magi hatten die Natur als letzte Kampfmaßnahme gegen die Daimonen eingesetzt. Seit mehreren Jahrhunderten musste der Wildwuchs nun regelmäßig zurückgestutzt werden.

Auf dem Basar im Zentrum jedoch waren Handel und Vergnügen die treibenden Kräfte. Von überall ertönte Musik. Blinde Trommler spielten vor

Ständen, in denen heikle Geschäfte abgeschlossen wurden. Von den Lusthändlern angeheuerte Daimonen lockten Kunden mit verführerischen Melodien, zu denen Tänzerinnen ihre Gelenkigkeit zur Schau stellten. Andere musizierten einfach für Taler, die man ihnen in den Hut warf. Jongleure und Feuerspieler zeigten ihr Können, während Händler ihre Waren an all jene verkauften, die sich von der Musik – bisweilen buchstäblich – umgarnen ließen.

Neben all der Gewalt, die in der Stadt regierte, gab es auch Schönes, besonders

auf dem Basar. Kaleb übernahm beim Gehen automatisch den Rhythmus, den ein Daimon auf seiner Felltrommel spielte. Der Trommler hielt die Augen geschlossen und Kaleb lächelte beim Anblick seines seligen Gesichtsausdrucks.

Kaleb sah sich um und schwang sich dann auf das Gerüst, mit dem eine gigantische Plane über die Stände im Zentrum gespannt war. Auf dem Gerüst arbeitete er sich immer tiefer ins Herz des Basars vor. Als er die Anzeigetafel für die Kampfspiele mit der Rangliste erblickte, hielt er inne. Aya hatte Belias besiegt. Damit stand in dieser Runde nur

noch sein Kampf gegen Nic aus. Wie immer waren auch die Wettquoten aufgelistet. Kaleb wurde nicht als Favorit gehandelt, aber schlecht wurde er auch nicht eingeschätzt. Auf jeden Fall war ihr Duell das einzige in dieser Runde, bei dem kein Eintritt verlangt wurde. Das Publikum würde also überwältigend und besonders wild sein. Bei einigen Kämpfen verzichtete man auf Eintrittskarten, um möglichst vielen Daimonen die Möglichkeit zu geben, dem Spektakel beizuwohnen. In diesen Fällen wurde der Bannkreis nicht nur errichtet, um die Kampfzone einzugrenzen, sondern auch, um die

Menge zurückzuhalten. Weder die Schaulustigen noch die Akteure konnten den Kreis übertreten, ohne schreckliche Schmerzen zu erleiden.

Kaleb hockte sich hinter ein Banner, das leicht im Wind flatterte. Der Stoff bot ihm Schutz vor neugierigen Blicken, während er die Wettenden unter sich ungestört beobachten konnte.

»Zehn zu eins, dass Kaleb außer Gefecht gesetzt wird«, rief ein Daimon.

»Ich wette auf Gnadentod«, setzte ein anderer dagegen.

»Tod durch Klauen«, bot ein Streuner an. Bei Kämpfen zwischen Streunern

wurde gern auf Tod durch Klauen gewettet und wenn Kaleb antrat, war die Quote besonders hoch. Seine Zähne setzte er nicht gern ein, die Klauen hingegen schon – und das Publikum war begeistert. Die Zuschauer waren verrückt nach blutrünstigen Kämpfen, die dazu einluden, zu grölen und mit den Füßen zu stampfen. Kaleb lieferte, was sie erwarteten.

Der Streuner, der sich soeben ins Wettgeschehen eingebracht hatte, blickte zu Kaleb auf und wartete auf ein Zeichen. Er war derjenige, nach dem Kaleb Ausschau gehalten hatte.

Als Kaleb ihm zunickte, schlenderte er

zu einer Stelle unterhalb von Kalebs Versteck und lehnte sich lässig an einen dicken Holzpfiler.

Kaleb beugte sich hinab und sagte leise: »Keine Klauen, bevor zum dritten Mal Blut geflossen ist. Zehn Prozent des Gewinns für mich und ich garantiere es dir.«

Der Streuner schaute nicht zu ihm auf, grinste aber so breit, dass er sein zahnloses Gebiss entblößte. Er meldete sich nicht gleich wieder zu Wort, aber lange würde er nicht warten können, ohne sich verdächtig zu machen.

Nachdem der Nebenerwerb gesichert war, sprang Kaleb auf und balancierte

auf einem Querbalken weiter. Sobald er weit genug von den Wettenden entfernt war, hangelte er sich vom Gerüst hinunter. Beim Manipulieren der Quoten erwischte zu werden, hielt er für unwahrscheinlich. Er tat es nicht regelmäßig und niemand würde ihn dem Richter ausliefern, solange der Gewinn gesteigert wurde. Hätten seine Konkurrenten nur ein wenig mehr Verstand, würden sie das Gleiche tun. Aber viele von ihnen kamen aus den niederen Kasten, in denen meist nicht sehr kreativ gedacht wurde. Ob sie auf eine bessere Zukunft hoffen konnten, hing

jedoch genauso von der Art des Denkens ab wie von den Fähigkeiten im Kampf. Kaleb selbst war auch ein Streuner. Damit gehörte er zu den Daimonen, die sich im Kastensystem ganz unten befanden. Als Kind war seine Stellung sogar noch schlechter gewesen, weil er nicht einmal ein Rudel gehabt hatte. Seine Eltern hatten ihn ausgesetzt und er musste sich von Anfang an allein auf der Straße durchschlagen. Die meisten Daimonen starben schon nach kurzer Zeit. Kaleb jedoch hatte überlebt. Er hatte gekämpft, getötet und durchgehalten, bis er kräftig genug gewesen war, um sich auf der Straße

Respekt zu verdienen. Und durch die Kampfspiele konnte er noch viel mehr erreichen.

Den Aufstieg in eine höhere Kaste durch militärische Heldentaten – der Weg, den Marchosias gegangen war – gab es schon lange nicht mehr. Deshalb öffnete der Herrscher alle zwanzig Jahre im Rahmen der Kampfspiele die Grenzen der Kasten, um einzelnen Daimonen die Chance zum Aufstieg zu geben. Es war ein grausamer Wettbewerb, bei dem es nur wenige Überlebende gab. Für jeden, der zum Zeitpunkt der Spiele das Mindestalter für die Teilnahme erreicht und seine

Chance nicht genutzt hatte, blieb der Weg in eine höhere Kaste danach für immer versperrt. Kaleb war allerdings der Ansicht, dass die Kämpfe nicht brutaler waren als eine Zukunft in der niedrigsten Kaste. Streuner kamen oft durch Gewalttaten ums Leben. Deshalb erschien es ihm sinnvoller, sein Glück bei den Spielen zu versuchen und seinen Status zu verbessern, bevor ihn irgendwann jemand auf der Straße niederschlug. Der einzige andere Ausweg wäre, einen Beschützer zu finden, der ihn benutzte, um seine Lust zu befriedigen oder gewalttätige

Drecksarbeiten von ihm verlangte. *Oder beides*. Andere Möglichkeiten gab es nicht für Angehörige seiner Kaste. Daimonen der mittleren Kaste waren gebildet, sie konnten Händler werden oder einen anderen Beruf erlernen. Die herrschende Kaste traf die Entscheidungen. Der Platz eines jeden war durch die Geburt bestimmt. Doch Kaleb wollte sich nicht damit zufriedengeben.

Während des Wettkampfjahrs war er regelmäßig auf dem Basar der Seelen unterwegs gewesen. Jedes Mal hatte er nützliche Hinweise erhalten und hin und wieder einen Auftrag angenommen, auch

wenn ihn solche Dienste meist in die Unterwelt führten, wo er groß geworden war. Der Basar war ein gut funktionierendes Netzwerk, nichts war unmöglich.

Auch heute brauchte er wieder Informationen. Nic war kein Gegner wie Sol oder Flynn, aber er war stark. Glücklicherweise kam es nicht nur darauf an, wie gut jemand kämpfen konnte. Dann wäre Kaleb längst tot. Sehr wichtig war auch, im Vorfeld Nachforschungen über den Rivalen anzustellen. Stadstreicher berichteten über Verletzungen, verrieten Schwächen beim Kampf und deckten andere

Kleinigkeiten auf, die über Sieg oder Niederlage entscheiden konnten. Außerdem durfte man keine Skrupel haben. Die hochgeborenen Daimonen waren sich meist zu fein, Klauen oder Zähne einzusetzen. Viele von ihnen verboten sich sogar, mit vollem Einsatz gegen Frauen zu kämpfen.

Streuner hingegen beachtetten keine dieser Anstandsregeln. Diesen Luxus konnten sie sich nicht leisten. Sie hatten das Kämpfen erlernt, um zu überleben. Auf diese Weise sicherten sie sich ihre Mahlzeiten und schützten sich davor, einem Verbrechen zum Opfer zu fallen.

Für diese späte Stunde war viel los auf dem Basar. Kurz bevor der Nachtmarkt öffnete, begann für gewöhnlich die ruhigste Zeit des Tages, doch heute war das geschäftige Treiben der Händler noch in vollem Gange. Es herrschte fast genauso viel Trubel wie zur Mittagsstunde. Auch andere Teilnehmer der Kampfspiele waren noch unterwegs. Er entdeckte Aya in der dunklen Nische eines Stands, an dem mit Waffen gehandelt wurde. Sol verabschiedete sich gerade von zwei jungen Frauen, die offensichtlich Händlerinnen waren. Während Kaleb weiterging, wurde er die ganze Zeit von

Streunern, Daimonen aus der mittleren Kaste und einigen hochgeborenen Damen unverhohlen angestarrt. Doch er war nicht so naiv zu glauben, dass es um seine Person ging. Die Gaffer waren vielmehr fasziniert von seiner Brutalität, die er bisher im Kampfring gezeigt hatte. Vielleicht dachten sie auch schon voraus. Wenn er den Wettbewerb gewann, hätte er plötzlich Macht. Nur wenige Daimonen in der Stadt würden dann noch über ihm stehen.

An einem Stand, an dem Kleidung für den Lusthandel verkauft wurde, hatten sich zahlreiche Daimonen versammelt –

ein zuverlässiger Hinweis darauf, dass sich dort etwas ereignete. Kaleb schlängelte sich durch das Gedränge und fauchte einige dreiste Kerle an, die die unübersichtliche Enge dazu nutzten, heimlich zu stehlen oder zu grapschen.

»Wegen unerlaubten Einsatzes von Magie –« Der Rest des Satzes ging im Grölen der Menge unter.

Eine Guillotine senkte sich über dem Hals einer Frau und Kaleb fiel ein, dass heute Gerichtstag war. Die wichtigsten Gesetze in der Stadt wurden mithilfe von Magie durchgesetzt. Wenn jemand ein Gesetz brach, wurde er unverzüglich bestraft. Nur besonders

aufsehenerregende oder ungewöhnliche Verbrechen kamen vor Gericht. Viele Richter kannten keine Gnade und selbst wenn die Rechtslage nicht eindeutig war, traf man schnelle Entscheidungen.

Der Körper zuckte noch, als bereits der nächste Fall aufgerufen wurde und die Menge noch lauter brüllte. Offenbar war jemand Interessantes an der Reihe. Kaleb hatte keine Ahnung, um wen es sich handeln konnte. Er hatte sich auf den bevorstehenden Kampf konzentriert und über die Begegnung mit Mallory nachgedacht, sodass er sonst nicht viel mitbekommen hatte.

Jetzt wurde er bereitwillig

durchgelassen – eine Behandlung, die nur Mitgliedern der herrschenden Kaste oder den Teilnehmern an den Kampfspielen widerfuhr. Ein seltsames Gefühl für jemanden, der sein Leben lang wie Dreck behandelt worden war. Vorn angekommen sah Kaleb, dass auch Aya sich vor dem Podest eingefunden hatte.

»Der Streuner Verie wurde unrechtmäßig ermordet«, verkündete der Ankläger. Er sah nicht wie jemand aus, der sich freiwillig für einen Streuner einsetzen würde, doch die Ankläger waren ohnehin selten diejenigen, die die

Anklage ursprünglich erhoben hatten. Es war ein einträgliches aber auch riskantes Geschäft. Vergeltungsmaßnahmen gegen Ankläger waren keine Seltenheit. Einen Daimonen zu bezahlen oder zu erpressen, der die Anklage öffentlich verlas, verschaffte den wahren Anklägern aus einer höheren Kasse Anonymität.

»Aya, du bist wegen Mordes angeklagt«, verkündete der Richter.

Jetzt verstand Kaleb, warum die Menge so aufgebracht war. Alle Teilnehmer der Kampfspiele, die sich nach fast einem Jahr noch im Wettbewerb befanden, hatten einen

gewissen Bekanntheitsgrad erlangt – und für Aya galt das ganz besonders.

Vielen Bewohnern der Stadt war sie ein Dorn im Auge. Und sie machte ihrem Ruf wieder einmal alle Ehre. Ungeniert hielt sie sich auf dem Basar auf und schien vollkommen unbeeindruckt davon zu sein, dass sie wenige Stunden zuvor ihren Verlobten Belias getötet hatte und jetzt angeklagt wurde, Verie ermordet zu haben. Kaleb würde sich nicht wundern, wenn sie nach der Urteilsverkündung sogar noch über den Nachtmarkt schlenderte – vorausgesetzt, der Richter entschied zu ihren Gunsten.

Aya schien allen beweisen zu wollen,

dass sie dieser Teil der Stadt überhaupt nicht schreckte. Kaleb verstand sie nicht. Sie war mit Privilegien geboren und riskierte alles für das Recht zu *arbeiten*.

Er beschloss weiterzugehen. Am nächsten Morgen stand ihm ein Kampf bevor, und wenn er Urteilstvollstreckungen beiwohnte, wurde ihm immer schlecht. Das Ergebnis würde er ohnehin erfahren. Er befreite sich aus dem Getümmel und setzte sich im Schatten eines Töpferstands eine schlichte schwarze Assassinenmaske auf. Sie verdeckte nicht das ganze Gesicht, aber doch

genug, um in der Menge nicht weiter aufzufallen. *Ein ganz normaler Killer.*

Plötzlich hatte er das dringende Bedürfnis, das dichte Treiben so schnell wie möglich hinter sich zu lassen. Doch er war noch nicht sehr weit gekommen, als ihn aufgeregte Rufe innehalten ließen.

»Marchosias!«

»Marchosias ist *hier*?«

»Um das Urteil zu vollstrecken?«

»Um Absolution zu erteilen!«

»Ist ja auch egal. Er ist *hier*!«

Ehrfurcht schwang in den Worten mit. Im nächsten Moment stieg der Herrscher so selbstverständlich auf das hölzerne

Podest, als würde er einen Verkaufsstand betreten. Er legte seinen Mantel ab und machte damit seine Haltung mehr als deutlich: Unter der ärmellosen Tunika waren zahlreiche Narben aus vergangenen Kämpfen sichtbar – er stand eindeutig auf der Seite der angeklagten Kämpferin.

Marchosias lächelte Aya kurz zu, bevor er sich an die Menge wandte. Kaleb versetzte diese Geste einen Stich. Aya hatte nicht nur den Favoriten der Kampfspiele besiegt, jetzt genoss sie auch noch die Rückendeckung des Herrschers. Noch stand sie in der Rangliste des Wettkampfes unter ihm,

aber die Schiedsrichter würden sich dem Willen des Herrschers beugen und ihr sofort mehr Blutpunkte zuerkennen.

»Benenne Zeugen«, befahl Marchosias.

Der Ankläger wurde kalkweiß, aber es gelang ihm, einige Zeugen aufzuzählen. Alle Hinweise dieser Zeugen stellten Aya eindeutig als Verries Mörderin dar.

Schließlich trat Aya selbst vor.

Der Richter blickte zu Marchosias, doch der Herrscher hatte nur Augen für Aya, die vor dem Podest stand, als würde sie das alles nichts angehen.

Ebenso wie Marchosias hatte sie sich dazu entschlossen, eine wortlose Erklärung abzugeben: Die Trophäen aus den Kämpfen, in denen sie ihre Gegner getötet hatte, baumelten um ihren Hals. Ihr Hemd aus edelstem Stoff schien auf den ersten Blick ein Blumenmuster zu zieren, doch bei genauerem Hinsehen erkannte man deutlich, dass es Blutflecken waren. Damit führte sie jedem ihren Wagemut, ihren hohen Rang und ihre Erfolge im Kampf vor Augen.

Der Richter winkte sie zu sich und sie betrat das Podest. Er betrachtete die Trophäen, und Aya berührte die Krallen, Klauen und Zähne mit den Fingerspitzen,

als wären sie Perlen. Dann öffnete der Richter den Mund, schloss ihn aber wieder, als Marchosias zu lachen begann. Der Richter räusperte sich und begann erneut: »Hast du etwas gegen die Anklage vorzubringen? Du bist wegen –«

»Sie hat vernommen, weshalb sie angeklagt ist«, unterbrach ihn Marchosias. »Aya?«

Sie zuckte mit den Schultern. »Verie hat einem meiner Gegner unrechtmäßig geholfen. Er hat Reni Informationen über die Kampfarena geliefert, die es ihm ermöglichten, unerlaubt Waffen zu verstecken.« Sie griff nach einer Kralle,

die in der Mitte ihrer Kette hing. »Ich habe trotzdem gewonnen, aber Verie hat gegen die Regeln verstoßen. Er hätte sich nicht einmischen dürfen.«

Ein Raunen ging durch die Menge.

Knurrend wandte sich Marchosias an den Ankläger: »Kannst du beweisen, dass Verie dem Teilnehmer Reni *nicht* auf betrügerische Weise geholfen und damit die Regeln meines Wettbewerbs untergraben hat?«

»Nein.«

»Irgendeiner deiner Zeugen vielleicht?«, hakte der Richter nach, nachdem er Marchosias einen kurzen

Blick zugeworfen hatte, der nun mit vor der Brust verschränkten Armen dastand.

»Meine Zeugen ...« Der Ankläger sah sich um. Alle Zeugen waren verschwunden. »Nein.«

»Hast du Beweise, dass der Tod des Streuners ungerechtfertigt war und von der Angeklagten heimtückisch herbeigeführt wurde?«, fragte der Richter weiter. Er hielt kurz inne und verkündete dann: »Aya, das Gericht beschließt, dass du nicht für Veries Tod verantwortlich –«

»Ich will aber für seinen Tod verantwortlich sein.« Aya blickte zu Marchosias auf. »Wenn das Gericht

anerkennt, dass Verie den Kampf manipuliert hat, gilt meine Tat als zusätzliche Tötung innerhalb des Wettbewerbs. Ich verlange, dass das Gericht Veries unrechtmäßiges Eingreifen bestätigt.«

»Hast du dafür Beweise?«, fragte der Richter.

Aya wandte den Blick von Marchosias ab und sah den Richter an. »Wenn Ihr daran zweifelt, sollte ich dann nicht verurteilt werden? Entweder hat er manipuliert oder nicht. Wenn nicht, war sein Tod ungerechtfertigt und ich muss dafür büßen. Wenn aber doch, verdiene ich Anerkennung, weil ich ihn beseitigt

habe. Dies ist ein Präzedenzfall.«

Das Lächeln in Marchosias' Gesicht wurde zu einem breiten Grinsen. Er trat vor den Richter an den Rand der Plattform. »Ich habe den Eindruck, dass *ich* in meiner Funktion als Vorsitzender des Schiedsgerichts diese Entscheidung zu treffen habe.« Er ließ den Blick über die Menge schweifen, die mucksmäuschenstill wurde. »Wenn ich diese Tötung anerkenne, wird Aya in der Tabelle vom vierten auf den dritten Rang vorrücken. Das könnte bei den Wetthändlern für ziemlich viel Aufregung sorgen ...«

Die Menge wurde unruhig. Die Leute waren hin- und hergerissen zwischen dem Drang, zum nächsten Wetthändler zu eilen, und der Angst, Marchosias' Urteilsverkündung zu verpassen. Der Herrscher wartete bewusst ab, bis sich die Anspannung noch weiter gesteigert hatte. Dann hob er die Arme, als hätte er die Entscheidung nicht schon längst gefällt. »Was sagt ihr?«

»Aya! Aya!«, begannen viele zu rufen.

»Ja, das geht auf ihr Konto!«, brüllten andere dazwischen.

Marchosias ließ die Arme sinken und wandte sich Aya zu. »Das Volk hat sein Urteil gesprochen. Die Tötung geht zu

Recht auf dein Konto im Wettbewerb.«

Die Umstehenden begannen zu rempeln und zu trampeln. Der Tumult wurde so groß, dass Kaleb beinahe Ayas verzweifelter Blick entgangen wäre, als sich Marchosias vorbeugte und sie auf die Stirn küsste. *Warum nur?* Aber das war letztendlich nicht entscheidend. Entscheidend war, dass Ayas Machtspiel auch für *ihn* Konsequenzen hatte. Er hatte gerade seinen dritten Tabellenplatz eingebüßt und lief Gefahr, noch weiter abzurutschen. Es sei denn, es würde ihm gelingen, im morgigen Kampf eine beträchtliche Anzahl an

Extrablutpunkten einzufahren.

Keine *Gnade*.

Normalerweise verletzte er seinen Gegner nicht gern, nur um Punkte zu sammeln, bevor er ihn tötete. Er war entschlossen, jedoch nicht grausam. Ein Kampf sollte mit einem Toten enden, aber Foltern war nicht seine Sache. Bis zum Beginn eines Kampfes sah er sogar das Aufgeben des Gegners als klaren Sieg an. In dem Fall hatte er gewonnen, ohne die Kampfarena überhaupt betreten zu müssen. Zu akzeptieren, dass jemand mitten im Kampf aufgab, war für ihn dagegen ein Zeichen von schwachen Nerven. Seiner Meinung nach war man

als Kämpfer dann unfähig, seine Aufgabe gründlich zu erledigen. An diese Regeln hielt sich Kaleb. Von blutigen Gemeinheiten, die Extrapunkte einbrachten, hatte er bislang Abstand genommen. Doch nach Ayas Auftritt vor dem Richter hatte er keine Wahl. Morgen musste er Punkte sammeln.

KAPITEL 5

MALLORY JOGGTE AM LIEBSTEN in den frühen Morgenstunden kurz vor Sonnenaufgang. Sobald die Leute auf dem Weg zur Arbeit oder in die Schule waren, fühlte sie sich beobachtet. Eine Jugendliche, die in Jeans, Stiefeln und dicker Jacke joggen ging, zog unweigerlich Aufmerksamkeit auf sich. In einem engen Funktionsoberteil und kurzer Sporthose konnte sie jedoch ihren Revolver nirgends verstecken.

In Straßenkleidung zu trainieren war für sie ohnehin sinnvoller: Stiefel waren schwerer als Turnschuhe, in Jeans hatte man weniger Bewegungsfreiheit als mit nackten Beinen und mit Waffen zu laufen war viel unbequemer als mit einem MP3-Player. Sie rüstete sich also für realistische Konfliktsituationen – auch wenn sie das den Leuten natürlich nicht sagen konnte, die ihr argwöhnisch hinterherschauten.

Nachdem sie die Tür von außen zugezogen und die Sicherheit des Hauses und ihres wachsamem Vaters hinter sich gelassen hatte, tauchte sie in das sanfte lilafarbene Licht des anbrechenden

Tages ein. Unter dem morgendlichen Himmel konnte sie besonders gut entspannen. Um diese Zeit fühlte sich die Welt für sie richtig an, im Gegensatz zum grellen Mittagslicht. Mallory spürte morgens immer eine unglaubliche Kraft, als wäre ihre Haut zu eng für sie. Dieses Gefühl ließ sich am besten bändigen, wenn sie draußen ihre Runden drehte. Es beruhigte sie, den Boden in einem bestimmten Rhythmus unter den Füßen zu spüren. Sie benutzte verschiedene Strecken und zog vor jedem Lauf eine Zahl aus einem Umschlag, den sie in ihrer Kommode aufbewahrte. Durch

diese willkürliche Auswahl war es schwieriger, ihr zu folgen oder sie auszuspionieren. Unvorhersehbares Handeln war eine der wichtigsten Verhaltensweisen, um sich vor den Daimonen zu schützen. Die heutige Strecke führte sie am Fluss entlang in Richtung Volkshochschule und anschließend um das Einkaufszentrum herum. Wenn sie in eine neue Stadt zogen, freute sie sich immer darauf, neue Laufrouen zu finden. *Du musst immer an die Vorteile eines Umzugs denken*, hatte ihre Mutter oft gesagt.

Ungefähr eineinhalb Kilometer von ihrem Haus entfernt tauchten auf einmal

zwei Männer neben ihr auf und liefen rechts und links neben ihr her, als hätten sie auf sie gewartet. Mit einem kurzen Blick vergewisserte sie sich, dass sie keine Magusaugen hatten. Seltsam war, dass sie gar nicht so aussahen, als könnten sie mit ihr mithalten. Sie waren stämmiger als die meisten Läufer und sie hatte noch nie einen Menschen getroffen, der so schnell unterwegs war wie sie selbst. Mallory war davon überzeugt, dass ihre Kondition eine der wenigen besonderen genetischen Eigenschaften war, die sie von dem Unbekannten geerbt hatte, der ihr biologischer Vater war.

»Ich brauche keine Begleitung«, rief sie den Männern zu und beschleunigte, als würde sie sich belästigt fühlen. Die beiden waren nicht die ersten, die versuchten sie anzumachen oder einzuschüchtern.

Die Männer wurden ebenfalls schneller und schlossen wieder zu ihr auf. Jetzt wich das vorgetäuschte Unbehagen einer echten Angst.

»Haut ab«, zischte sie.

Der Mann links von ihr grinste, überholte sie und verstellte ihr den Weg. »Bei uns zu Hause ist das Interesse an dir groß.«

Mallory streckte einen Arm aus, um nicht mit ihm zusammenzuprallen, und ihre Hand stieß mit voller Wucht gegen seine Brust. Er wich nur einen Schritt zurück.

Die Angst wurde zu einem gewaltigen Adrenalinschub. Fliehen war offenbar zwecklos, ihr blieb also nur die Möglichkeit zu kämpfen. Mallory sah sich nach dem zweiten Mann um, der mehrere Schritte hinter ihr stehen geblieben war. Sie versuchte mit beiden zu reden: »Das wollt ihr nicht wirklich. Zieht Leine! Geht dahin zurück, wo ihr herkommt und –«

Der Fremde vor ihr lächelte und

entblößte dabei die Zähne wie ein angriffslustiger Hund. »Wir wollen dir gar nichts tun. Als hübscher, lebendiger Trumpf bist du viel mehr wert, also komm lieber freiwillig mit. Wir bringen dich in die Stadt und du wirst behandelt, wie du es verdienst.«

»In die Stadt?«

In diesem Moment wurde sie sich des Ausmaßes der Gefahr bewusst. *Daimonen? Hier?* Mallory machte einen Schritt zur Seite, um an dem Kerl vor ihr vorbeizukommen. Unwillkürlich griff sie nach ihrer Waffe. Bei der Vorstellung, sie könnte es mit Daimonen zu tun haben,

überkam sie eine seltsame Ruhe, die sie bisher nur im Training erlebt hatte.

Doch plötzlich hatte sie den Eindruck, jemand hätte auf die Vorspultaste gedrückt. Gerade noch hatte der Typ wie ein Mensch ausgesehen, doch im nächsten Augenblick hatte er sich verändert. Er hatte jetzt etwas Hündisches an sich, auch wenn er sich keineswegs eindeutig in einen bellenden Köter verwandelt hatte. Krallen, die viel länger waren als bei jedem Hund, wuchsen ihm aus den Fingern. Der fellbedeckte Körper war deutlich muskulöser und die Kleidung hing in Fetzen an seiner tierischen Gestalt.

Als er sich auf sie stürzte, zog Mallory den Revolver aus dem Halfter unter ihrer Jacke. Auf einmal begriff sie, warum ihr Vater so viel Wert auf die Schussgeschwindigkeit gelegt hatte.

Unvermittelt hielt der Daimon inne. Auch sein Begleiter, der bereits neben ihm stand, rührte sich nicht mehr.

»Wir wollen dir nichts tun«, wiederholte der Kerl, der noch wie ein Mensch aussah.

Mallory stand breitbeinig da und hielt den Revolver in der ausgestreckten Hand auf den hündischen Daimonen gerichtet. Sie trat einige Schritte zurück und wünschte, sie hätte in jeder Hand

eine Waffe.

»Wir *könnten* dir etwas tun«, fuhr der andere fort, »aber wir *wollen* dich nur nach Hause bringen.«

Der Hündische starrte sie aus Augen an, die aussahen wie ihre eigenen. Mallory blieb wie angewurzelt stehen. Seine Erscheinung verunsicherte sie. *Weder ganz Hund noch ganz Monster.*

Er ist ein Daimon. Drück ab.

»Du musst mit uns kommen«, sagte sein Begleiter, der nach wie vor wie ein Mensch aussah. Seine Stimme war jedoch rauer geworden, als würden die Laute über dicke Steine rollen, bevor

sich die Wörter bildeten.

Mallory schüttelte den Kopf. »Ich schieße.«

Der Hundetyp gab ein Geräusch von sich, das man als Lachen oder Husten deuten konnte.

»Du triffst aber nur einen von uns«, sagte der andere.

Er griff nach ihrem Arm und zog so heftig daran, dass sie das Gleichgewicht verlor. Sie ließ sich von ihm herumschleudern, bis sie direkt vor ihm zum Stehen kam – und drückte ab. Sie schoss nur ein einziges Mal. Die Patrone durchdrang seine Brust aus so geringer Entfernung, dass sie blutige

Fleischfetzen abbekam. Ihr wurde schlecht.

Die Verletzung hielt den Kerl jedoch nicht davon ab, ihr die Waffe aus der Hand zu reißen. Während der Revolver polternd auf dem Asphalt aufschlug, verspürte sie einen Schlag auf den Kopf.

Mallory versuchte zu fliehen, aber die beiden Angreifer waren schneller, als sie es je für möglich gehalten hätte. Ihr Vater hatte ihr erzählt, dass sich Daimonen blitzartig bewegen konnten, aber es selbst zu erleben, war ein Schock.

Der Hündische hatte mit seinem Maul nach ihrem Handgelenk geschnappt und

hielt sie fest, während der andere auf die Knie gesunken war. Reglos kauerte er auf dem Asphalt und starrte zu ihnen auf.

»Du solltest ihm helfen«, sagte sie zu dem behaarten Daimonen. Sie war sich nicht sicher, ob er sie verstand, aber sie wusste, dass sie sich in einer nahezu ausweglosen Lage befand. Wenn sie Glück hatte, konnte sie sich etwas Zeit verschaffen, sofern sie ihren Verstand einsetzte.

Sie wischte sich Blut aus dem Gesicht, doch als sie den Arm wieder sinken ließ, begannen ihre Finger zu kribbeln. Sie betrachtete ihre Hand und hatte

plötzlich das Gefühl, die Fingerspitzen würden sich seltsam verformen. *Ist das etwa ansteckend?* Ihr Blick flog zu dem Daimonen vor ihr. Ihre Hand sah inzwischen fast so aus wie seine.

Sie hieb mit den Krallen auf den Kopf des Daimonen ein, der sie noch immer festhielt. Kreischend ließ er sie los. Wie eine Waffe hob Mallory ihre verwandelte Hand und rannte davon.

Der auf dem Boden kauernde Daimon versuchte sie aufzuhalten, doch dieses Mal wich sie ihm aus. Dennoch spürte sie kurz seine Klauen, mit denen er sie am Arm erwischte.

Das alles ergab keinen Sinn. Adam

hatte niemals erwähnt, dass der Kontakt mit dem Blut der Daimonen irgendwelche Veränderungen hervorrufen könnte. Sie war dermaßen erschrocken darüber und die Schrammen an ihrem Arm schmerzten so sehr, dass sie rückwärts taumelte.

Der Daimon erwischte sie abermals, aber sie konnte sich losreißen und hetzte auf ihren Revolver zu.

Doch sie schaffte nur wenige Schritte. Der Hundetyp landete mit einem unglaublichen Sprung auf allen vieren vor ihr. Sofort machte sie kehrt, knickte dabei jedoch mit dem Knöchel um und stürzte.

»Halt!«

Eine vertraute Stimme erreichte sie trotz ihrer Benommenheit und der starken Schmerzen. Der Einzige, der alles wieder in Ordnung bringen konnte, war da. »Dad?«

Adam stellte sich schützend vor sie. Die Klauen des Daimonen trafen ihn in die Seite, doch zu weiteren Hieben kam es nicht. Im nächsten Moment hatte ihr Vater eine Zauberformel gesprochen und der Daimon ging zu Boden. Wieder sah er Mallory aus Augen an, die ihren eigenen erschreckend ähnlich sahen. Lautlos schnappte er nach Luft, während

sich seine Brust hob und senkte.

Sein Partner hatte weniger Glück. Während er noch versuchte, seine Erscheinungsform zu ändern, sprach Adam eine zweite Zauberformel. Der Daimon sackte tot zusammen – eine kranke Mischung aus Mensch und Tier.

Ihr Vater wirkte erschöpft.

»Daddy!«

»Alles in Ordnung.« Er half ihr auf die Füße. »Alles in Ordnung.«

»Ist es nicht!« Sie zog ihn mit ihren Klauenhänden fort.

»Ich bin doch jetzt da.« Adam legte einen Arm um Mallory und stützte sie.
»Alles ist gut.«

»Ist es *nicht*.« Sie hielt ihm ihre Hände hin. »Sieh mich an!«

»Pssst«, murmelte er. »Sei still, Mallory.« Er nahm ihr Gesicht in seine Hände und sie bemerkte, dass auch er Blut an den Fingern hatte. Aber sie veränderten sich nicht. Noch bevor sie ihn fragen konnte, erklärte er: »Wir waren heute gemeinsam laufen und du bist gestürzt. Daher stammen die Schrammen.«

»Aber ...« Sie nickte und versuchte, nicht zu vergessen, was wirklich geschehen war. Die Daimonen, das Blut, ihre Hände – doch schließlich wurde alles von einer vagen Erinnerung an

einen umgeknickten Knöchel und Schrammen als Folge eines Sturzes verdrängt. *Ein Hund, so ein kleiner Pinscher, ist mir vor die Füße geschossen.*

Mallory schmiegte sich an ihren Vater. »Warum können die Leute ihre Hunde nicht an der Leine führen?«

Ein paar Passanten traten zu ihnen und redeten mit ihrem Vater. Sie versuchte sie anzusehen, doch alles war verschwommen. *Waren das Magi?* Sie luden einen Mann und ein Tier in einen schwarzen Lieferwagen. Mallory hatte keine Ahnung, warum während ihrer

morgendlichen Laufrunde plötzlich Magi erschienen waren. »Daddy?«

»Gleich, Mallory.« Er hielt sie weiter fest.

»Das wäre erledigt, Sir«, sagte eine weibliche Person. Mallory blinzelte, doch die Frau blieb unscharf.

Adam zeigte auf Mallorys Knöchel. »Kann sich bitte jemand darum kümmern? So kommt sie nie nach Hause.«

»Ja, Sir«, antwortete eine andere Stimme.

Mallory fielen die Augen zu. Als sie sie wieder öffnete, half ihr Vater ihr gerade ins Haus.

»Bleib hier.« Adam ließ sie im Eingang stehen und ging in die Küche.

Sie wusste, dass sie ihn etwas fragen wollte, konnte sich aber nicht erinnern, was es war. Vor allem wollte sie schlafen, um ihre Kopfschmerzen loszuwerden. Von dem Heimweg hatte sie nichts mitbekommen, doch eins konnte sie mit Sicherheit sagen: Wenn sie heute allein laufen gegangen wäre, wie sie es sonst meistens tat, hätte sie wegen dieses kläffenden Köters nach Hause humpeln müssen.

Als ihr Vater zurückkehrte, hatte er einen Müllbeutel in der Hand.

»Danke, dass du heute mitgekommen

bist«, sagte sie.

»Gern.« Er führte sie zum Badezimmer. An der Tür blieb er stehen. »Ich brauche die Sachen, die du trägst. Stopf sie einfach in den Beutel. Dann gehst du in Ruhe in die Badewanne und bleibst heute zu Hause. Und nimm auf jeden Fall das Öl, das ich für dich angerührt habe, Mals. Das hilft auch gegen die Kopfschmerzen.«

Mallory tat, was er sagte.

Gute Töchter gehorchen immer.

KAPITEL 6

ALS SICH KALEB AM nächsten Tag für den Wettbewerb bereit machte, lief Zevi hektisch in der Höhle auf und ab. Kaleb musste mehrfach seinen Namen sagen, bevor der nervöse Streuner ihn hörte. Doch selbst dann reagierte Zevi nur mit einem finsternen Blick. Der Morgen vor einem Kampf wurde von Woche zu Woche unerträglicher. Zevi war heute so aufgebracht wie nie zuvor. Offenbar war er schon seit Stunden

wach, hatte sich aber ruhig verhalten, bis Kaleb die Augen geöffnet hatte. Dann war er sofort aufgesprungen und seitdem in Bewegung. Die aufgestaute Energie platzte fast aus ihm heraus.

»Zevi!«

Mit roten Augen und entblößten Zähnen raste Zevi auf seinen Rudelgenossen zu, doch kurz bevor er über Kaleb herfiel, hielt er inne und sackte in sich zusammen wie eine Marionette. »Das Ganze gefällt mir nicht.«

»Ich weiß.« Kaleb strich mit der Hand über Zevis Haar.

»Wir könnten die Stadt verlassen.«

Zevi berührte mit dem Kopf Kalebs Hand. Auch nach Jahren in der Stadt wirkte Zevi oft wie ein Tier. Die Erfahrungen seiner Kindheit, die er im Unzählbaren Land unter Vierfüßern verbracht hatte, kamen besonders zum Vorschein, wenn er nervös war.

»Habe ich etwa schon verloren?«, fragte Kaleb.

Zevi schnaubte. »Verlieren heißt tot sein.«

»Oder aufgeben.«

Abermals drückte Zevi den Kopf gegen Kalebs Hand und murmelte: »Streuner geben nicht auf. Ich weiß, dass d u *nie* aufgeben würdest. Du musst

gewinnen. Das ist der einzige Weg für uns, eine Kaste zu überspringen. Aber ...«, stöhnend holte Zevi Luft, »lieber bleibe ich Streuner, als dich zu verlieren.«

Kaleb tätschelte ihn. »Ich sterbe lieber. Das hier reicht mir nicht.«

Erwartungsgemäß reagierte Zevi mit einem Seufzen und auch die abrupte Kehrtwendung, die darauf folgte, kam keineswegs überraschend. Zevi stand auf, trat ans Feuer und ließ mehrere Verbandrollen in einen großen Metalltopf fallen, der über glühenden Kohlen köchelte. Dabei sagte er kein

Wort. Als er fertig war, nahm er seine Tasche und stellte sich an den Eingang der Höhle. »Ich bin bereit.«

Schweigend gingen sie zum Basar. Ursprünglich war der Basar der Seelen der Ort gewesen, an dem die Magi ihre Zauberkunst zelebrierten und Talismane verkauften, die Daimone davor schützen sollten, sich in magischen Bannkreisen wiederzufinden. Inzwischen wusste man, dass viele der in der Menschenwelt geborenen jüngeren Magi nicht mehr in der Lage waren, diesen Zauber auszuführen. Nur die alten Magi, die noch aus der STADT stammten, konnten in *beiden* Welten ihr Unwesen treiben

und unbequeme Daimonen einfach in einem Bannkreis in der Menschenwelt festhalten. Hinter dem Tod oder dem Verschwinden von Daimonen hatten meist die Magi gesteckt, bis Marchosias etwas dagegen unternommen hatte. Er hatte wie ein Löwe dafür gekämpft, dass die Magi und ihre Kinder abgeschlachtet wurden, damit keine neue Generation heranwachsen konnte. Schließlich hatten die Magi einem Abkommen zugestimmt, das ihnen die Menschenwelt überließ, während die Daimonen in der Stadt das Sagen haben sollten.

Noch Jahrhunderte später bekämpfte Marchosias das wuchernde Gestrüpp im

Unzählbaren Land und ließ die verzauberten Pflanzen der Magi unbeirrt zurückschneiden. Er hatte viel verändert und immer wieder Gutes für die Stadt getan, und alle wussten das. Dafür folgten ihm die Daimonen bedingungslos – und kämpften für eine würdige Rolle in der Welt, die er für sie errichtet hatte.

Einige Teilnehmer seiner Kampfspiele, die eine gute Leistung gezeigt hatten, wählte er später für sein Söldnerheer aus. Andere machte er zu Händlern. Die Spiele waren mehr als nur Kämpfe. Sie waren eine

Möglichkeit, sich zu präsentieren und damit womöglich die eigenen Lebensumstände zu verbessern. Und das galt auch für die Kämpfer, die nicht als Sieger aus der Arena traten. Kaleb hingegen hatte eine echte Chance zu gewinnen.

Als er sich nun auf den Weg zum Wettkampf machte, wurde er von allen Seiten begrüßt, was er jedoch nur mit einem kurzen Nicken erwiderte. Die Sägespäne und der Sand unter seinen Füßen waren noch blutig von den Urteilsvollstreckungen. Oft wurden nach einem Gerichtstag neue Sägespäne gestreut, aber dieses Mal waren die

Schaulustigen hungrig nach einem langen und brutalen Kampf, den ihnen Aya und Belias nicht geliefert hatten. Der von den Spuren des gestrigen Tages gezeichnete Boden, auf dem der Kampf heute stattfinden würde, war ein Zeichen dafür, dass die Menge viel Blut erwartete.

»Versprich mir bitte noch einmal, dass du nicht sterben wirst«, sagte Zevi, als sie am Rand des Rings standen.

»Hier werde ich sicher nicht sterben.« Kaleb zog die Stiefel aus und reichte sie an Zevi weiter. »Aber versprich *du* mir, dass du die Regeln nicht vergisst.«

»Versprochen.« Zevi senkte verlegen

den Kopf. Keiner von ihnen erwähnte den Tag, an dem Zevi in den Kreis springen wollte, jedoch sofort wie ein Blatt im Wind nach hinten geschleudert worden war. Aber Kaleb wusste, dass Zevi bei jedem Kampf daran denken musste – genau wie er. Zevi bewusstlos zu sehen, hatte Kaleb damals die Konzentration gekostet und sie wären beide fast umgekommen: Zevi durch die Wucht des Schlags und des anschließenden Aufpralls auf dem Boden und Kaleb durch die Krallen seines Gegners, die tiefe Furchen in der Brust hinterlassen hatten.

Zevi verstaute Kalebs Stiefel in seiner Tasche. »Nic wird schnell die Klauen zeigen.«

»Ich weiß.« Kaleb zog sein Hemd aus, aber die weite Hose behielt er an. Er ruinierte nur ungern noch mehr Kleidungsstücke im Kampf, aber vollkommen nackt wollte er sich dem Publikum auch nicht präsentieren.

Geistesabwesend griff Zevi mit einer Hand nach dem Hemd und wühlte mit der anderen in der Tasche, aus der er kurz darauf Kalebs Mundschutz zog. »Er wird versuchen, dich direkt zu töten.«

»Ich weiß, Zevi.« Kaleb nahm den Mundschutz, beäugte ihn skeptisch und

gab ihn wieder zurück. »Der würde mir heute nicht mal eine Minute lang etwas nützen. Ich brauche meine Zähne.«

Zevi riss die Augen auf, als er verstand, was Kaleb vorhatte. »Das wird nicht nötig sein. Du bist gut genug, um –«

»So wurde gewettet«, unterbrach Kaleb ihn. »Keine Klauen, bevor nicht zum dritten Mal Blut geflossen ist.«

Als Kaleb die Mischung aus Wut und Angst in Zevis Augen sah, bereute er bereits, ihm davon erzählt zu haben. Schweigend standen sie sich gegenüber. Keiner wagte es, die unausweichliche

Wahrheit auszusprechen: Wenn Kaleb seine Zähne einsetzte, würde der Kampf ziemlich blutig werden.

»Wir brauchen das Geld«, versuchte Kaleb zu argumentieren.

»Ich könnte es verdienen.« Zevi hielt seine Tasche auf, in der sich die abgenutzte rote Maske befand.

»Nein!« Kaleb schlug Zevi auf die Hand. »Ich werde für uns sorgen, Zevi.«

Kaleb würde noch viel abscheulichere Dinge tun, bevor er zuließ, dass Zevi seinen Körper verkaufte. Zevi war sein Rudel, seine Familie, und Kaleb würde alles tun, um ihn zu beschützen.

Die Menge gab den Weg für Nic und

Kaleb frei. Da sie beide Streuner waren, betraten sie den Ring gleichzeitig. Keiner von ihnen musste sich vor dem anderen verbeugen.

Während Kaleb nur sein Hemd ausgezogen hatte, war Nic vollkommen entblößt. Er hatte offenbar keine Skrupel, sich nackt zu zeigen. Genauso wenig machte er ein Geheimnis daraus, dass er es gewohnt war, sowohl die rote als auch die schwarze Maske zu tragen.

Die Zuschauer hatten sich so nah um den Ring versammelt, dass sie von mehreren Helfern zurückgedrängt werden mussten, damit der Bannkreis errichtet werden konnte. Ein

Wetthändler hatte sogar einen Magus mit weißer Maske mitgebracht, um die Menge unter Kontrolle zu halten. Mit einem eigenen Magus an seiner Seite demonstrierte er allen seinen Status und seinen Wohlstand. Die Kleidung des Magus war schmutzig, und als er die Ärmel hob und die Ärmel dabei hochrutschten, wurden die Brandzeichen des Eigentümers an den Unterarmen sichtbar.

Der Besitzer des Magus aalte sich in der Aufmerksamkeit des Publikums, während der Magus mit ausgestreckten Händen gestikulierte und dazu die

entsprechenden Worte murmelte. Seine funkelnden blau-goldenen Magusaugen wirkten durch die einfarbige Maske noch unheimlicher. Im Handumdrehen traten die Zuschauer vom Ring zurück.

Der Magus und sein Besitzer verbeugten sich vor Kaleb und Nic. Der Wetthändler reichte Zevi seine Karte. »Zu euren Diensten, die Herren, solltet ihr uns brauchen.«

Mit einem leisen, warnenden Zischen in Richtung des Magus nahm Zevi die Karte an. Niemandem gefiel es, dass sich die Magi in der Stadt aufhielten, aber Gesetze und Verträge wurden nach wie vor von Zauberern besiegelt, sodass

die Magi ein notwendiges Übel waren. Kaleb nickte Zevi zu, der die Karte in den unendlichen Tiefen seiner Tasche verschwinden ließ.

»Fangen wir jetzt an? Oder willst du noch länger rumstehen und ihm schöne Augen –« Nic wurde abgewürgt, denn Kaleb ramnte ihm eine Faust in den Mund.

»Respekt bitte«, forderte Kaleb.

»Das zählt nicht als Blutpunkt!«, riefen die Schiedsrichter sofort. »Zuerst muss der Kreis errichtet sein.«

»Stimmt«, sagte Kaleb gelassen. Er beugte sich über den Eimer und nahm eine Handvoll der Kreide-Salz-

Mischung. Das Salz brannte auf seinen Fingerknöcheln, wo Nics Zähne ihm die Haut aufgerissen hatten.

Nic stellte sich mit dem Rücken zu Kaleb. »Hoff du lieber, dass sich ab heute jemand anders um deinen Stricher kümmert.«

Nach so vielen Jahren auf der Straße ärgerte sich Kaleb nicht mehr über solche Gehässigkeiten. Würde er sich darüber aufregen, müsste er mit der Faust reagieren, und davon würde Nic letztendlich nur profitieren.

Dann war der Kreis versiegelt.

»Auf eine bessere Zukunft«, rief Kaleb

und streckte Nic die Hand entgegen.

Für einen kurzen Augenblick bröckelte Nics kaltherzige Fassade. Er schlug ein und nickte. »Darauf, nicht mehr ganz unten zu stehen.«

Sie lächelten einander zu. Doch kaum hatten sie den Handschlag gelöst, gingen sie aufeinander los. Nic traf Kaleb mit zwei Schlägen. Er blutete sofort.

Doch Kaleb wollte die Zeit nicht mit Fausthieben verschwenden. Er zog zwei Messer und hieb damit auf Nics Arme ein. Er konnte nur einen Stich setzen, aber zusammen mit Nics Faustschlägen – denen Kaleb absichtlich nicht auswich – floss nun zum dritten Mal Blut.

Die Schiedsrichter vergaben allerdings nur zwei Blutpunkte.

»Foul«, zischte Zevi.

Damit Kaleb seinen Anteil aus den Wetteinsätzen gewann, musste er auf den dritten Blutpunkt warten, bevor er seine Klauen einsetzen konnte. Doch Nic begann sich bereits zu verwandeln und Kaleb sah seinen Anteil davonschwimmen. Bevor Nic seine zweite Erscheinungsform endgültig angenommen hatte, stürzte sich Kaleb deshalb auf ihn und biss ihm ein Stück des Ohrläppchens ab.

»Dritter Blutpunkt!«, brüllten die Schiedsrichter über die kreischende

Menge hinweg.

Mehr Zeit blieb Kaleb allerdings nicht. Nic hatte bereits keine Finger mehr, sondern Stummel, aus denen Krallen wuchsen. Im Gegensatz zu Kaleb kämpfte Nic gern vollständig in Tiergestalt. Kaleb verzog das Gesicht, während sich Nics Verwandlung vollendete. Er wusste, dass er diesen Kampf als Zweibeiner nicht überleben würde. Er musste sich ebenfalls verwandeln. Seine Zähne wurden länger und der Kiefer schob sich vor. Hände und Arme wurden durch plumpe Gliedmaßen mit kräftigen Klauen ersetzt.

Da sich Nic bei jedem Kampf verwandelte, konnte er schneller in seine Tiergestalt wechseln als Kaleb. Er schnappte nach der Kehle seines Gegners, doch das hatte Kaleb kommen sehen. Wenn es ums Überleben ging, war es besser, schnell zu töten. Vor allem, wenn der Gegner so hartnäckig war wie man selbst.

Kaleb senkte das Kinn, sodass Nic ihm nicht in die Kehle beißen konnte. Stattdessen schnappte er nach Kalebs rechtem Vorderbein. Die Zähne gruben sich tief in Fleisch und Muskeln.

Wie aus weiter Ferne vernahm Kaleb die Rufe der Schiedsrichter: »Fünfter

Blutpunkt!« *Und was war mit dem vierten Blutpunkt?*

Da er selbst nichts spürte, ging Kaleb davon aus, dass er Nic verletzt hatte, ohne es zu merken. Die warme Flüssigkeit auf seiner Zunge schien diese Vermutung zu bestätigen.

Nics Schnauze war gefährlich nah an seinem Bauch und er trat so kräftig zu, dass Nic im hohen Bogen gegen die Schutzwand des Kreises flog. Dabei wurde ein Energiestoß freigesetzt, den auch Kaleb zu spüren bekam. Auf diese Weise wurde verhindert, dass Kämpfer den Zauberbann als Waffe einsetzten.

Den beiden Streunern wurde das Fell versengt und sie schrien laut auf.

Doch lange ließen sie sich dadurch nicht aufhalten. Keiner wollte aufgeben. Die Zuschauer erwarteten einen Kampf auf Leben und Tod. Kaleb und Nic wussten nur zu gut, dass sie sich zu Freiwild machten, wenn sie aufgaben. Die Kämpfe zwischen Streunern endeten immer mit einem Toten.

Nicht aufgeben.

Nic flog auf Kaleb zu.

Kaleb stand mit allen vier Beinen fest auf dem Boden und wartete ab. Erst kurz bevor sein Rivale auf ihm landete, schoss er hoch und schnappte nach Nics

Kehle.

Beide landeten hart auf dem Boden, aber Kaleb hatte nur ein dickes Bündel Fell zwischen den Zähnen.

Als er den Kopf drehte, um noch einmal zuzubeißen, riss Nic mit den Krallen Kalebs Hinterlauf auf. Das Blut sprudelte so stark, dass Kaleb auf die Wunde schaute. Offenbar hatte Nic eine sensible Stelle erwischt.

Doch er würde nicht tatenlos zusehen, wie das Blut aus ihm herausfloss. Er reckte den Hals und biss seinem Gegner in den Vorderlauf. Immer wieder hieb er die Zähne in Fleisch und Muskeln, bis die lange Klaue abgetrennt war.

Nics Brüllen war markerschütternd. Mühsam hievte sich Kaleb auf Nic. Er zögerte kurz, denn es wäre nicht gut, wenn sie beide ihr Leben ließen. Ihm war bereits so schwindelig, dass er fürchtete, bald das Bewusstsein zu verlieren. Mit letzter Kraft biss er zu und riss ein klaffendes Loch in Nics Hals. Der Kampf war beendet.

Schließlich rutschte Kaleb von dem bebenden, sterbenden Körper und verwandelte sich zurück. Er war zu erschöpft und aufgebracht, um sich von dem blutgetränkten Boden zu erheben. Er richtete den Blick auf Nics noch

tierische Augen und sah, wie das Licht darin endgültig erlosch.

In diesem Moment spürte er, wie der Bannkreis aufgehoben wurde. Im Hintergrund hörte er das Grölen der Zuschauer, aber vor allem vernahm er Zevis Stimme. »Du hast überlebt, Kaleb!«

Da bin ich mir nicht so sicher, dachte er.

KAPITEL 7

AM ABEND SASS MALLORY vor dem Fernseher und zappte sich durch die Programme. Seit mindestens einer halben Stunde hatte sie sich keine Sendung länger als eine Minute angesehen. Ihr Fußknöchel und ihr Handgelenk schmerzten immer noch und die Schrammen an den Oberarmen sahen aus, als wäre der Strauch, in den sie am Morgen beim Laufen gestürzt war, über sie hergefallen. Aus Erfahrung wusste

sie, dass ihr Vater nach so einem Missgeschick noch besorgter um sie war. Kaum auszudenken, wie er reagieren würde, wenn sie tatsächlich einmal auf Daimonen träfe. Wie sollte sie dieser Gefahr gewachsen sein, wenn sie nicht einmal einem kleinen Hund ausweichen konnte?

Ihr Leben war total langweilig und öde. Aufgrund der häufigen Umzüge verbrachte sie viele Abende allein. Im Gegensatz zu den letzten vier Schulen hatte sie unter den neuen Mitschülern bislang nicht einmal oberflächliche Bekanntschaften gemacht.

Vielleicht ist es auf der Highschool

einfach schwieriger.

Sie war es gewohnt, ständig umzuziehen und mitten im Schuljahr in eine neue Klasse zu kommen. Inzwischen genoss sie die ersten Wochen sogar. Sie wurde angesprochen und die anderen Schüler beantworteten bereitwillig ihre Fragen zu Stundenplänen und Hausaufgaben. Einige wollten sie dann sogar näher kennenlernen. So lief es normalerweise.

Dieses Mal war sie jedoch gleich zu Beginn krank geworden. Und kaum hatte sie den verpassten Stoff aufgeholt, stand ihr schon wieder ein Umzug bevor. Sie wurde immer wieder ohne

Vorankündigung krank. Zwar hatte ihr Vater sie bislang jedes Mal gesund gepflegt, dennoch verpasste sie in der Schule oft viel und es war noch schwieriger, Freunde zu finden. In dieser Stadt hatte sie fast gar keine sozialen Kontakte – abgesehen von einigen Partys, zu denen sie halbherzig eingeladen worden war, und den zufälligen Treffen mit Kaleb.

Im letzten Monat war Kaleb der einzige Lichtblick in ihrem Leben gewesen. Er war anders als die Jungs, die sie sonst kannte, und sie fühlte sich anders, wenn er in ihrer Nähe war. Sie

hatte allerdings nicht vor, mit ihrem Vater darüber zu sprechen, auch wenn sie nur ungern etwas vor ihm verheimlichte.

Seit mehreren Jahren zog Adam sie nun schon allein groß und insgesamt machte er seinen Job wirklich gut, sogar wenn es um typische »Mütteraufgaben« ging: Er begleitete sie zum Friseur und zur Kosmetik, hatte ihretwegen viele Stunden in Schuhläden zugebracht und ihr Schokolade besorgt, wenn sie traurig war. Sie hatte sogar Bücher über alleinerziehende Väter bei ihm entdeckt und musste sich manchmal auf die Zunge beißen, um nicht laut loszulachen, wenn

die daraus gewonnenen Erkenntnisse zu absurden Vater-Tochter-Situationen führten. Besonders wenn sie an seine Aufklärungsversuche dachte, musste sie innerlich kichern. Auch dass er darauf bestanden hatte, sich mit ihr kitschige Romanzen auf DVD anzuschauen, als sie in die Pubertät gekommen war, hatte sie sehr gerührt. Er hatte sogar ein Ranking der attraktivsten Schauspieler mit ihr aufstellen wollen und dafür extra einschlägige Zeitschriften gelesen. Er war entschlossen, sie so normal wie möglich aufwachsen zu lassen. Abgesehen vom zeitintensiven Schießtraining, den zahlreichen

Umzügen und den nie endenden Lektionen zu überall lauenden Gefahren, hätte sie fast glauben können, alles wäre in Ordnung. *Fast*. Die Diskrepanz zwischen dieser Illusion, der sie sich nur zu gern hingeben wollte, und der Realität war gewaltig. *Daimonen wollen meinen Vater umbringen*. Diesen Satz hatte sie immer im Kopf.

Sie schaltete den Fernseher aus und humpelte in ihr Zimmer, um mit dem Packen zu beginnen. Während sie ihre Sachen in Kartons verstaute, betete sie leise, dass sie in Franklin Freunde finden würde – und dass Kaleb sie dort

besuchen könnte. Sie wusste, dass das ziemlich unwahrscheinlich war. Dennoch klammerte sie sich an jeden noch so kleinen Hoffnungsschimmer. In Kaleb hatte sie zum ersten Mal jemanden gefunden, den sie nicht aufgeben wollte.

Manchmal hatte sie den Eindruck, ihr Vater sah Gefahren, wo keine waren. Obwohl sie noch nie einem Daimonen begegnet war, hatte er ihr Haus mit magischen Abwehrmechanismen gesichert und sie selbst mit Schutzzaubern belegt. Permanent befanden sie sich auf der Flucht, was jeden Versuch, ein richtiges Leben zu führen, zunichtemachte.

Sie ging zum Zimmer ihres Vaters und hätte gern nach der Sache gesucht, die er den Daimonen angeblich weggenommen hatte. Vielleicht würde ihr Leben endlich ruhiger verlaufen, wenn die Daimonen zurückbekämen, was sie vermissten – und sie könnte hierbleiben und mit Kaleb zusammen sein. Alles wäre so viel einfacher. Allerdings löste das erst einen Teil des Problems. Wenn die Suche überhaupt erfolgreich ausging, wüsste sie noch lange nicht, was sie als Nächstes tun sollte.

Wo findet man Daimonen?

Sie hatte noch kein einziges Wesen zu Gesicht bekommen, das seine

Erscheinungsform ändern konnte. Noch nie hatte sich eine Tür zu einer anderen Welt vor ihr aufgetan. Bisweilen fiel es ihr sogar schwer zu glauben, dass es Daimonen wirklich gab. Von der Existenz der Magi hingegen hatte sie sich zweifelsfrei überzeugen können, und sie glaubten *alle* an Daimonen. Sie hatten ihr erzählt, dass die Daimonen mehr als ein Jahrhundert lang alle Magi und ihre Familien bei jeder sich bietenden Gelegenheit abgeschlachtet hätten. Nein, Adam litt nicht unter Wahnvorstellungen. Offenbar war er wirklich in Gefahr – und sie mit ihm.

Sie öffnete die Tür und ließ den Blick durch den Raum schweifen. Das Bett, die Kommode und die Truhe – abgenutzt, funktionell und vertraut. Eine schwere Patchworkdecke lag über Adams Bett und die Truhe war mit einem großen Vorhängeschloss verriegelt. Was auch immer er den Daimonen geklaut hatte, musste dort drin sein. *Oder ist ein Versteck in einer verschlossenen Truhe zu offensichtlich?* Ihr Vater war praktisch veranlagt. Er würde nie ein offensichtliches Versteck wählen. *Oder vielleicht gerade?*

Mallory widerstand der Versuchung, das Zimmer zu betreten und sich genauer

umzuschauen. Die Gefahr, erwischt zu werden, war zu hoch. Adam schloss die Tür zwar nicht ab, aber es war gut möglich, dass die Schwelle mit einem Zauber gesichert war – oder die Truhe oder die Kommode. Sie schüttelte den Kopf. Wenn sie seine Sachen durchstöberte, würde er es merken und es ihr übel nehmen.

Sie kehrte in ihr eigenes Zimmer zurück und packte weiter ihre Sachen.

Ungefähr eine Stunde später hörte sie, wie die Eingangstür geöffnet und wieder zugeschlagen wurde.

»Mals?«

Sie warf die Jeans, die sie gerade zusammengelegt hatte, aufs Bett und ging hinunter, um ihren Vater zu begrüßen. Wie immer musterte er sie von Kopf bis Fuß. Als kleines Mädchen hatte sie geglaubt, er hätte einen speziellen Superhelden-Radarblick. Inzwischen wusste sie, dass er nur sehr aufmerksam war. Nichts würde ihm entgehen: dass sie sich die Fußnägel leuchtend rot lackiert hatte; dass die blaugrüne Schlafanzughose mit dem Geckomuster in letzter Zeit sehr locker saß; dass sie das ausgebleichene T-Shirt trug, das sie ihm aus dem Stapel der alten Sachen zum Autowaschen stibitzt hatte; dass

Ohrstöpsel um ihren Hals baumelten und dass sie ihr hellbraunes Haar zu einem Zopf gebunden hatte.

»Fühlst du dich besser?«, erkundigte er sich. »Wie geht es deinem Knöchel? Und tun die Schrammen noch weh?«

»Alles okay.« Sie lächelte ihn an. »Mir ist die ganze Sache nur entsetzlich peinlich.«

»Das kann doch jedem passieren.« Noch mit der Aktentasche in der Hand, nahm er sie in den Arm.

»Klar«, antwortete sie.

Sie wollte ihn beruhigen, ihm das Gefühl geben, sie wäre gegen alle

Gefahren gewappnet.

»Vielleicht findest du in der nächsten Schule eine Freundin, mit der du ab und zu ins Kino gehen kannst oder so.« Adam ließ sie los und legte seine Tasche auf den Küchentisch. »In Franklin leben mehr Magi, also bist du dort sicherer.«

»Schon okay.« Sie füllte Wasser in den Teekessel, ging zum Herd und drehte die Gasflamme auf.

»Es ist nicht okay. Ich sollte mehr zu Hause sein. Wir sollten mehr gemeinsam unternehmen.«

»Ich bin nicht mehr sieben.« Sie gab zwei Löffel Tee in eine Kanne und vermied bewusst seinen Blick.

»Außerdem sind wir beim Training zusammen. Es ist jedenfalls nicht so, als würde ich dich nie zu Gesicht bekommen.«

Sie hörte, wie er hinter ihr den Kühlschrank öffnete. »Sobald wir uns eingelebt haben, sollten wir mal wieder einen Vater-Tochter-Kurs machen.«

Sie drehte sich zu ihm um. Während er die Reste des chinesischen Essens aus dem Kühlschrank holte, sagte sie: »Vielleicht sollten wir uns lieber Leute in unserem Alter suchen, mit denen wir Zeit verbringen. Dieser Umzug könnte eine gute Gelegenheit sein, um etwas Neues zu beginnen ... eine Beziehung

zum Beispiel.«

»Eine *Beziehung*?«, wiederholte er und sah sie entgeistert an. Normalerweise ließ er sich nicht so schnell aus der Ruhe bringen.

»Ich werde morgen siebzehn«, erinnerte sie ihn, während sie zwei Teller aus dem Schrank holte.

Er öffnete die Plastikdose mit dem Essen und löffelte Huhn in Sesamsoße auf die Teller. »Wie wäre es damit: Wenn du jemanden kennenlernenst, von dem wir beide denken, dass er zu dir passt, darfst du dich mit ihm anfreunden. Aber was soll ich dann machen? Ganz

allein zu Hause sitzen?«

Mallory wandte sich dem pfeifenden Teekessel zu. Seit ihre Mutter sie verlassen hatte, war sie sein Leben. Bei dem Gedanken, ihn allein zu lassen, bekam sie *natürlich* ein schlechtes Gewissen. »Mum kommt nicht zurück, oder?«

Adam seufzte. Immerhin tat er nicht so, als hätte er die Frage nicht gehört, wie sonst immer, wenn sie sich nach ihrer Mutter erkundigte. »Sie liebt dich, Mallory, genau wie ich.« Er hielt inne. »Aber sie liebt *mich* nicht und deshalb haben wir entschieden, dass es das Beste ist, wenn sie geht.«

»Das Beste für wen?«, wollte Mallory wissen.

»Für dich.«

Mallory spürte, wie Tränen über ihre Wangen liefen. Sie hatte es zwar schon die ganze Zeit geahnt, aber zu hören, wie er endlich offen zugab, dass ihre Mutter für immer fort war, tat trotzdem weh.

»Sie könnte mich wenigstens besuchen«, tastete sich Mallory behutsam vor. »Oder ich könnte sie besuchen. Wenn du wüsstest, wo sie ist –«

»Nein!« Adam kehrte ihr den Rücken zu. »Genug von Selah. Sie ist fort und hat in deinem Leben nichts mehr zu

suchen.«

»Sie ist meine Mutter!«, protestierte Mallory.

»Deshalb war sie auch lange Teil deines Lebens.« Adam stand immer noch mit dem Rücken zu ihr, sodass sie sein Gesicht nicht sehen konnte. Doch seine Stimme klang nicht, als würde er unter der Situation leiden. Diese Gefühlskälte erinnerte Mallory allzu sehr an Adams Schwester Evelyn und die Hartherzigkeit der meisten anderen Magi, die sie erlebt hatte. Bei ihrem Vater war diese Eigenschaft jedoch neu und sie fühlte sich verunsichert, besonders da es um

ihre Mutter ging.

Die Stille in der Küche wog schwer und schuld daran waren Dinge, die sie nicht wirklich verstand. Hatte ihre Mutter etwas Schlimmes getan? Ihr Vater hatte sich nie um eine neue Partnerin bemüht, deshalb hatte Mallory jahrelang geglaubt, er würde ihre Mutter noch lieben. Doch jetzt war sie sich dessen nicht mehr so sicher.

Er sollte eine neue Beziehung eingehen. Wahrscheinlich wäre es für ihn dann auch leichter, wenn sie ebenfalls einen Freund hätte. Adam war durchaus attraktiv für sein Alter. Sein Haar war noch so dunkel, dass sie ihn

immer wieder neckte, er würde es färben. Er hatte auch keine Falten. Seine Augen waren strahlend blau und die Wimpern so dicht, wie bei einem Comic-Helden oder einer Babypuppe. Außerdem hatte er eine Figur, bei der die meisten Männer in seinem Alter vor Neid erblassen würden. Dabei trieb er nur wenig Sport und ernährte sich schlecht. Wenn seine konservative Kleidung nicht wäre, könnte man glauben, er wäre ihr älterer Bruder. In dem Fall war ein Magus eindeutig im Vorteil: Für menschliche Frauen war er fast unnatürlich attraktiv, obwohl er einige Hundert Jahre alt war.

Ihr leiblicher Vater hatte ihr offensichtlich nicht so gute Gene vererbt. Ihr Haar war langweilig hellbraun, die Augen normal braun, und Kalorien machten sich bei ihr sofort bemerkbar. Sie war nicht unattraktiv, aber eher durchschnittlich als übermenschlich gut aussehend, schlau und gesund wie Adam. Wäre sie nur ein bisschen mehr wie er, würden die Jungs in der Schule Schlange stehen, um mit ihr auszugehen. Als Maga könnte sie sich mit ihrer eigenen Magie schützen. Als Maga wäre so vieles einfacher. Bedauerlicherweise war sie nur ein Mensch. Seufzend

schenkte sie Tee ein.

»Mals? Hast du noch etwas auf dem Herzen?«

»Ich habe bloß gerade darüber nachgedacht, dass es nicht wirklich fair ist. Ich wäre gern mit jemandem zusammen, aber das ist bei meinem Aussehen gar nicht so leicht. Du dagegen ...«, sie machte mit der Hand eine Geste in seine Richtung, »siehst so gut aus und hast gar kein Interesse an einer Beziehung. Ich wünschte, ich hätte deine Gene ... aus vielerlei Gründen. Und manchmal sind diese Gründe eben auch recht oberflächlich.«

»Ich würde mir auch wünschen, dass

du meine Gene hättest«, erwiderte er und ging damit nur auf den letzten Teil ein. Dann blickte er auf die Uhr. »Ich habe eine Stunde Zeit. Karten, Fernsehen oder Schach?«

Mallory nahm die beiden Teetassen und hoffte, nicht den Rest ihres Lebens so verbringen zu müssen. Sofort meldete sich ihr schlechtes Gewissen zurück. Sie liebte ihren Vater, aber manchmal hatte sie das Gefühl, unter seinem Schutzbedürfnis zu ersticken. Doch jedes Mal wenn sie versuchte, mit ihm darüber zu reden, kam sie sich plötzlich albern vor. Oft fragte sie sich, ob sie nicht mit ihm diskutieren konnte, weil er ein

Magus war, so komisch das auch klingen mochte.

Adam ging zur Eingangstür. Er nahm eine Handvoll des Pulvers, das dort bereitstand, und streute es auf die Schwelle, wie er es jeden Abend tat. Dann griff er nach den Tellern. »Komm, Mals, ich glaube, wir haben einige Folgen dieser Krimiserie noch nicht gesehen, die wir aufgenommen haben.«

KAPITEL 8

DAS ERSTE, WAS BELIAS von sich gab, als er wieder zu sich kam, war ein Schrei, der zu einem Namen wurde: »Aya!«

»Nicht so laut«, murmelte jemand.

Die ihm unbekannte Stimme ließ Belias aufspringen. Einige Momente lang konnte er nichts sehen, aber nachdem er ein paar Mal geblinzelt hatte, kehrte seine Sehkraft zurück. Doch was er sah, war nicht gerade

vertrauenerweckend: Eine fremde Frau in einem grauen Anzug saß an einem Tisch.

Belias spürte die Stellen, an denen Aya ihre giftigen Messer in sein Fleisch gerammt hatte, auch wenn die Verletzungen nicht mehr zu sehen waren. *Bin ich tot?* Wenn ja, hatte er sich das Leben im Jenseits anders vorgestellt. Wenn nicht, hatte er keine Ahnung, wo er war. Die Frau, ihre Kleidung und der Raum – alles kam ihm vollkommen fremd vor.

Er ging auf die Frau zu – und stieß gegen eine unsichtbare Wand.

Eine Maga. Er betrachtete sie

genauer. *Eine unmaskierte Maga.* Das konnte nichts Gutes bedeuten. In der Stadt bewegte sich kein Magus ohne Maske.

Sie sah nur wenig älter aus als er, doch Magi und Daimonen wurden mehrere Jahrhunderte alt, sodass er unmöglich erkennen konnte, wie alt sie wirklich war. Allerdings gab es nur wenige sehr alte Magi, da die meisten während der Kriege getötet worden waren. Diese Maga jedoch wirkte erstaunlich selbstsicher, noch selbstsicherer als die ältesten Daimonen aus der herrschenden Kaste.

Während er sie beobachtete, legte er

beide Hände gegen die unsichtbare Wand und drückte dagegen. Anders als beim Kampfring versetzte ihm die Begrenzung keinen schmerzhaften Energiestoß. Sie war einfach nur undurchdringbar. Schritt für Schritt ging er den Kreis ab. Er befühlte die Wand mit den Händen, stieß mit den Füßen gegen den unteren Rand und stellte fest, dass er tatsächlich gefangen war.

Die Maga arbeitete unterdessen weiter an ihrem Schreibtisch, ohne ihn zu beachten. Hätte sie diesen einen Satz nicht gesagt, wäre er nicht einmal sicher, ob sie ihn überhaupt wahrgenommen

hatte. Er tastete nach den Waffen, die er während des Kampfes bei sich gehabt hatte, fand aber nur ein einziges Messer. Immerhin war er nicht ganz wehrlos, also beschloss er, sie anzusprechen.
»Maga?«

Sie blickte auf und sah ihn aus ihren kalten, blau-goldenen Augen an.
»Daimon.«

Sofort wandte sie sich wieder ihren Unterlagen zu.

Belias war noch nie ignoriert worden. Als Sohn einer einflussreichen Familie hatte er immer Privilegien genossen. Außerdem war er ein hoch angesehener Kämpfer, ein erfahrener Bettgenosse und

Finalist in Marchosias' Kampfspielen. Stirnrunzelnd unternahm er deshalb einen zweiten Versuch. »Ich verlange freigelassen zu werden, Maga.«

»Nein.«

»Du kannst nicht –« Die Worte erstarben auf seinen Lippen, nachdem sie kurz eine Hand gehoben und durch die Luft geschwenkt hatte, ohne auch nur einmal aufzuschauen.

»Ich kann tun und lassen, was ich will, Belias«, sagte sie und schrieb mit kratzendem Stift weiter.

Er versuchte zu sprechen, sich wenigstens zu räuspern. Aber er brachte keinen Ton heraus. Erneut begann er, mit

den Händen den unsichtbaren Ring abzutasten. Sie hatte ihn *verstummen* lassen. Der Zauber war wirkungsvoller als alles, was er in der Stadt je erlebt hatte. Allerdings brauchte er auch gar nichts zu sagen, wenn sie ohnehin nicht zuhörte. Er hatte sich höflich um ein Gespräch bemüht, doch sie hatte sofort herumgehext, anstatt ehrenhaft darauf zu reagieren.

Überraschend war es nicht: Die Magi waren niedere Kreaturen, die ständig Verrat begingen, wenn sie nicht streng kontrolliert wurden. Sie hatten seinen Vater und zahllose andere Daimonen

ermordet. Sie hatten das Fleisch und das Blut der Daimonen für ihre Zaubereien missbraucht und die Natur auf die Stadt losgelassen. Sie waren eine ständige Bedrohung für die Ordnung der Stadt, bis sie fast ausgemerzt worden waren.

Nach den Kriegen war ihnen die Menschenwelt überlassen worden. Die Daimonen behielten die Stadt – zumindest den Teil, den sie vor dem Unzählbaren Land retten konnten. Es war ein gerechtes Abkommen, viel mehr als die Magi verdienten. Danach war es nur noch selten zu Konflikten gekommen. Einmal hatten einige Daimonen mehrere Magi an einem Ort namens Salem

entlarvt, aber insgesamt fühlten sich die Bewohner der Stadt sicher. Ab und zu kursierten zwar Gerüchte, dass Daimonen als Familiare der Magi in die Menschenwelt geholt und dort festgehalten wurden, um ihnen zu dienen, und dass im Unzählbaren Land angeblich Magi mit besonders starken Zauberkraften lebten, aber einen Beweis dafür gab es nicht.

Abgesehen davon, dass mich eine Maga hier gefangen hält und zum Schweigen gebracht hat.

Aber Belias wollte sich auf keinen Fall einschüchtern lassen. Er würde entkommen und sobald er wieder zu

Hause wäre, fände er sicher ausreichend viele Unterstützer für seinen Plan, die noch in der Stadt verbliebenen Magi endgültig auszurotten.

Er konzentrierte sich und ließ seine Hände zu Klauen werden. Er nahm nicht gern seine tierische Gestalt an, aber die Krallen waren schärfer und empfindlicher als Fingerspitzen. Stück für Stück fuhr er mit den Krallen am unteren Rand des Rings entlang und suchte nach einer Möglichkeit, die unsichtbare Wand einzureißen.

Dann hörte er, wie ein Buch zugeschlagen wurde. Wenig später

näherten sich die klappernden Schritte der Maga.

Hastig erhob sich Belias. Auch wenn er den Kreis nicht verlassen konnte, würde er nicht vor ihr auf dem Boden kriechen wie ein Untergebener. Erst jetzt fiel ihm auf, wie zierlich sie war. Ihr schwächlicher Körper wies kaum Muskeln auf. Dennoch wirkte sie erbarmungsloser als jeder Magus, dem er in der Stadt begegnet war.

»Ich lasse mich nur ungern unterbrechen, wenn ich arbeite, Belias.« Sie umrundete den Kreis und er drehte sich mit, um sie nicht aus den Augen lassen zu müssen. »Du bist anders als

die Daimonen, die ich vor dir in den Bannkreis geholt habe.«

Er öffnete den Mund, doch es kam kein Ton heraus. Sie murmelte etwas in der Magussprache und machte eine Geste in seine Richtung. Er schluckte. Es widerstrebte ihm, nur auf ihr Kommando zu sprechen, aber er wollte unbedingt mehr erfahren. Also unterdrückte er seinen Stolz. »Wohin hast du mich gebracht?«, fragte er.

Sie musterte ihn, als würde sie auf dem Basar der Seelen eine Ware begutachten, und Belias spürte ein eigenartiges Kribbeln auf der Haut. Er tastete abermals nach dem Messer, das

er am Oberschenkel trug, und merkte, dass es sich um Ayas Messer handelte. Er hatte es selbst für sie gekauft.

Warum habe ich Ayas Messer?

Nichts ergab einen Sinn.

»Wo bin ich?«, wollte er noch einmal wissen.

»In den Räumen von Stoneleigh-Ross natürlich. Genauer gesagt in einem Bannkreis in meinem Büro.« Die Maga wirkte irritiert. »Und du wirst nirgendwo anders hingehen, solange ich es nicht zulasse.«

Von Stoneleigh-Ross hatte Belias noch nie gehört, von Bannkreisen hingegen

schon. Daimonen konnten nur darin festgehalten werden, wenn der Magus den vollen Namen des Gefangenen kannte. »Wie? Wer bist du? Warum? Ich weiß nicht, was hier los ist, aber du kannst mich nicht einfach gefangen halten. Auch eine Maga muss sich den Gesetzen fügen. Wenn Marchosias –«

»Du befindest dich nicht auf *seinem* Herrschaftsgebiet«, unterbrach sie ihn. »Hier herrsche *ich*.«

Belias verengte die Augen. »Wer seid Ihr? *Wo* sind wir?«

»Ich bin Evelyn Stoneleigh und wir sind in North Carolina.«

»Wo?«

»In der Menschenwelt, Belias.«

Er war erschüttert. Die Menschenwelt war grausam. Sein Vater hatte ihm immer wieder erzählt, wie abartig und barbarisch die Menschen waren. Die Stadt war keineswegs perfekt, aber sie verfügte immerhin über ein funktionierendes Kastensystem, kontrollierte

Fortpflanzungsmechanismen und einen blühenden Handel. Marchosias sorgte für Ordnung und bei Verstößen wurde umgehend gerichtet.

Die Maga ging an ihm vorbei und ließ ihn allein in dem Raum zurück, eingesperrt in ihren Bannkreis.

Wie bin ich hier gelandet? Was habe ich in einer Welt verloren, in der die Magi die Macht besitzen?

Das Letzte, woran er sich erinnerte, war seine Ex-Verlobte, die wild auf ihn einstach. Er hatte den Tod vor Augen gehabt, doch nun wurde er von einer Maga in der Menschenwelt festgehalten, was kein angenehmeres Schicksal war.

KAPITEL 9

KALEB KONNTE NUR
VERSCHWOMMEN sehen, wie Zevi
die Nadel in der Kerzenflamme erhitzte.
Dieses Mal hatte er so viel Blut
verloren, dass er nicht sicher war, ob
das nicht das Ende seiner Karriere als
Kämpfer bedeutete. Ein kleiner, aber
nicht zu leugnender Teil in ihm hoffte,
dass es so wäre. Er wollte Ruhe, auch
wenn Ruhe bedeutete, das Bewusstsein
zu verlieren. Der andere, dominantere

Teil in ihm konnte nur daran denken, wie wenige Konkurrenten noch im Wettbewerb waren. So kurz vor dem Ziel aufzugeben, kam ihm falsch vor.

»Bleib wach.« Zevi kümmerte sich nicht darum, das Messer zu reinigen, bevor er die Reste von Kalebs Hose wegschnitt. Er wollte nicht fahrlässig handeln, sich aber auch nicht mit unnötigen Dingen aufhalten.

»Hmm.« Kaleb konnte die Augen kaum offen halten – bis Zevi Salzwasser über die blutigen Wunden an seinem Oberschenkel goss. Das Wasser brannte, war aber wenigstens nicht eiskalt.

»Er wollte eine Arterie treffen. Sehr

clever.« Zevi berührte Kalebs Bein so behutsam wie möglich, doch schmerzlos war die Behandlung nicht. »Die Krallen in deinem Fleisch zurückzulassen, war auch geschickt.« Unnachgiebig stocherte Zevi in der Wunde herum.

Kaleb wurde abermals schwarz vor Augen, doch er kam wieder zu sich, als Zevi kurze Zeit später mit der Nadel in sein Bein stach. Wenigstens hatte er die zweite Behandlung mit Salzwasser verpasst, denn Zevi war gründlich und spülte die Wunden immer mehrmals. Das war wirksam, tat jedoch höllisch weh.

Nadelstiche waren auch nicht gerade

angenehm.

Das heiße Metall, das sich immer wieder in seine Haut bohrte, brannte fürchterlich, und es war ein unangenehmes Gefühl, einen Faden durchs Bein gezogen zu bekommen. Aber Zevi nähte schnell, gleichmäßig und gut. Es war ein rhythmischer Schmerz: einstechen, festziehen, einstechen, festziehen, Fleisch zusammendrücken, einstechen, festziehen – und so schloss sich die Wunde nach und nach.

»Die Arterie ist unverletzt.«

»Gut.« Kaleb hob den Kopf.

Zevi kniete auf dem Boden und hatte

Kalebs blutigen Oberschenkel fest zwischen die Beine geklemmt. »Ich komme nicht weiter«, murmelte Zevi. »Kannst du hier mal halten?«

»Wo?«

Zevi legte Kalebs Hand auf das verletzte Bein. »Drück die Wundränder zusammen.«

Wortlos gehorchte Kaleb.

»Weiter geht's.« Immer wieder stach Zevi die Nadel in Kalebs Fleisch und nähte schweigend den klaffenden Schnitt zu. Als er fertig war, ließ er die Nadel und den restlichen Faden auf Kalebs geschundenem Bein liegen.

»Ich hasse, was jetzt kommt.«

»Ich weiß.« Doch in Zevis Stimme war kein Mitleid zu hören. Dies war nicht die schlimmste Verletzung, die Zevi behandelt hatte.

Als Zevi zu dem Kessel über dem Feuer ging, herrschte für einen Moment Stille in der Höhle. Kaleb drehte den Kopf, um ihm zuzusehen. Er hatte überlegt, ob es besser wäre, nicht hinzuschauen, aber dann wäre der Schock noch größer.

Ordentlich wickelte Zevi ein verblichenes, aber sauberes Stück Stoff um seine Hand. Anschließend griff er nach dem Messer, das im Salzwasser über dem Feuer erhitzt worden war.

Kaleb wusste, was ihn erwartete, und die Versuchung zu fliehen war groß. Beim ersten Mal hatte Kaleb keine Ahnung gehabt, welche Schmerzen auf ihn zukamen. Inzwischen hatte er genug Erfahrung und wusste, dass das Verätzen schlimmer war als die ursprüngliche Verletzung. Wenn er verwundet wurde, geschah das blitzschnell und im ersten Moment war der Schock so groß, dass er die Schmerzen kaum spürte. Im Eifer des Gefechts merkte Kaleb manchmal erst mehrere Minuten später, dass er getroffen wurde. Der Schmerz beim Verätzen kam jedoch nicht überraschend

und Kaleb war auch nicht mehr durch den Kampf aufgeputscht.

Er schluckte. Jeder Muskel seines Körpers verhärtete sich in Erwartung des Unausweichlichen. Dann drückte Zevi die heiße Klinge auf das Bein, das er gerade genäht hatte.

Das Zischen und der üble Geruch nach verbrannter Haut machten es noch schlimmer. Kaleb wandte den Kopf zur Seite und übergab sich.

Er war sich nicht sicher, wie lange er noch am Boden gelegen hatte, nachdem Zevi die Wunde behandelt hatte. Hitze und Salz halfen gegen die meisten Gifte,

die während eines Kampfes in den Körper eindringen. Den wenigen magischen Substanzen, die in der Stadt zu haben waren, konnte man mit Eisen oder Silber beikommen. Kaleb und Zevi besaßen genug Messer, in denen beide Metalle eingearbeitet waren, sodass sie normalerweise gegen jede Verletzung gewappnet waren. Gelegentlich musste Zevi mehrfach verätzen, aber glücklicherweise war das die Ausnahme.

»Trink.« Zevi reichte seinem Rudelgenossen einen Becher.

Kaleb roch daran.

»Ich werde dich wohl kaum vergiften,

nachdem ich dich gerade zusammengeflickt habe«, brummte Zevi. »Wenn ich dich hätte erledigen wollen, hätte ich dich einfach verbluten lassen oder auf das Verätzen verzichtet.«

»Tut mir leid, das war ein Reflex.« Kaleb setzte sich auf, hob den Becher an die Lippen und trank ihn aus. Der Inhalt schmeckte alles andere als gut. Immerhin hatte Zevi die stinkenden Kräuter mit halbwegs anständigem Whiskey gemischt. Dem Geschmack nach zu urteilen waren es keine Kräuter, die einfach so auf dem Basar der Seelen verkauft wurden – jedenfalls nicht zu einem Preis, den sie bezahlen konnten.

Kaleb war in den siebzehn Jahren seines Lebens ziemlich oft gesund gepflegt worden und hatte gelernt, welche Heilpflanzen seltener waren als andere. Er gab Zevi den Becher zurück. »Ohne dich wäre ich schon vor Jahren gestorben. Aber das heißt nicht, dass du ohne mich ins Unzählbare Land gehen sollst.«

»Ich hatte gehofft, der Whiskey würde den Geschmack überdecken«, erwiderte Zevi ungerührt und zuckte mit den Schultern.

»Hat er aber nicht.«

Keiner von beiden erwähnte gern die

Jahre, die Zevi im Unzähmbaren Land verbracht hatte. Dort draußen ließen die Magi die Natur mit ihrer Zauberkraft so schnell wuchern, dass die wenigen Daimonen, die dort jenseits des Trubels der Stadt lebten, sehr viel Tierisches an sich hatten. Die Stadt mochte barbarisch wirken, aber das Leben bot Unterhaltung und Vergnügungen und war mehr oder weniger sicher. Jedes Mal, wenn Kaleb Zevi ins Unzähmbare Land begleitet hatte, war er erschüttert gewesen, wie primitiv das Leben dort in der Wildnis war.

»Ich brauchte einiges von dort und du hattest zu tun«, erklärte Zevi in seiner

sachlichen Art.

Kaleb überlegte, ob er die ewige Diskussion über Zevis gefährliche Ausflüge wieder anfangen sollte. Auch wenn sie nie darüber sprachen, wusste er, dass sein Rudelgenosse sich außerhalb der Stadt besser zurecht fand, als Kaleb es je könnte. Zevi konnte blitzschnell fliehen, wenn er angegriffen wurde, und sich dort draußen flink und wendig bewegen, ohne Aufmerksamkeit zu erregen. Das Problem lag bei Kaleb, nicht bei Zevi. Sein Bedürfnis, um jeden Preis für Zevis Sicherheit zu sorgen, war die logische Folge der Tatsache, dass er ihr kleines Zwei-Mann-Rudel anführte

und sich für Zevi verantwortlich fühlte. Kaleb würde es nicht ertragen, ihn zu verlieren. Doch nichts davon konnte er in Worte fassen – und das war auch nicht nötig. »Du hättest mir Bescheid sagen können«, sagte er nur.

»Ja, hätte ich. Aber es geht uns beiden gut. Also, wo ist das Problem?«

Kaleb grummelte vor sich hin.

»Ich werde dich nicht enttäuschen, Kaleb. Niemals.« Einen Moment lang blieb Zevi verlegen vor ihm stehen. »Und ich handele nicht selbstlos«, fuhr er fort. »Ich wäre längst tot, wenn du mich nicht beschützen würdest. Hin und

wieder überfordert mich die Stadt noch.«

Seufzend legte sich Kaleb wieder hin. »Du wärst weniger in der Schusslinie, wenn ich nicht an den Kampfspielen teilnehmen würde.«

»Das ist wahr.« Zevi runzelte die Stirn. »Aber das ist es wert. Du kannst gewinnen und dann wird alles besser. Es sei denn ... Flynn und Aya sind beide in der Lage dich zu töten, selbst wenn du in Top-Form bist. Sol vielleicht auch. Und im Moment könnten dich sogar schlechtere Kämpfer besiegen.«

Das Gute an Zevis Ehrlichkeit war, dass man nie mutmaßen musste, was er

wohl dachte. Aber es gab auch Momente, in denen seine Direktheit nicht gerade ermutigend war. Er brachte seine Zweifel ebenso deutlich zum Ausdruck wie seine Hoffnungen. Flynn wurde als Favorit gehandelt und in Kalebs momentanem Zustand wäre auch Sol eine ernste Gefahr für ihn. Aya war keine so gute Kämpferin wie Flynn oder Sol, hatte aber eine große mentale Stärke. Sie konnte so geschickt taktieren, dass sie bisweilen selbst listige Gegner überrumpelte. Außerdem besaß sie die Skrupellosigkeit, auf eher unsportliche Mittel zurückzugreifen. Keiner der noch verbliebenen Teilnehmer hatte so viele

Tötungen auf dem Konto wie sie.

Mich ausgenommen.

Kaleb hatte seine Tötungen jedoch über viele Jahre angesammelt, unter anderem als Träger der schwarzen Maske. Nur wenige wussten davon. Allerdings gab es Gerüchte, in denen ihm bestimmte Morde angehängt wurden. Er hatte zugelassen, dass sich diese Geschichten in der Stadt verbreiteten, weil sie ihm einen gewissen Ruf verschafften. Die wahre Anzahl seiner Opfer kannte aber nur er.

Mühsam setzte sich Kaleb auf. »Ich werde nicht gegen Aya verlieren«,

versuchte er Zevi zu beruhigen.

»Im Ring vielleicht nicht«, murmelte Zevi und entfernte sich. Wortlos sammelte er Nadeln und Messer ein und legte sie in das Reinigungsbad. Auch als er die Reste von Kalebs Hose vom Boden aufhob und in einen großen Eimer warf, sagte er nichts.

Kaleb wartete, bis Zevi aufgeräumt hatte. Sein Rudelgenosse hielt immer Ordnung, doch in bestimmten Situationen schien er geradezu besessen davon zu sein.

»Sie ist nicht wie wir«, sagte Zevi plötzlich. Dabei fuchtelte er mit den Händen in der Luft herum wie ein

Zauberer, der einen Sturm heraufbeschwört. »Du kämpfst und tötest aus einem bestimmten Grund. Sie kämpft, obwohl sie es gar nicht nötig hat. Wenn man jemanden wie sie als Gegner bekommt, sollte man lieber nach Hause gehen.«

Zevi senkte den Kopf, als ihm bewusst wurde, was er gerade gesagt hatte. Vor sieben Jahren hatte Kaleb ihn aus dem Unzählbaren Land in die Stadt geholt. Aber da draußen war nach wie vor Zevis Zuhause. Manchmal dachte Kaleb, dass er sich nur vor dem Unzählbaren Land fürchtete, weil es ihm Zevi wieder wegnehmen könnte. Seit er erkannt hatte,

wie wichtig ein Rudel für einen Streuner war, hatte er Angst ihn zu verlieren. Bislang war er der Einzige, bei dem Kaleb sich wohlfühlte. Zevi hatte schon lange vor ihm verstanden, dass zwischen ihnen eine Verbindung bestand. Als er den verwundeten Kaleb damals gefunden und sich seiner angenommen hatte, war Zevi sofort bewusst gewesen, dass sie zusammengehörten. Wenn Kaleb die Kampfspiele gewann, würde er Zevi mehr Sicherheit bieten können und weitere Streuner finden, die in ihre kleine Familie passten.

»Reg dich nicht auf«, sagte Kaleb.

»Alles wird gut.«

Sein Bein schmerzte noch zu sehr, um aufzustehen und den nervös auf und ablaufenden Zevi zu beruhigen. Also wartete er, bis sein Rudelgenosse von selbst stehen blieb. »Was ist wirklich los?«, fragte er dann.

»Abgesehen davon, dass du wieder mal verwundet bist?«

»Ja«, antwortete Kaleb so geduldig wie möglich.

Zevi setzte sich neben ihn auf den Boden. »Ich verstehe Aya nicht. Ich traue ihr nicht. Was ist, wenn sie uns einfach umbringt?«

Gelassen erwiderte Kaleb: »Sie hat

keinen Grund, dich zu töten.«

»Verie hat sie auch ohne Grund getötet«, murmelte Zevi.

Da lag also das Problem: Verie war Zevis Freund gewesen. Doch Kaleb war nicht davon überzeugt, dass Aya ihn getötet hatte. Er hatte genau zugehört, was sie am Tag der Gerichtsverhandlung gesagt hatte und was *nicht*. Natürlich wusste er, dass Aya sehr wohl einen Grund hätte, sich über Zevi herzumachen. Wäre Kalebs einziger Rudelgenosse verletzt oder tot, würde ihn das beim Kampf beeinträchtigen. Und Aya war verschlagen genug, um so zu kalkulieren. Sie ergriff jede

Gelegenheit, aus der sie einen Vorteil für sich ziehen konnte. Deshalb war er sich auch fast sicher, dass Verie niemandem unerlaubt geholfen hatte und sie ihn auch nicht getötet hatte. Er hatte Aya während der gesamten Kampfspiele beobachtet. Sie handelte praktisch, aber nicht unnötig brutal.

Aya schien alles zu haben, was Marchosias schätzte. Wäre sie ein Mann, hätte Marchosias ihr längst einen wichtigen Posten in der Regierung angeboten. Doch weil sie eine Frau war, musste sie die Kampfspiele erst gewinnen, um eine solche Position zu

erreichen. Damit wäre sie die erste Frau in der Regierung, seit Marchosias der Herrscher der Daimonen war. Doch selbst wenn sie aufgab, wäre ihr ein bequemer Platz im Palast sicher. Marchosias zeugte seine Erben ausschließlich mit Frauen, die sich entweder durch einen herausragenden Charakter oder eine sehr gute Herkunft auszeichneten. Aya kam aus einer der ranghöchsten Familien der herrschenden Kaste und hatte sich als sehr gute Kämpferin erwiesen.

Kaleb legte eine Hand auf Zevis Unterarm. »Ich habe nicht vor, unsere Zukunft von Aya oder sonst jemandem

zerstören zu lassen. Ich werde für uns
sorgen, Zevi, versprochen.«

KAPITEL 10

KALEB WARTETE, BIS ZEVI eingeschlafen war, bevor er die Höhle verließ. Seinem Rudelgenossen von Mallory zu erzählen, erschien ihm noch zu früh. Viele Möglichkeiten blieben ihm nicht. Entweder hielt er sich an seinen Vertrag mit Haage oder er ging zu Marchosias. Er war sich nur nicht sicher, was mehr wog: die Tatsache, die vermisste Tochter gefunden zu haben, oder dass er dieses Wissen nicht sofort

mit seinem Herrscher geteilt hatte. Es war also ungewiss, ob Marchosias ihn loben oder zum Teufel schicken würde. Und je mehr Zeit er mit Mallory verbrachte, desto mehr litt er unter diesem Dilemma.

Kaleb schleppte sich durch die Straßen der Stadt. Nur seine Willenskraft und Zevis heilkundiges Geschick machten es möglich, dass er sich jetzt dem Tor näherte, für das er kurz nach Beginn der Kampfspiele bezahlt hatte. Auch bevor er diesen Auftrag angenommen hatte, war er ab und zu in der Menschenwelt gewesen. Als Kind war er einmal einer Spur

dorthin gefolgt, doch die Situation war außer Kontrolle geraten und er war in Gewahrsam genommen und in eine sogenannte Pflegefamilie gegeben worden. Die Fähigkeiten, die er sich in jenen Wochen angeeignet hatte, musste er Jahre später nur noch verfeinern, um sich relativ unauffällig in der Welt der Menschen bewegen zu können. Trotzdem überkam ihn jedes Mal ein Moment der Panik, wenn er das Tor durchquerte. Er hatte Angst, dort drüben wieder in eine Falle zu geraten, weit entfernt von Zevi. Wäre er nicht so sehr um Zevis Sicherheit besorgt, hätte er ihn mitgenommen. Aber für seinen

Rudelgenossen war es schon schwer genug, in der Stadt zurechtzukommen. Eine weitere Liste an Benimmregeln würde Zevi sicher kaum verkraften. Solange Zevis Anwesenheit nicht dringend notwendig war, würde er seine Abstecher in die Menschenwelt allein unternehmen.

Nachdem Kaleb ein wenig ruhiger geworden war, machte er sich auf den Weg zu Mallory. Sie ging davon aus, dass er ihre Adresse nicht kannte. Wie jeder Daimon auf der Flucht verbarg sie ihren Bau. Dennoch wusste er, wo sie wohnte. Er hatte es schon gewusst,

bevor er überhaupt mit ihr gesprochen hatte.

Heute stand er zum ersten Mal auf ihrer Veranda und klopfte an den Seiteneingang, der von der Straße kaum einzusehen war. An der Haustür wäre er für jedermann sichtbar gewesen und hätte einem potenziellen Beobachter auch noch den Rücken zugekehrt.

Es dauerte einen Moment, bevor Mallory öffnete. Ein penetranter Metallgeruch schlug ihm entgegen. *Schusswaffen!* Diesen Geruch gab es in der Stadt nicht. Er gehörte in die Menschenwelt, die Mallory für ihr Zuhause hielt. In der Stadt waren

Schusswaffen verboten. Der Tod hatte dort immer mit Nähe zu tun. So war das Gesetz: »Wenn du die Person, deren Leben du beendest, nicht berühren kannst, darfst du sie auch nicht töten.« Schusswaffen machten den Tod unpersönlich.

Mallory starrte Kaleb ungläubig durch den Türspalt an. Sie hatte eine Pistole in der Hand, hielt sie aber so, dass er sie nicht sehen konnte. »*Kaleb?*«

»Hallo.«

»Was machst du ...? Ich meine ... *Hi.*« Nach einer kurzen Pause fragte sie: »Woher weißt du, wo ich wohne?«

»Ich bin hier irgendwann mal zufällig

vorbeigekommen und sah dich reingehen. Also habe ich mein Glück einfach mal versucht.« Kaleb versuchte möglichst unschuldig auszusehen. »Hast du gerade etwas zu tun?«

»Eigentlich nicht.« Mallory drehte sich kurz weg und flüsterte etwas, das er nicht verstehen konnte.

Er fragte sich, ob auch Menschen inzwischen Magie einsetzten oder ob hier irgendein Magus die Finger im Spiel hatte. Vielleicht war das Haus mit einem Abwehrzauber geschützt, den sie jetzt aufheben wollte. *Wie viel weiß sie?* Er hatte keine Ahnung, wie er das

herausfinden sollte, ohne dass sie misstrauisch wurde. Und er bezweifelte, dass es in seinem Interesse war, sie darauf aufmerksam zu machen, was er wusste. Egal, ob er sie letztendlich an Haage oder Marchosias ausliefern würde, er musste zuerst ihr Vertrauen gewinnen. Und das würde ihm sicher nicht gelingen, wenn er sie fragte, ob ihr Haus mit einem Schutzzauber belegt war.

»Möchtest du reinkommen?«, fragte sie ihn jetzt.

»Gern«, antwortete Kaleb.

»Wir stecken mitten im Umzug, deshalb haben wir keine Möbel mehr.

Aber wenn du magst ... es sei denn, du hattest nicht vor zu bleiben. Ich meine ...« Sie beendete den Satz nicht und griff nach dem Amulett, das sie an einem Band um den Hals trug.

Diese Art von Amulett hatte er bei Späherinnen schon einmal gesehen. Die eingearbeiteten Steine halfen Daimonen angeblich, gesund zu bleiben, und verliehen ihnen Kraft. Die Späherinnen akzeptierten die Magi und vertrauten ihren Zauberformeln. Zusammen ergaben das Amulett und das magisch geschützte Haus durchaus einen Sinn. Offenbar hielt eine Späherin Mallory versteckt und bezahlte für ihren Schutz und den des

Hauses.

»Ich bleibe gern einen Moment.« Er lächelte, doch als er das Haus betrat, verzog sich sein Mund unwillkürlich vor Schmerzen. Er musste sich am Küchentresen festhalten. »Tut mir leid.«

»Alles in Ordnung?« Sie legte eine Hand auf seinen Oberarm. »Kaleb?«

Bei der Berührung erstarrten beide für einen Moment. Erst nachdem sie ihre Hand zurückgezogen hatte, konnte er sprechen. »Alles okay.«

Er suchte ihren Blick, doch sie wandte sich ab – allerdings nicht schnell genug. Das neugierige Blitzen in ihren Augen

war ihm nicht entgangen. Sie war so anders als die Daimonen, die er aus der Stadt kannte. Sie machten nie ein Geheimnis daraus, wenn sie sich für jemanden interessierten. Dafür versuchten sie aber, Angst oder Besorgnis zu verbergen. Mallory hingegen hatte kein Problem damit, ihm zu zeigen, dass sie besorgt war. Dafür sollte er aber nicht merken, dass sie sich für ihn interessierte.

Kaleb ächzte leise vor Schmerzen, ließ es jedoch wie ein Lachen klingen. »Nur eine kleine Verletzung. Einer meiner Kämpfe ist ein bisschen ausgeartet.«

Während eines ihrer früheren Treffen hatte er ihr erzählt, dass er regelmäßig kämpfte, und sie hatte ihm sehr deutlich zu verstehen gegeben, was sie davon hielt. Deshalb war er auch nicht überrascht über ihre Reaktion.

»Boxen ist ein barbarischer Sport«, sagte sie.

»Ich weiß. Heute stimme ich dir zu.«
Er stöhnte – wegen der Schmerzen und weil er daran dachte, wie viel er vor ihr verheimlichte. Eigenartigerweise war es ihm wichtig, was sie dachte. Sie sollte nicht wissen, dass er eigentlich um Leben und Tod kämpfte, wenn er vom Boxen sprach, oder dass er eine andere

Welt meinte, wenn er behauptete, im Internat zu sein. Er versuchte zwar, so nah wie möglich an der Wahrheit zu bleiben, doch für einige Dinge gab es in der Menschenwelt keine Entsprechung.

»Ich kann dir nicht einmal eine Sitzgelegenheit anbieten.« Sie ließ den Blick durch das leere Haus wandern. »Alles ist schon unterwegs. Die Umzugsfirma ist vor ein paar Stunden abgefahren.«

Er musste lächeln bei dem Gedanken, wie sie auf sein Zuhause reagieren würde – sein neues Zuhause, das ihm als Sieger der Kampfspiele zustand.

»Was ist?« Sie konnte den Blick nicht von ihm abwenden und ihm fiel auf, dass sie ein wenig ängstlich klang.

»Weißt du, wie ich mich besser fühlen würde, Mallory?« Er trat so nahe an sie heran, dass sich ihre T-Shirts streiften. Stumm schüttelte sie den Kopf, blieb aber stehen, ohne sich abzuwenden. Er beugte sich zu ihr herab, bis sich ihre Lippen fast berührten.

Sie öffnete den Mund, um etwas zu sagen, doch er küsste sie, bevor sie etwas von sich geben konnte. Für Geld hatte er sich schon oft küssen lassen, doch das hatte ihn in keiner Weise darauf vorbereitet, wie Mallory jetzt

reagierte – beziehungsweise wie er auf sie reagierte. Sein Körper glühte, als hätte jemand das Blut in seinen Adern zum Kochen gebracht, und nur mit größter Willenskraft konnte er verhindern, dass aus ihrem ersten Kuss auch gleich ein anderes erstes Mal wurde.

Nach diesem wundervollen Moment zog sich Kaleb abrupt zurück. Beide atmeten schwer. Mallorys Augen waren weit aufgerissen – vor Verlangen, aber auch vor Schreck.

Sie schien genauso überrumpelt wie er. Der Unterschied war, dass er wusste,

was dieses Gefühl zu bedeuten hatte: Mallory war seine Rudelgenossin. Sie war ein Teil von ihm, genau wie Zevi. Sie gehörte in sein Leben, in seine Welt. Aber wie sollte er das einer Daimonin erklären, die glaubte, ein Mensch zu sein?

»Du bist ... anders als ich erwartet habe«, stellte er fest. Nichts, was er je erlebt hatte, war auch nur im Entferntesten mit der heißen Welle zu vergleichen, die ihn gerade überwältigt hatte. Es hatte sich angefühlt, als würde er bei lebendigem Leib verbrennen.

Mallory begann zu zittern.

Er sah sie entgeistert an und suchte

nach erklärenden Worten, die ihnen helfen würden, die Situation besser zu verstehen. Aber er fand keine – zumindest nicht ohne zu verraten, was sie war.

Er rieb ihre Arme mit den Händen, weil sie so fröstelte und um einen Vorwand zu haben, sie noch einmal zu berühren. »Es tut mir leid.«

»Dass du mich geküsst hast?«, fragte sie.

»Nein«, antwortete Kaleb leise. »Es tut mir leid, dass ich es nicht schon getan habe, als wir uns zum ersten Mal begegnet sind.«

Mallory trat einige Schritte zurück, bis

sie außerhalb seiner Reichweite war.
»Ich verstehe nicht, was du meinst. Aber ich glaube, du solltest vielleicht ...«

»Dich noch einmal küssen?« Kaleb ging auf sie zu, aber sie wich weiter zurück. Sie zitterte jetzt noch heftiger und er fragte sich, ob die Zauber, die sie beschützten, durch den Kuss womöglich aufgehoben worden waren. Er reagierte vollkommen anders auf das eben Erlebte als sie. Liebend gern hätte er sie an sich gedrückt und sie beruhigt, doch ihm war nicht entgangen, dass ihre Augen vor Angst weit aufgerissen waren. Als er zum ersten Mal diese starke Verbindung

zu einem Rudelgenossen gespürt hatte, hatte auch er rebelliert. Damals war er genauso wenig darauf vorbereitet gewesen wie sie jetzt.

Mallory zwang sich, ruhiger zu werden. Zögernd begann sie zu lachen. »Das war –«

»Überwältigend«, unterbrach er sie.

Sie lächelte. »Ich wollte seltsam sagen.«

»*Überwältigend*«, wiederholte er.

Kaleb streckte die Hand nach ihr aus und sie kam langsam näher. Auch wenn er ihr nicht alles erklären konnte, wusste er, wie er ihr helfen konnte. Er erinnerte sich noch gut daran, wie es bei ihm

gewesen war. Man hat das Gefühl, eine innere Wunde sei aufgerissen, und der brennende Schmerz ließ sich nur lindern, wenn man dem Rudel so nah wie möglich war.

Kaleb ließ die Hände über ihre Schultern und Arme bis hinab zur Hüfte gleiten, wo er sie liegen ließ. »Mir ist etwas klar geworden.«

»Was denn?« Sie hauchte die Frage mehr, als dass sie sie aussprach.

»Wir gehören zusammen«, verkündete er.

»Wegen eines Kusses?«, fragte sie ungläubig.

»Ja, denn ich weiß, was dieser Kuss

bedeutet. Es klingt verrückt, aber irgendwo tief in dir drin spürst du es auch.«

Sie erwiderte seine Umarmung. Es war eine wortlose Antwort, aber er brauchte Worte. Sie waren ein *Rudel*. Er würde alles für sie tun. Ihre Verbindung war einzigartig, nicht höherwertig, aber anders als die zu Zevi – was ihn kurz überlegen ließ, ob er für jeden Rudelgenossen unterschiedliche Gefühle entwickeln würde.

»Mallory?«, flüsterte er.

Sie sah ihm in die Augen und wünschte, sie könnte mit Worten

reagieren, die dieses Erlebnis zu mehr als einer wundervollen – aber flüchtigen – Überraschung machten. Doch das war unmöglich. Die Worte, die alles erklären könnten, durfte sie nicht aussprechen. *Mein Vater ist ein Magus und wir sind auf der Flucht vor Daimonen. Ich kann nicht mit einem normalen Jungen zusammen sein, weil es für uns beide zu gefährlich wäre.* Sie durfte ihr Geheimnis nicht verraten – nicht einmal Kaleb, der ihr Blut in flüssiges Feuer verwandelt hatte. Gleichzeitig war der Gedanke, er würde aus ihrem Leben verschwinden, unerträglich für sie. *Es war nur ein*

Kuss, versuchte sie sich immer wieder einzureden. Aber die Art, wie er sie ansah, gab ihr Anlass zu glauben, dass es mehr war als das – für sie beide.

»Küss mich noch einmal«, bat sie.

Er begann nicht behutsam, sondern küsste sie so leidenschaftlich, dass ihr Fragen in den Sinn kamen, die sie nicht beantworten konnte. Es war ein Kuss, der sie daran erinnerte, wie wenig sie von ihm wusste. Gleichzeitig vergaß sie dabei jegliche Vorsichtsmaßnahmen, die sie so sehr verinnerlicht hatte. Niemand zuvor hatte in ihr das Verlangen ausgelöst, bis in alle Ewigkeit weiterzuküssen. Es war ein

unbeschreibliches Gefühl. Dabei kannten sie sich kaum. Doch Mallory zweifelte daran, dass die reine körperliche Nähe, so natürlich und intensiv sie sich im Moment auch anfühlen mochte, je den Berg an Geheimnissen überwinden könnte, der zwischen ihnen stand.

Sie löste sich von ihm und legte die Hand auf seine Brust, um ihn von sich wegzudrücken. *Was weiß ich schon von ihm?* Sie waren sich im Laufe des letzten Monats einige Male zufällig begegnet. Er hatte dann jedes Mal behauptet, er wäre aus dem Internat zu Besuch in seiner Heimatstadt. Aber

wegen einiger oberflächlicher Gespräche und dieser atemberaubenden Küsse konnte sie doch nicht einfach ihren Verstand ausschalten. Die vielen Stunden Selbstverteidigungstraining hatten ihr das Vertrauen gegeben, sich gegen alles wehren zu können. Allerdings hatte sie nie gelernt, wie man sich verhielt, wenn man zum Dahinschmelzen geküsst wurde.

»Ich glaube, du solltest jetzt gehen«, sagte sie so gelassen wie möglich.

»Wenn das dein Wunsch ist. Aber ich möchte dich wiedersehen. Ich *muss* dich wiedersehen.« Aus seinem Blick und seiner Stimme sprach eine gewisse

Verzweiflung. Er strich ihr über die Wange. »Bitte!«

»Ich ziehe noch *heute* Abend um«, entgegnete sie.

»Ich komme zu dir, egal wo du bist«, bekräftigte er.

»Du kennst mich doch kaum.«

»Ich möchte dich aber gern besser kennenlernen. Oder willst du mich dafür bestrafen, dass ich dich erst jetzt gefunden habe?«, fragte er.

»Nein, aber ...« Sie wusste nicht, ob sie ihm glauben oder jedes Wort hinterfragen sollte.

»Küsst du jeden Kerl so wie mich gerade? Oder war es auch für dich ...

magisch? Wirklich außergewöhnlich? Wenn nicht, dann sag mir, dass ich nicht wiederkommen soll, aber wenn ja«, er schüttelte den Kopf und sah ihr direkt in die Augen, »dann gib es bitte zu. Ich schwöre dir, Mallory, noch nie hat ein Kuss bei mir so viel ausgelöst wie eben.«

Sie erwiderte seinen Blick, denn sie wollte auf keinen Fall verlegen wirken. »Es war unglaublich. Aber ein Kuss bedeutet nicht –«

»Vielleicht schon.« Er fuhr mit der Hand ihren Rücken hinauf und sie schloss die Augen. »Bitte sag mir, dass

ich dich besuchen darf«, flüsterte er.

»Ich bin mir nicht sicher, ob das eine gute Idee ist«, antwortete sie zurückhaltend, obwohl sie noch nie jemandem instinktiv so sehr hatte vertrauen wollen und mit Sicherheit noch nie so verrückt nach jemandem gewesen war.

»Warum?« Er beobachtete sie, während er auf eine Antwort wartete.

Es fiel ihr schwer, ihn nicht gleich wieder zu küssen, aber sie konnte nicht antworten.

Er rührte sich nicht, sondern sagte nur:
»Sag mir, wohin du gehst. Bitte!«

»Und wenn es zu weit entfernt ist?«

Kaleb lachte leise. »Zu weit gibt es nicht.«

Sie ballte die Hände zu Fäusten, um sie nicht nach ihm auszustrecken. Es erschien ihr so einfach, so natürlich, ihn erneut an sich zu ziehen.

Er würde sich nicht wehren.

Ihr Mund fühlte sich trocken an und sie holte noch einmal tief Luft, um sich zu beruhigen. Dann legte sie eine Hand auf die Stelle, wo das Amulett unter ihrem T-Shirt die Haut berührte – eine alte Angewohnheit aus Kindertagen, die sie nie ganz abgelegt hatte. Der Anhänger mit dem Stein stammte aus der Familie ihrer Mutter und sie hatte Selah immer

wieder versprechen müssen, ihn nie abzulegen. Mallory umschloss das Amulett mit der Hand.

Die ganze Zeit über rührte sich Kaleb nicht vom Fleck und wartete schweigend ab. Ziemlich benommen ging sie schließlich los, um Zettel und Stift zu holen. Sie schrieb ihre neue Adresse auf und fügte ihre Handynummer hinzu. »Du kannst mich auch anrufen«, sagte sie ruhig. »Wenn du mal Lust zum Reden hast oder so.«

»Gern.« Er nahm den Zettel und steckte ihn in die Tasche. »Ich rufe dich an, sobald es geht. Wenn ich die Stadt

verlasse, kann ich nicht telefonieren, aber wenn ich wieder hier bin ... rufe ich an.«

»Du kannst vom Internat aus nicht telefonieren? Dass man es während des Unterrichts nicht darf, ist klar. Aber in deinem Zimmer oder irgendwo auf dem Schulgelände müsste es doch gehen?« Misstrauisch sah sie ihn an. »Nehmen sie euch die Handys ab?«

»Ich habe kein Handy, aber ich kann mir eins besorgen, wenn du willst.« Er nahm sie in den Arm. »Dein Wunsch ist mir Befehl.«

Das Lachen blieb ihr im Hals stecken, als sie seinen Gesichtsausdruck sah. Er

starrte sie so eindringlich an, dass sie am liebsten geflohen wäre. Doch schon im nächsten Moment wünschte sie sich nichts sehnlicher, als ihn festzuhalten und nie wieder loszulassen.

Er schaute ihr tief in die Augen. »Ich bin *dein*, Mallory.«

Und du bist mein. Das fügte er zwar nicht laut hinzu, aber sie hörte es dennoch – und sie glaubte daran.

KAPITEL 11

ALS AYA AUF DEM Basar ankam, gönnte sie sich einen Moment, um die dicht gedrängten Körper und den chaotischen Lärm zu genießen. Belias hatte immer versucht, sie davon abzuhalten, den Basar zu besuchen, weil es sich für eine junge Frau ihres Standes nicht gehörte. Aber er war nicht mehr da. Bei diesem Gedanken wurde sie sehr traurig. *Es ist für einen guten Zweck.* Sie hatte sich diese Situation nicht

gewünscht. Sie tat nur, was getan werden musste.

»Maguszähne! Echte Maguszähne!«, rief ein Händler, an dem sie vorbeiging.

»Friedhofserde«, bot ein anderer feil.

»Ich weiß, was du bist«, zischte plötzlich eine Späherin neben Aya. Ihre Augen waren so schwarz wie die einer Krähe, doch bevor Aya reagieren konnte, war sie verschwunden.

Aya bekam eine Gänsehaut. *Sie kann gar nicht das gemeint haben. Ich war stets wachsam.* Die Späherin warf ihr wahrscheinlich nur ihr unwürdiges Verhalten oder andere Fehlritte vor. Dennoch begann Aya unter den vielen

Gesichtern und Masken hektisch nach der Fremden Ausschau zu halten – vergeblich. Weit und breit waren nur die üblichen Basarbesucher unterwegs.

Im Zentrum der Stadt wurde nicht nur mit den absurdesten und unglaublichsten Dingen gehandelt, es wurden auch ganz praktische Waren für den Alltag angeboten. Neben Kräutern in großen Bottichen konnte man frisch geschlachtete Tiere oder edle Tuchwaren kaufen. Kinder aus reichen Familien wurden von ihren Aufpassern nicht aus den Augen gelassen. Taschendiebe schlängelten sich durch die Menge und riskierten gebrochene

Hände oder Schlimmeres, wenn sie sich erwischen ließen. Rot maskierte Damen für jeden Geschmack räkelteten sich auf prächtigen Sofas und nicht weit entfernt wurden lautstark bewusstseinsverändernde Mittel angepriesen. Es gab sogar ein Angebot zur »Befreiung aus der Ehe« an einem vergitterten Stand, vor dem sich ein einzelner Herr im Anzug aufgebaut hatte. Hier konnte man seine Ehe annullieren lassen oder sich für einen Partnertausch anmelden. Überall auf dem Basar fanden Tauschgeschäfte statt, die mehr oder weniger legal und ethisch korrekt waren.

Nicht jeder empfand die Stadt als schön und auch Aya kannte ihre Schwachstellen. Dennoch war es *ihre* Welt. Hier spürte sie ein besonderes Prickeln auf der Haut. Dies war der Ort, den sie beherrschen, besser machen und langfristig erblühen lassen wollte.

Das wild wuchernde Unzählbare Land hatte einen Großteil der Außenbezirke zerstört. In der immer weiter schrumpfenden Stadt wurde es für die verschiedenen Kasten zunehmend schwieriger, nebeneinander zu existieren. Die Angehörigen der mittleren und niederen Schichten waren seit Langem unzufrieden mit den

Einschränkungen und strengen Ausgrenzungen, auf denen die Mächtigen bestanden. Folglich waren ihnen Marchosias' Kampfspiele besonders wichtig. Für viele Daimonen war es die einzige Chance auf eine bessere Zukunft – manchmal sogar die einzige Chance zu überleben.

Aya suchte sich eine Bank am Rand des Basars und tat so, als würde sie entspannt auf die Informationen über Kalebs und Nics Kampf warten. Keiner von ihnen wurde als Favorit gehandelt, aber bei Streunern wusste man nie, wozu sie in der Lage waren. Deshalb empfand Aya beide als unangenehme Gegner. Der

Vorteil war nur, dass sie das Feld beträchtlich ausgedünnt hatten.

Genau wie Belias.

Trotzdem konnte kein noch so umfangreiches Trainingsprogramm den Überlebenswillen und die Erfahrung eines Streuners ersetzen. Kaleb und Nic mussten bis zum bitteren Ende kämpfen, um wenigstens einen Teil ihrer Würde zu erhalten.

Ein Junge ließ sich neben sie auf die Bank fallen. »Nic ist tot«, sagte er.

Sie sah den Stadstreicher an. Sein Haar war verfilzt, Hals und Arme waren vernarbt. Es sah aus, als sei er einmal

mit einer heißen Flüssigkeit übergossen worden. Dadurch fiel er auf, aber für Jobs, die nicht geheim waren, konnte man ihn trotzdem gut einsetzen.

»Und Kaleb?« Sie hielt einen Taler in der geschlossenen Hand.

»Den hat es an einer ziemlich empfindlichen Stelle erwischt. So bald wird der nicht wieder voll einsatzfähig sein.« Der Junge schauderte, vergaß aber nicht, die flache Hand auszustrecken. »Vielleicht erholt er sich gar nicht mehr davon. Für einen zweiten Taler höre ich mich weiter um.«

»Du bekommst noch einen, wenn du es herausgefunden hast.« Aya ließ den

Taler fallen, doch bevor er in der offenen Hand des Jungen landete, hatte er ihn schon aus der Luft geschnappt und verschwinden lassen.

»Aber unauffällig«, ermahnte sie ihn, als er sich von der Bank erhob.

Kalebs einziger Rudelgenosse war nicht grundsätzlich böse, aber sie hatte erlebt, wie er Kaleb einmal verteidigt hatte. Dabei war der Angreifer viel größer gewesen, sodass es gar keinen Sinn gemacht hatte, sich auf den Streit einzulassen. Wenn Kaleb ernstlich verletzt war, würde Zevi mit seinem überzogenen Beschützerinstinkt sicher in seinem Zorn nicht zu halten

sein.

Kurz nachdem der Stadtstreicher im Gedränge verschwunden war, erschien Marchosias auf dem Basar. Er bewegte sich selbstsicher wie ein Wolf in seinem Revier. Der größte Teil der Menge war begeistert, ihn in der Öffentlichkeit zu sehen, und ein Raunen erhob sich. Marchosias brauchte keine Taler, um zu bekommen, was er wollte. Er war ihr Herr und Meister, ihr Richter und Anwalt, ihr Grauen oder ihr Glück, ihr Retter oder ihr Zerstörer.

Aya rückte ein Stück zur Seite, um ihn möglichst unbemerkt beobachten zu

können. Durch ihren Erfolg bei den Kampfspielen wusste er seit Monaten, wer sie war. Und sie hatte keine Lust, sich von ihm anstarrren zu lassen, als trüge sie eine rote Maske.

Ein weiterer Stadstreicher tauchte neben ihr auf. »Kaleb wird wahrscheinlich überleben. Aber seine Verletzungen werden ihm spätestens im nächsten Kampf in einer Woche bestimmt zum Verhängnis.«

Auf der anderen Straßenseite entstand unterdessen ein zunehmendes Gedränge. Marchosias war offenbar im Begriff, das Wort zu ergreifen. Er stellte sich auf ein kleines Podest und ließ den Blick über

den Basar schweifen. Als er Aya entdeckte, winkte er sie zu sich.

Schweigend drückte Aya dem Stadstreicher einen Taler in die Hand. Dann stolzierte sie mit erhobenem Kopf in Marchosias' Richtung.

»Wir nähern uns dem Ende der Kampfspiele«, begann der Herrscher. »Ich fühle mich geehrt zu erleben, wie wild und entschlossen mein Volk ist.« Die Menge jubelte. »Die blutigen Kämpfe sind die Attraktion auf dem Basar der Seelen.« Der Jubel wurde lauter, auch wenn die brutalen Spiele nicht allen zusagten. Aber jeder wusste, dass Marchosias keinen Protest duldete.

»Nach reiflicher Überlegung habe ich mich entschieden, für die letzten Runden einen zusätzlichen Anreiz zu schaffen.« Marchosias' Blick blieb an Aya hängen. Er war ein edler Herrscher, ein Daimon, der Treue und Ergebenheit verdiente. Dennoch fühlte sich Aya plötzlich bedroht.

»Der Sieger der Kampfspiele hat die Ehre, in meine Familie aufgenommen zu werden«, verkündete er. »Meine Tochter lebt! Sie wird an ihrem achtzehnten Geburtstag in die Stadt zurückkehren.«

Der Jubel war fast ohrenbetäubend.

Marchosias ließ das Volk gewähren,

während Aya durch die Menge auf ihn zuschritt. Als sie vor dem Podest angekommen war, hob er die Hand und es wurde augenblicklich still.

Das Gefühl der Bedrohung verwandelte sich in einen abgrundtiefen Schrecken, als er fortfuhr: »Nicht alle verbliebenen Teilnehmer sind männlich. Deshalb habe ich beschlossen, dass Aya, sollte sie gewinnen, mein nächstes Kind austragen wird.«

Wieder jubelten die Umstehenden. Aya war sich nicht sicher, ob sie es taten, weil Marchosias sie damit auf den Platz verwies, der für eine Frau als angemessenen galt, oder weil er es von

ihnen erwartete.

Aya war erschüttert. Sie hatte gekämpft, um genau dem Schicksal zu entkommen, das jetzt ihr *Preis* sein sollte. Sie versuchte sich nichts anmerken zu lassen, doch offenbar gelang es ihr nicht. Vielleicht verriet auch ihr Schweigen, wie wenig begeistert sie war.

»Fühlst du dich denn nicht geehrt, Mädchen?«, fragte Marchosias.

»Ich fühle mich geehrt, weil Ihr mir so viel Beachtung schenkt, Marchosias«, antwortete sie, ohne sich um die Menge in ihrem Rücken zu scheren. »Aber wenn ich gewinne, werde ich keine Zeit haben,

ein Kind auszutragen.«

Marchosias stieg grinsend von dem Podest und sah dabei fast wie der Wolf aus, dem er in seiner tierischen Erscheinungsform ähnelte. »Gehst du davon aus, dass du gewinnst?«

»Geht nicht jeder Kämpfer davon aus?«, antwortete sie ausweichend.

Noch immer taxierte er sie mit Blicken. »Der Preis für den Sieg ist Mitglied meiner Familie zu werden. Solltest du mir einen Sohn gebären, wirst du meine nächste Gemahlin. So habe ich es mit allen Frauen gehalten, die ich zur Fortpflanzung auserwählt

habe.«

»Wenn einer der anderen Kämpfer gewinnt, heiratet er Eure verlorene Tochter. Er wird ein Kind mit ihr zeugen, das *sie* großziehen wird. Er braucht sich nicht um die Erziehung zu kümmern. Meine männlichen Rivalen bekommen also zwei Preise.«

Marchosias grinste wieder. »Sei vorsichtig, Aya. Du klingst, als sei ich kein Preis.«

Aya verbeugte sich, doch es fiel ihr schwer, ruhig zu bleiben. »Für eine Daimonin, die sich ein Kind wünscht, seid Ihr der beste Preis, den man sich vorstellen kann. Aber ich habe nicht vor,

Mutter zu werden. Lieber sterbe ich im Kampf.«

Marchosias legte eine Hand auf ihren Unterleib. »Wir alle haben gewisse Pflichten«, sagte er, dann wandte er sich ab. Aya nutzte die Gelegenheit und hetzte durch die erstaunte Menge davon. Es gab sicher schlimmere Schicksale, als ein Kind zur Welt zu bringen – für *sie* allerdings nicht. Hochzeits- und Fortpflanzungszeremonien sorgten dafür, dass jede Frau fruchtbar wurde. Es wurden Zauberformeln angewendet, denen sie nichts entgegenzusetzen hatte. Sie würde nicht kinderlos bleiben können, wenn sie gezwungen wurde, an

einer dieser Zeremonien teilzunehmen.
Doch ein Kind brächte ein Geheimnis
ans Licht, das unweigerlich zu ihrem
Tod oder einem Leben als Sklavin
führen würde.

KAPITEL 12

NACHDEM KALEB KLAR GEWORDEN war, dass Mallory zu seinem Rudel gehörte, wusste er, dass er mit Haage reden musste. Seinen Auftraggeber zu verärgern, war gefährlich. Meistens wurde ein Vertrag nur durch den Tod des Assassinen beendet. Sein ohnehin heikles Problem wurde noch brenzlicher, als Kaleb kurz nach seiner Ankunft auf dem Basar von Marchosias' Bekanntmachung erfuhr.

Mallory war offenbar von jemandem entdeckt worden, der dem Herrscher umgehend davon berichtet hatte. Kaleb blieb nur wenig Zeit. Wenn Mallory in die Stadt gebracht wurde, riskierte er, sowohl Haage als auch Marchosias gegen sich aufzubringen. Doch selbst wenn er als Erster bei ihr wäre, musste er ihr die Wahrheit sagen. Jeder Weg, den er einschlagen konnte, war potenziell tödlich.

Verzweifelt dachte er über eine Lösung nach, während er von einem Assassinen-Stand zum nächsten wanderte. Über den Eingängen standen harmlos klingende Namen, aber jeder

wusste, was wirklich dahintersteckte. Auch der Begriff »Konfliktlösungsberater« änderte nichts an dem Dienst, der hier angeboten wurde. Auftragsmord war ein florierendes Geschäft, mit dem er seit mehreren Jahren sein Geld verdiente.

Am dritten Stand entdeckte Kaleb Haage. Der ältere Daimon war leichter zu erkennen als die meisten anderen Assassinen, da er keine Maske trug. Haage war stolz auf seinen Beruf. Die Tatsache, dass er ihn ohne Maske ausüben konnte, zeigte, wie geschickt und brutal er vorging – beide Eigenschaften waren in der Stadt hoch

angesehen.

Die anderen beiden Daimonen neben Haage hielten das Gesicht zwischen Brauen und Kinn verborgen. Sie waren Kunden und wahrscheinlich gerade dabei, einen Mord in Auftrag zu geben. Mit den leuchtend blauen Masken schützten sie ihre Identität. Dennoch traten sie weiter ins Dunkel, als sich Kaleb näherte.

Haage wandte ihnen den Rücken zu. So viel Vertrauen konnte nur jemand haben, der sich seiner bedrohlichen Wirkung bewusst war. Seine fleischigen Arme und die breite Brust waren mit

zahlreichen Narben übersät, sodass sich die Haut an mehreren Stellen unnatürlich wölbte und spannte. Er trug diese Narben mit Stolz, da er fast alle Daimonen, gegen die er angetreten war, getötet hatte – mit Ausnahme von Marchosias. Vor vielen Jahren, lange bevor Kaleb geboren worden war, hatten Marchosias und Haage das Heer der Daimonen angeführt, das die Magi schließlich aus der Stadt vertrieb. Anschließend war Marchosias mit seinen Truppen zum Palast marschiert und hatte sich selbst zum Herrscher ernannt. Haage ging davon aus, dass sein Bruder auch ihm einen anständigen

Posten verschaffen würde – und so geschah es. Marchosias machte Haage zum Anführer seines Söldnerheers. Doch dieses Amt verlor er wieder, als er versuchte, seinen Bruder vom Thron zu stürzen und selbst Herrscher zu werden. Hochverrat wurde normalerweise mit dem Tod bestraft, doch Marchosias hatte nur gelacht und ihm verziehen.

»Ich habe mich schon gefragt, wo du so lange gewesen bist«, begrüßte Haage Kaleb.

»Hier und da.«

»So wie du kämpfst, bist du eine Ehre für uns Streuner«, lobte Haage. »Der letzte Streuner, der fast gewonnen hätte,

wurde von meinem Bruder außer Gefecht gesetzt.«

Vor einem Monat hätte sich Kaleb über dieses Kompliment gefreut. Heute bedeutete es ihm nichts mehr. Seine Zukunft hieß Mallory.

»Ich kann sie nicht umbringen«, platzte es aus ihm heraus. Weiter kam er nicht, weil Haages Faust mit voller Wucht in seinem Gesicht landete. Im nächsten Moment packte er Kaleb am Hemd, zog ihn daran hoch und schüttelte ihn. »Du hast wohl deine Verpflichtung mir gegenüber vergessen?«

»Keineswegs.« Kaleb spuckte Blut.

»Du hast gesagt, ich soll sie finden. Das habe ich getan. Dann sollte ich sie beobachten. Und das tue ich.«

Haage ließ Kaleb los, der daraufhin zu Boden sank. »Und wenn ich sage, dass du sie töten sollst, wirst du sie töten.«

»Aber Marchosias hat sie ebenfalls gefunden.« Kaleb blieb sitzen. »Und ich kann mich längst nicht mehr anonym in der Stadt bewegen.«

»Sie ist alt genug, um selbst Kinder zu bekommen. Es gibt also bald zwei Möglichkeiten, Erben in die Welt zu setzen«, brummte Haage mit finsterer Miene.

Ein vertrackter Maguszauber hatte

dafür gesorgt, dass viele Daimonen der herrschenden Kaste nur alle achtzehn Jahre ein Kind bekommen konnten. Wenn es nicht starb, wurden keine weiteren Nachkommen geboren, bevor die Tochter oder der Sohn volljährig war. Das hatte zur Folge, dass man einige Babys sterben ließ – oder sie einfach umbrachte –, damit ein neues Kind geboren werden konnte. Jahrelang hieß es in der Stadt, Marchosias' Tochter sei tot. Da dennoch kein neuer Erbe zur Welt kam, hatte Haage längst vermutet, dass das Kind seines Bruders noch lebte, was ihm nur recht war. »Lieber ein Mädchen als ein Erbe, mit

dem Marchosias etwas anfangen kann«, hatte Haage immer gesagt. Doch wenn Mallory im nächsten Jahr volljährig wurde, könnte Marchosias nicht nur ein neues Kind zeugen, er könnte auch von seiner Tochter verlangen, sich mit einem Daimonen seiner Wahl fortzupflanzen.

»Sie weiß nicht, dass sie eine Daimonin ist. Und keiner deiner anderen Schwarzmaskierten kennt ihren Aufenthaltsort«, sagte Kaleb.

Haage schwieg eine Weile. Langsam ließ er den Blick durch den Stand wandern, worauf sich die wenigen Anwesenden in Richtung Ausgang

bewegten. Kurze Zeit später schlugen die schweren Stoffbahnen, die als Türläden, gegeneinander – das Zeichen, dass die letzten Assassinen und ihre Kunden gegangen waren. Daimonen, die mit dem Tod Geschäfte machten, waren diskreter als die meisten anderen Bewohner der Stadt. Und sie verhielten sich wesentlich vorsichtiger. Diskretion und Vorsicht steigerten die Überlebenschancen.

Haage blickte von oben auf Kaleb hinab. Das kantige Gesicht war zu einer Grimasse verzogen und das Geräusch, das er von sich gab, klang wie eine Mischung aus Knurren und Schnauben.

»Du hast den Auftrag angenommen. Man hört überall, dass du dir für leichtere Aufgaben inzwischen zu schade bist. Du bist ein guter Spion und ein noch besserer Killer. Ich habe dich bewusst ausgewählt. Willst du den Vertrag wirklich brechen?«

»Ich *habe* den Auftrag erfüllt. Ich habe sie gefunden.« Langsam rappelte sich Kaleb hoch. Neben den Verletzungen aus dem letzten Kampf machte ihm jetzt auch noch Haages grobe Behandlung zu schaffen. In seinem Bein pochte der Schmerz, als schläge dort ein zweites Herz. Selbst unverletzt würde er kaum gegen Haage bestehen können.

Haage verschränkte die massigen Arme vor der vernarbten Brust. »Du wusstest, dass der Vertrag beinhaltet, sie zu beseitigen. Entweder sobald sie volljährig ist oder wenn die Gefahr besteht, dass mein Bruder sie in die Finger bekommt. Mittlerweile hat er die Regeln für den Wettbewerb geändert. Er weiß, wo sie ist, also muss sie sterben. Das ist doch nicht so schwer zu begreifen, oder?«

Kaleb senkte kurz den Kopf, um sich Haage gegenüber unterwürfig zu zeigen, wie er es erwartete. »Du hast Recht. Wenn ich sie umbringen soll, wird es

aber teurer ... Es sei denn, du hast jemand anderen, der sie finden und töten kann.«

Haage schüttelte grinsend den Kopf.
»Da ist er ja wieder, der Streuner, den ich beauftragt habe.«

KAPITEL 13

ADAM BEWEGTE SICH IN Franklin genauso vorsichtig, wie er es einst als Kind in der Stadt gelernt hatte. Die Menschenwelt war ganz anders als die Welt, in der er geboren und aufgewachsen war. Nur eins hatte sich nach der Flucht aus der Stadt nicht geändert: Er musste seiner Schwester gehorchen, die übertrieben wachsam war.

Sie war regelrecht besessen davon,

alles und jeden zu kontrollieren. Und das wurde nirgends deutlicher als im Hauptsitz der Magi. Wäre Mallory eine Maga, gäbe es keinen sichereren Ort für sie. Doch als Daimonin war es zu gefährlich, sie dorthin mitzunehmen. Die Risse in Mallorys magischem Schutzschild, die bei Zusammenstößen mit anderen Daimonen entstanden waren, konnte Adam reparieren – bislang war es ihm jedenfalls immer gelungen –, doch sobald sie das Bürogebäude beträte, wäre das nicht mehr möglich. Jegliche Zauberformeln, die er in ihre Aura gewebt hatte, wären sofort aufgehoben und es würde schnell

sichtbar werden, dass sie eine Daimonin war, was er seit Jahren mit so viel Mühe verborgen hatte. Bestenfalls würde Mallory erfahren, was sie war, *und* von den Daimonen entdeckt werden, die hinter ihr her waren. Schlimmstenfalls würden die Schutzzauber der Magi sie töten.

Für ihn hingegen waren die Zauber, die das Gebäude umgaben, leicht überwindbar. Die Luft fühlte sich an der Stelle etwas schwerer an, als würde er durch Wasser gehen, aber er wurde nicht aufgehalten. Wenn Evelyn ihn jedoch hätte fernhalten wollen, wäre es ihr durchaus möglich gewesen. Bei Bedarf

konnte sie die schwere Luft einfach fest werden lassen.

Als Adam die Tür öffnete, spürte er ein leichtes Zucken in seinem Körper, während der Schutzschild des Gebäudes ihn identifizierte. In den Büros arbeiteten genug Magi, die einen Eindringling leicht abwehren konnten, aber es war ohnehin unwahrscheinlich, dass ein Daimon so weit käme. Selbst ein Mensch, der Waffen bei sich trug, würde entlarvt und aufgehalten werden.

Die hübsche junge Maga am Empfangstresen nahm lächelnd Adams Dienstaussweis entgegen. Sie scannte ihn

ein und nickte, als sie ihn Adam zurückgab. »Sie ist in ihrem Labor, neunter Stock, dritte Tür links. Brauchen Sie jemanden, der Sie durchs Gebäude führt oder Ihnen ihr Zimmer zeigt?«

»Nein, aber trotzdem danke.« Er lächelte höflich. Als er noch jünger war, hatte er sich von der gespielten offenen, einladenden Art der Magi gern beeindrucken lassen, doch inzwischen war er Vater und offiziell noch mit Selah verheiratet. Er hatte das Heiratsversprechen nicht ein einziges Mal verletzt. Wenn er es täte, konnte die Gültigkeit seiner Ehe angezweifelt werden – was wiederum seinen

Vaterschaftsanspruch auf Mallory infrage stellen würde. Wenn ihr biologischer Vater oder Selahs Schwestern einen Grund hätten, ihm seine Rechte als Vater abzusprechen, würden sie es sofort tun. Darüber hinaus gab es nach wie vor Daimonen, die versuchten Mallory zu rauben. Doch mit solchen Bedrohungen wusste er umzugehen. Mallorys biologische Familie hingegen war ein anderes Kaliber. Marchosias war die bedingungslose Befolgung seiner Gesetze so wichtig, dass er in der Stadt sogar die verhasste Magie einsetzte, um seine Rechte durchzusetzen. Bis zu ihrem

achtzehnten Geburtstag würde Mallory Adams Tochter bleiben, sofern sie nicht heiratete oder er seinen Schwur Selah gegenüber brach. Doch kein Magus und kein Mensch waren es wert, Mallory in Gefahr zu bringen.

Adam stieg die Treppe hinauf und nickte, wenn er begrüßt wurde. Die Sicherheitsmaßnahmen im Inneren des Gebäudes waren weniger spürbar als die äußeren Barrieren. Dennoch wusste er, dass auch hier Zauber wirkten, die von der Frau am Empfang oder den Wachleuten, die das Stoneleigh-Ross-Gebäude von einem besonderen Raum

aus beobachteten, jederzeit aktiviert werden konnten. Die größte Bedrohung im gesamten Haus aber ging von der Maga aus, zu der er gerade auf dem Weg war.

Er begab sich in den neunten Stock, wo nur seine Schwester residierte. Auf dieser Etage befanden sich ihr alchemistisches Labor, ihr Büro, in dem sie auch Bannkreise errichtete, sowie diverse Sitzungsräume. Während seiner früheren Besuche hatte er bereits einen Teil der Räumlichkeiten gesehen, ohne allerdings eine genaue Vorstellung zu haben, was sich hier noch alles verbarg. Auf jeden Fall war er sich sicher, dass

es ein Tor zur Stadt gab. Adam hatte seine Schwester für verrückt erklärt, dieses Tor auf der einzigen Ebene errichten zu lassen, zu der niemand ohne ihre ausdrückliche Erlaubnis Zugang hatte. Dabei hatte er schon vor Jahrzehnten gelernt, dass es gefährlich war, Evelyn als verrückt zu bezeichnen.

Er klopfte an die dicke Stahltür am Ende der Stufen und wartete darauf, dass Evelyn den Schutzschild aufhob. Sie wusste, dass er es war. Sie wusste es, seit er Stoneleigh-Ross betreten hatte, aber Evelyn bestand aufs Protokoll. Für sie war es eine Art Ritual, das trotz ihrer verwandtschaftlichen Beziehung auch für

ihn galt.

Nach kurzer Zeit schwang die Stahltür auf und er betrat die Eingangshalle. Vor der dritten Tür blieb er stehen und fragte: »Darf ich eintreten?«

»Du darfst.« Ihre Stimme war so frostig wie alles an ihr. Niemand hatte Evelyn Stoneleigh je für besonders zugänglich gehalten. Wie die meisten Magi sah sie deutlich jünger aus – und deutlich weniger gefährlich – als sie war. Von den Hunderten Magi, die in den einzelnen Abteilungen von Stoneleigh-Ross arbeiteten, war Evelyn zur zweitmächtigsten Person

aufgestiegen – und zu der am meisten gefürchtetsten. Die Firma war Ross' Idee gewesen. Er war der einzige Magus der ganz alten Generation, der die Kriege überlebt hatte. Mithilfe dieser Firma hatte er in ihrem Exil in der Menschenwelt sofort begonnen, das Machtzentrum der Magi neu aufzubauen. Evelyn hatte ihm stets treu zur Seite gestanden und dabei Karriere gemacht. Doch erst ihr Erfolg mit dem Kreuzungsprogramm vor knapp zwei Jahrzehnten hatte Evelyn ihre heutige Machtposition eingebracht. Sie war nicht unbedingt herzlos, aber sie handelte so pragmatisch, grausam und

gründlich, dass sie leicht dafür gehalten werden konnte. Doch Adam wusste besser als die meisten, was sie durchgemacht hatte, um so weit zu kommen, und wie sehr sie dabei verletzt worden war.

Als er ihr Labor betrat, befand sie sich in einem Salz-und-Blutkreis, der um ihren Arbeitstisch gezogen war. Auf dem Tisch brodelten eingeweichte Kräuter in drei Gefäßen über drei Flammen. In der Hand hielt sie einen steinernen Mörser, in dem sie eine vierte Substanz zerstampfte.

»Ich nehme an, der Umzug ist abgeschlossen«, sagte sie, ohne von

ihrer Arbeit aufzublicken.

»So ist es.«

»Sie sollte die Wahrheit lieber von dir als von jemand anderem erfahren«, erinnerte sie ihn. »Sag ihr, was sie ist. Sag ihr, worin ihre Aufgabe besteht. Hör auf, ihr Gedächtnis zu löschen.«

Adam ging nicht auf ihre Forderung ein.

Sie nahm zwei kleine Kanülen und goss Blut zu dem gemahlenen Pulver im Mörser. Sie schien sich ausschließlich auf ihre Mixturen zu konzentrieren, aber Adam zweifelte nicht daran, dass sie genau wusste, wo er stand. Sie bekam

auch noch eine ganze Reihe anderer Details mit, die ihr unmerklich von diversen Quellen im Haus übermittelt wurden.

Der Salz-und-Blutkreis begann zu leuchten, als sie über den Inhalt des Mörsers gebeugt einige Zauberformeln sprach. Die Salzkristalle nahmen das Blut auf, während die drei köchelnden Substanzen gleichzeitig zu dampfen begannen. Ohne ihn eines Blickes zu würdigen, griff Evelyn in zwei der Gefäße. Flammen leckten an ihren Handgelenken und sie verzog vor Schmerz das Gesicht.

Lautlos zog sie die Finger zurück und

gab, was auch immer sie herausgeholt hatte, in den Mörser zu dem Blutgemisch. Das Feuer blätterte von ihrer Haut ab, ohne Spuren zu hinterlassen. Sie hob den Mörser mit beiden Händen in die Höhe und kippte den Inhalt in das dritte, noch dampfende Gefäß. Das Gebräu begann zu brennen – durch ihre Willens- und ihre Zauberkraft.

»Opferzauber, Evelyn?«

Sie löste den Blick von dem fertigen Trank und lächelte gezwungen. »Bisweilen ein notwendiges Übel. Oder arbeitest du etwa nicht mehr damit, Adam?«

»Doch, aber ich hätte nicht gedacht, dass du so etwas noch selbst machst. Können nicht deine Lakaien die Zauberei übernehmen, die Schmerzen bereiten?« Adam wunderte sich, dass sie sich so etwas freiwillig antat. Eigentlich war das doch genau der Vorteil einer Führungsposition: Unangenehme Arbeiten konnte man von anderen erledigen lassen.

»Es gibt Dinge, die zu wichtig sind, um sie in fremde Hände zu geben«, murmelte sie. Geistesabwesend strich sie sich das Haar hinter die Ohren, obwohl es bereits zu einem festen

Knoten zurückgebunden war. Als Kind hatte er sich in dieses Haar gekuschelt wie in eine Decke, um einschlafen zu können. Damals hatte er Albträume von den Ermordungen gehabt, die er mit angesehen hatte, und schluchzend bei seiner Schwester Schutz gesucht. Vor Mallory hatte seine Familie nur aus Evelyn bestanden. Vor Mallory hatte er Evelyn hingebungsvoll geliebt. Doch seit er eine Tochter hatte, die unter Evelyns Rachegelüsten leiden könnte, spürte er zwischen sich und seiner Schwester eine Distanz, die ihm oft unüberwindbar vorkam. Dennoch bedeutete sie ihm viel.

Als Evelyn aus dem Kreis trat, zuckte

sie abermals vor Schmerzen zusammen. Das Salz funkelte leuchtend rot, während neues Blut hinzukam. Auf ihrer Haut waren keine Spuren zu sehen und doch war auf qualvolle Weise Blut aus ihr herausgesogen worden.

Adam trat vor und legte einen Arm um ihre Taille. Bevor sie sich gegen diese Hilfestellung wehren konnte, beruhigte er sie: »Niemand wird es sehen.«

»Du vergisst dich, kleiner Bruder«, schalt sie ihn, stützte sich aber dennoch auf ihn.

»Stimmt«, antwortete er. »Ich bin mir sicher, dass du mir dazu später noch eine Lektion erteilen wirst. Einfach

zuzugeben, dass sie ein kleines bisschen Hilfe gebrauchen könnte, kommt für die unermüdliche Evelyn Stoneleigh, die Welteroberin und Ausnahme-Chefin, natürlich nicht infrage.«

»Du nervst.«

Adam lachte und hielt sie auf dem Weg zur Tür weiter fest. »Bringen wir uns gegenseitig auf den neuesten Stand, während dein Gebräu auf dem Feuer vor sich hin köchelt«, schlug er vor.

»Ich weiß schon alles, was du mir erzählen willst«, erinnerte sie ihn freundlich, aber bestimmt.

»Lass uns so tun, als würdest du mir

nicht nachspionieren.« Adam streckte den Arm aus, um die Tür zu öffnen, doch das hatte sie bereits mit einer leise geflüsterten Formel erledigt. Ihr Starrsinn ärgerte ihn, aber er verkniff sich einen Kommentar.

»Sie ist siebzehn«, sagte Evelyn und begann damit die Diskussion, wegen der er hergekommen war. »Es ist Zeit, dass wir sie zu unserem Nutzen einsetzen.«

»Ich kann sie nicht zurückschicken. Ich weiß, dass es so vereinbart war, aber ... sie ist jetzt meine Tochter. Die Welt dort drüben ist nicht der richtige Ort für sie.« Adam folgte Evelyn über den Flur und blieb vor einer Flügeltür stehen, die wie

von Geisterhand aufschwang.

»Glaubst du nicht, dass sie bald mit voller Truppenstärke hier anrücken werden?«

»Ich weiß, dass es so sein wird.« Adam zermartete sich schon seit mehreren Jahren das Hirn, wie er Mallory dauerhaft in Sicherheit bringen konnte. Sie war nur noch bis zu ihrem achtzehnten Geburtstag per Gesetz sein Kind und galt danach sowohl nach Daimonen- als auch nach Magusrecht als erwachsen. Er hatte sie, so gut es ging, darauf vorbereitet und sie sowohl im Nahkampf als auch im Umgang mit Waffen ausgebildet. Er wusste, dass

diese Fähigkeiten unerlässlich sein würden, sollte er keine andere Lösung für Mallory finden. Er hoffte, dass sie bei ihm bleiben und weiter trainieren würde. Sobald sie aber herausgefunden hätte, dass er ihr Gedächtnis manipuliert und sie mit Zaubern belegt hatte, um ihre wahre Natur zu verbergen, würde sie wahrscheinlich nichts mehr mit ihm zu tun haben wollen.

Selbst wenn sie ihr Training fortsetzte, würde sie den unzähligen Daimonen, die es nach ihrem achtzehnten Geburtstag auf sie abgesehen hätten, nicht entkommen können. Bislang hatten sie den Vorteil

gehabt, dass niemand das Recht hatte, sie ihm wegzunehmen. Sollte Marchosias ihm Mallory rauben, bevor sie volljährig war, hätte Evelyn ihrerseits einen Grund, ihn zu überfallen. Leider war es nicht auszuschließen, dass seine Schwester Mallory als Köder benutzen würde, um einen Angriff rechtfertigen zu können.

»Bist du inzwischen verzweifelt genug, um sie zu mir zu bringen?«, fragte Evelyn, während sie sich in ihrem Besprechungsraum auf harten Stühlen niederließen.

»Ich muss das Risiko eingehen. Wenn du mir nicht hilfst, wird sie in einem

Jahr sehr angreifbar sein. Ich muss aber sicher sein, dass du mir nicht in den Rücken fällst, nur um ein Jahr Zeit zu gewinnen.«

Evelyn lächelte, ohne seine Theorie zu bestätigen oder ihr zu widersprechen. Adam wusste nicht, ob er erleichtert oder enttäuscht war, dass er sich keine Illusionen zu machen brauchte. Wie gern würde er sie direkt fragen, ob sie vorhatte, Mallory und ihn zu schädigen. Er kannte seine Schwester jedoch gut genug, um zu wissen, dass sie nur vage antworten würde. Nichts und niemand war ihr wichtiger als ihr Rachezug.

»An welche Art von Hilfe hattest du

denn gedacht?«, fragte Evelyn.

»Ich möchte, dass meine Tochter nie von Marchosias' Existenz erfährt, dass sie nie erleben muss, was sie ist, und dass sie niemals die Stadt betreten muss ...«

Evelyn lachte. »Ich kann zaubern, Adam, aber keine Wunder vollbringen.«

»Ich möchte, dass sie Zugang zu ihrem Naturell als Daimonin findet, ohne dass ihr bewusst wird, wer sie wirklich ist«, fuhr er fort. »Sie soll denken, dass ihr Maguserbe zum Vorschein kommt. Wir können sie glauben machen, dass ihre Mutter eine von uns war ... oder sogar

ihr unbekannter Vater.«

»Das ist nicht leicht«, begann Evelyn.

»Mir fällt nichts anderes ein. Sie hat Stärken, die sie nicht nutzen kann, ohne die Zauber zu zerstören, durch die ihr wahres Naturell unterdrückt wird. Außerdem bin ich mir sicher, dass ein Daimon den Schutzschild an unserem Haus in Smithfield durchdrungen hat – ohne dass sie jedoch auf ihn losgegangen wäre.« Mallory gegenüber hatte er nicht erwähnt, dass er etwas bemerkt hatte, da sie den Ort ohnehin verlassen wollten. Doch die Sorge um seine Tochter hatte ihn danach so sehr gequält, dass er keine andere Möglichkeit mehr gesehen hatte,

als sich an Evelyn zu wenden.

Evelyn Stoneleigh mochte zwar behaupten, sie könne keine Wunder vollbringen, doch abgesehen von Ross hatte niemand – auch kein Daimon – so viel Macht, etwas zu vollbringen, was zumindest an ein Wunder grenzte. Leider wusste sie sehr wohl um ihren Wert und daran änderte auch ihre enge Familienbeziehung nichts.

»Ich könnte ihr geben, was sie braucht, um ihm gegenüberzutreten«, lenkte sie ein, »wenn du dich auf meine Bedingungen einlässt.«

»Nenn deinen Preis.«

»Schwöre, dass du alles tust, was ich

von dir verlange«, sagte sie.

Adam zögerte einen Moment. »Ich schwöre es unter der Bedingung, dass Mallory weder verletzt noch in eine Falle gelockt oder gar getötet wird.«

Evelyn zog ein kurzes, silbernes Messer hervor und hob es hoch. Er wusste, dass seine Schwester ihn liebte, aber sie hatte auch ihre Eltern und ihren anderen Bruder geliebt. Und im Gegensatz zu ihm war sie alt genug, um sich noch aktiv an sie zu erinnern. Der Tod ihrer Familie hatte in ihr einen Hass auf Daimonen entfacht, den er selbst schon vor Jahren begraben hatte.

Er nahm das Messer an und blickte ihr tief in die Augen. Dann schnitt er sich ein Kreuz in die Handfläche und hielt ihr sowohl die Klinge als auch die blutende Hand entgegen. »Ich schwöre«, sagte er feierlich.

KAPITEL 14

ZWEI TAGE NACHDEM SIE in Franklin angekommen waren, tauchte Kaleb spätnachmittags vor dem Café auf. Mallory wusste nicht nicht, was sie davon halten sollte. Er hatte nicht angerufen und plötzlich stand er einfach da. *Wie die anderen Male, wenn wir uns begegnet sind.* Allerdings kannte er ihre Schwäche für überteuerten, süßen Kaffee – was sie auf die Idee brachte, dass all ihre früheren Begegnungen für

ihn vielleicht auch nicht ganz so überraschend gewesen waren wie für sie. Doch dann küsste er sie und alle Zweifel waren verflogen.

Als er sich schließlich von ihr löste, flüsterte er: »Ich habe von dir geträumt.«

Sie konnte nicht aufhören zu lächeln, auch wenn sie dabei total albern aussah.

»Ich habe auch von dir geträumt«, gab sie zu. Allerdings erzählte sie ihm nicht, dass sie fast ständig an ihn dachte und einmal aus einem Traum erwacht war, der unglaublich intensiv gewesen war. Auch wenn sie sich keinesfalls dafür schämte, musste er nicht unbedingt wissen, wie sehr er ihre Gedanken

beherrschte.

Er legte den Arm um ihre Schultern und zog sie an sich. »Ich kann nur ein paar Stunden bleiben, aber ich hatte das dringende Bedürfnis, dich zu sehen.«

Sie konnte nur nicken. *Dringendes Bedürfnis* war eine ziemlich passende Beschreibung. Es war seltsam, einen fast physischen Drang nach jemandem zu verspüren, doch auch diese Feststellung behielt sie lieber für sich. Sie war sich nicht sicher, ob sie überhaupt bereit war, etwas von ihren Gefühlen preiszugeben. Im Moment genoss sie einfach seine Nähe.

»Wenn du Zeit hast, könnten wir etwas

essen gehen.« Kaleb deutete auf ein kleines Restaurant auf der gegenüberliegenden Straßenseite. »Was meinst du?«

Wie so viele kleine Restaurants in den zahllosen Städten, in denen sie gelebt hatte, wirkte auch dieses Lokal sehr gemütlich. Tische und Stühle standen ein wenig enger zusammen als üblich. Die Leute lachten und redeten, während sich Kellnerinnen mit überladenen Tablett zwischen ihnen hindurchschlängelten. An den meisten Tischen saßen Paare oder Gruppen in ihrem Alter. Sie kannte niemanden, aber mit Kaleb an ihrer Seite

fühlte sie sich gleich mutiger.

Während der nächsten beiden Stunden fragte er sie nach allem Möglichen, angefangen von ihrem Traumhaus bis hin zu ihren schönsten Erinnerungen. Während sie wahrheitsgetreu antwortete – wobei sie jedoch einiges ausließ –, sah er sie die ganze Zeit an, als wäre sie das hübscheste Mädchen auf der ganzen Welt.

Nach dem Essen holte er Geld aus der Tasche, zählte den Betrag genau ab und legte ihn mit der Rechnung auf den Tisch. »Ich bin froh, dass du noch nicht mit jemand anderem zusammen warst.«

»Mein Vater ist nicht gerade begeistert

von der Vorstellung, dass ich einen Freund habe. Er ist sehr ... fürsorglich.«

»Das sollte er auch.«

Mallory lächelte, aber Kaleb reagierte nicht darauf. Sie war sich noch nicht sicher, wie sie ihrem Vater von Kaleb erzählen sollte, aber sie wusste, dass sie es tun musste. Adam war ein wunderbarer Vater, er würde sie bestimmt verstehen, wenn er Kaleb erst kennengelernt hatte. Plötzlich war sie davon überzeugt, dass sie ihm Kaleb nicht einen Tag länger vorenthalten sollte. Am liebsten hätte sie Adam sofort anrufen.

Kaleb erhob sich und zog auch ihren

Stuhl zurück. »Bist du noch da?«

»Ich denke gerade nach.« Wieder lächelte sie ihn an und er legte den Arm um sie.

Sie war dankbar, dass er sie nicht bedrängte – auch nicht, wenn sie Fragen auswich, weshalb sie sich bei ihm wesentlich wohler fühlte, als bei vielen anderen.

Sie verließen das gut besuchte Lokal und Kaleb führte sie in eine Seitengasse. In einem Hauseingang küsste er sie abermals und genauso intensiv wie vor ein paar Tagen in der Küche in Smithfield. Einige Minuten genoss

Mallory, was mit ihr geschah. Doch als sie seine Finger an ihrem Hosenbund spürte, löste sie sich von ihm, auch wenn es ihr schwerfiel. So wie Kaleb sich im Moment verhielt, hatte er wohl vergessen, was in der Öffentlichkeit akzeptabel war. Zwar war gerade niemand zu sehen, doch das konnte sich jederzeit ändern. Was aber noch viel entscheidender war: Wenn seine Hände weiterwanderten, würde er unweigerlich auf die Waffen stoßen, die sie bei sich trug.

Sie legte die Hand auf seine Brust und stieß ihn sanft zurück. »Wir stehen mitten auf der Straße«, sagte sie.

»Nicht wirklich.« Er näherte sich ihr wieder.

»Nein«, wehrte sie ihn entschlossen ab. In dem Moment bemerkte sie in einer dunklen Ecke der Gasse eine Frau, die in ihre Richtung starrte. Zuerst hielt Mallory sie nur für neugierig, doch dann öffnete die Frau den Mund und zwischen ihren hellrosafarbenen, zum Zerreißen gespannten Lippen drängte sich etwas Gefiedertes hervor. Schließlich löste es sich von ihrer Zunge, flog los und schien in der Luft immer größer zu werden.

Sie hat gerade einen Vogel ausgeatmet.

Der Anblick rief eine vage Erinnerung

in Mallory wach, die sie aber nicht greifen konnte. Viel größere Sorgen bereitete ihr jedoch Kaleb's Sicherheit. Mallory versuchte, ihn hinter sich zu verstecken, und griff gleichzeitig nach der kleinen Pistole in ihrer Jackentasche.

Drei Mal öffnete die Frau den Mund, als wollte sie etwas sagen. Drei Mal drängte ein Rabe zwischen ihren Lippen hervor und erhob sich dann in die Lüfte.

Für einen Moment wandte Mallory den Blick von der Frau ab und ihr wurde bewusst, dass Kaleb gerade einen Teil ihres Lebens kennenlernte, den sie lieber vor ihm verborgen gehalten hätte.

»Geh weiter«, forderte sie ihn auf. Mit einer Hand schob sie ihn von sich weg in Richtung Hauptstraße, während sie sich tiefer in die Gasse hineinbewegte. *So eine Minipistole ist nicht gerade ideal, um sich zu verteidigen.* Deshalb griff sie mit der anderen Hand nach dem Revolver im Halfter, den sie noch vor wenigen Augenblicken vor Kaleb hatte geheim halten wollen.

Doch dann legte er seine Hand auf ihre Schulter. Mallory erstarrte mit halb gezogener Waffe.

»*Ich* kümmere mich darum. Sieh zu, dass du abhaust«, ordnete er an.

Die Frau stand inzwischen direkt vor

ihnen. Mallory konnte sie immer noch nicht einordnen, obwohl sie ihr nach wie vor bekannt vorkam – wie ein Wort, das einem auf der Zunge lag, eine Antwort, die man seltsamerweise nicht herausbrachte. Sie hatte rotblaue Ringe um die Augen und mit ihren Pupillen schien etwas nicht zu stimmen. Sah man davon und von der Tatsache ab, dass sie Vögel ausatmete, war sie wunderschön.

Als sie kurz über Mallorys Arm strich, schob Mallory den Revolver unwillkürlich zurück ins Halfter.

Die eigenartigen Augen und der unwirkliche Mund ließen die Frau

unmenschlich erscheinen, doch kaum war Mallory von ihr berührt worden, wurde sie ganz ruhig.

Bis sich Kaleb wie ein Schild zwischen sie stellte. »Lauf, *schnell*«, rief er.

Mallory zögerte. Sie wusste nicht, warum sie glaubte, der seltsamen Frau trauen zu können, aber es war so. Außerdem war sie davon überzeugt, dass Kaleb *ihren* Schutz brauchte. Mit keinem der beiden Impulse hatte sie gerechnet – und vor allem passten sie nicht zusammen.

Plötzliche schnippte die Frau mit den Fingern und Kaleb flog im hohen Bogen

durch die Luft. Erst ein gutes Stück weiter schlug er auf der Straße auf und blieb reglos liegen.

»Der lenkt nur ab«, presste die Frau langsam und mühevoll zwischen den Lippen hervor und trat näher an Mallory heran.

Mallorys innere Ruhe war wie fortgeblasen. Sie wich zurück. Was hatte diese Frau Kaleb angetan?

»Ich werde Sie erschießen«, drohte Mallory und tastete abermals nach dem Revolver.

In dem Moment streckte die Frau die Hand aus und riss Mallory das Amulett vom Hals. Sie umschloss den Anhänger

fest mit ihrer Faust und starrte Mallory an, als würde sie auf eine Antwort warten.

»Das gehört mir!« Mallory griff mit der freien Hand nach dem Handgelenk der Frau.

Die drei schwarzen Vögel hockten nebeneinander auf der Hochspannungsleitung über ihnen.

Sie warten auf mich.

»Ich will Ihnen eigentlich nichts tun, aber ...« Nur mit Mühe konnte sich Mallory davon abhalten, zu Kaleb zu schauen. »Wenn Sie ihn ernsthaft verletzt haben, bringe ich Sie um.«

Für einen Augenblick wirkte die Frau betroffen. Sie nahm Mallorys Hand und legte den Anhänger hinein.

Mallory wich weiter zurück, floh jedoch nicht, *noch nicht*, weil sie Kaleb nicht der Frau überlassen wollte. Sie eilte auf ihn zu, auch wenn sie nicht wusste, ob sie ihm helfen konnte.

Die Frau schwieg. Einer der Vögel wandte den Kopf in Richtung Hauptstraße, der andere blickte in die entgegengesetzte Richtung. Der dritte Rabe rauschte auf Mallory hinab.

Die Frau hob den Arm und streckte die Hand aus. Als der schwarze Vogel darauf landete, zerfiel er sofort zu

Asche. Die Frau hielt das dunkle Pulver, aus dem jetzt Rauch aufstieg, in die Höhe. »Erinnere dich«, sagte sie.

»Woran?« Mallory blickte auf und merkte zu spät, dass die Frau den Mund wieder geöffnet hatte. Sie blies Mallory die Asche ins Gesicht. »Befreie deine Stimme und deinen Verstand.«

Im nächsten Moment traf die dunkle Aschewolke Mallory mit so viel Wucht, wie es allein durch Pusten unmöglich gewesen wäre.

Eine Daimonin. Aber Daimonen zaubern nicht ... und Magi atmen keine Vögel aus.

»Was sind Sie?«, fragte Mallory.

Die Frau atmete abermals aus. Federn streiften Mallory, während sie zu Boden stürzte. Sie konnte weder Luft holen noch etwas sehen – und auch nicht länger bei Bewusstsein bleiben, um die Antwort auf ihre Frage zu hören.

Als sie die Augen wieder öffnete, kauerte Kaleb neben ihr auf dem Gehsteig. Er hatte einen Arm um ihre Schulter gelegt, mit der anderen Hand hielt er ihren Kopf, den er jetzt leicht zur Seite neigte, um ihr tief in die Augen zu sehen. »Meinst du, dass du aufstehen kannst?«

»Ich glaube schon.« Mit seiner Hilfe stand sie wenig später wieder auf den Beinen, wenn auch noch wackelig. Sie wusste nicht, was sie sagen sollte. Alles würde blöd klingen.

Verwirrt schaute sie sich um. Sie standen direkt vor dem Restaurant. Eine Frau, die Vögel ausatmete, war nirgends zu sehen. Kaleb schien auch nicht verletzt zu sein. Alles war vollkommen normal.

»Du bist bei deinem Sturz ziemlich hart mit dem Kopf aufgeschlagen.« Kaleb fuhr mit den Fingern durch ihr Haar. »Aber es blutet nicht. Es tut mir so leid, dass ich dich nicht auffangen

konnte.«

»Schon gut. *Mir* geht es gut.« Mallory kam sich albern vor. Als sie einen Schritt zurückmachen wollte, wurde ihr schwindelig.

»Der Asphalt ist ziemlich uneben.« Er nahm sie auf den Arm und ging in die Richtung, in der sie wohnte. »Dein Vater bringt mich um, wenn du verletzt bist. Brauchst du einen Heiler oder –«

»Einen *Heiler*?«, unterbrach sie ihn und versuchte sich aus seinen Armen zu befreien. »Kaleb, es geht mir gut. Du kannst mich jetzt runterlassen. Im Ernst, ich habe mir den Kopf gestoßen, aber

meine Beine sind vollkommen in Ordnung.«

»Nein.« Sie spürte, wie er sie festhielt und gegen seine Brust drückte. »Ich kann nicht zulassen, dass dir etwas zustößt, bevor wir ... du musst ... wir gehen zu deinem Vater und sagen ihm, was passiert ist —«

»Nein, das werden wir nicht tun«, schnitt sie ihm schroff das Wort ab. Aber er klang so besorgt, dass sie ihn auf die Wange küsste. »Mir geht es *gut*«, sagte sie in etwas sanfterem Ton. »Bist du ... hast du ...? Bist du verletzt?«

Er blieb einen Moment stehen und sah sie fragend an, bevor er weiterging.

»Wieso ich? Du bist auf den Kopf gefallen, Mallory. Und du bist nicht ganz sicher auf den Beinen. Es ist vernünftig, wenn ich dich trage.«

Sie lächelte und sagte dann vorsichtig:
»Bevor ich gestürzt bin, war da eine Frau ...«

»Sie hat dich erschreckt.« Er blickte geradeaus, während er weiterging und sie noch fester an sich drückte. »Ich hätte sie sehen müssen. Ich habe nicht damit gerechnet, dass ...«

»Womit hast du nicht gerechnet?«, hakte Mallory nach.

»Mit ihr.« Kaleb trug Mallory eilig durch die Straßen. »Wenn sich auch nur

irgendetwas ... komisch anfühlt, sagst du es bitte sofort deinem Vater, okay?«

»Klar.« Mallory schloss die Augen. Ihr Kopf tat weh und sie kam sich unglaublich blöd vor. Kaleb hätte verletzt werden können – nur *ihretwegen* war er angegriffen worden. Es war unverantwortlich von ihr, mit einem Menschen zusammen sein zu wollen, während ihr Vater und sie von Daimonen verfolgt wurden. Leider konnte sie Kaleb all das nicht erklären. Wenn er davon erführe, wäre er bestimmt sofort über alle Berge. Was sie vollkommen nachvollziehen könnte. Selbst für sie

hatte das Ganze eine neue Dimension erreicht. *Die Magi atmen keine Vögel aus. Daimonen zaubern nicht. Und was hat die Frau Seltsames geredet? Woran soll sie sich erinnern?*

Vor ihrem Haus stellte Kaleb Mallory behutsam auf die Füße. Er ließ den Blick über den in der Einfahrt stehenden Wagen ihres Vaters schweifen, machte aber keine Anstalten, sie zur Tür zu begleiten. »Ich habe noch einige Dinge zu erledigen. Pass auf, dass du wach bleibst, um sicherzugehen, dass sich keine Gehirnblutung bildet, okay?«

Mallory sah ihn einen Moment lang ungläubig an. Dann antwortete sie so

gelassen wie möglich: »So etwas hat noch nie jemand zu mir gesagt, glaube ich.«

»Ich will nur sichergehen, dass alles in Ordnung ist«, erwiderte er. »Ich weiß nicht, wann ich wieder zu dir kommen kann, deshalb –«

»Ich bleibe wach«, versprach sie.

Eine Weile standen sie sich verlegen gegenüber, dann beugte sich Kaleb vor und küsste sie auf die Wange. »Tut mir leid, dass ich dich nicht aufgefangen habe.«

Er kommt nicht wieder. Er sollte nicht wiederkommen.

Während sie wusste, dass sie nicht

allein auf der Welt waren, reagierte Kaleb, wie es die meisten Menschen taten: Er versuchte ungewöhnliche Dinge logisch zu erklären. Auch sie ertappte sich oft dabei, obwohl sie mit Magie aufgewachsen war. *Wahrscheinlich geht es ihm ohne mich besser.* Doch bei diesem Gedanken hätte sie ihn am liebsten wieder an sich gedrückt. Stattdessen drehte sie sich um und öffnete die Haustür. Kurz blickte sie über die Schulter zurück. »Ciao, Kaleb.«

»Gute Nacht.«

Sein Gesichtsausdruck rührte sie fast

zu Tränen. Ihr seltsames, aber aufregendes Date hatte eine üble Wendung genommen. Sie fragte sich, ob ihnen das Problem, weshalb Adam so plötzlich hatte umziehen wollen, hierher gefolgt war. Mallory trat über die Schwelle und zog die Tür hinter sich zu. Sie war froh, in ihrem gut geschützten Zuhause zu sein.

»Daddy?«

Keine Reaktion.

Sie sah in allen Zimmern nach und prüfte ihr Handy, um sicherzugehen, dass sie keinen Anruf verpasst hatte. Ihr Vater ging nie ohne eine Nachricht aus dem Haus.

Mallory machte sich Sorgen, dass sie ihn ebenfalls gefunden hatten. »Bitte komm heil nach Hause«, flüsterte sie.

KAPITEL 15

KALEB HATTE KEINE AHNUNG, wie die Späherin Mallory gefunden hatte – oder ob die Späherinnen immer gewusst hatten, wo sie war. Selah war eine von ihnen und Späherinnen vertrauten den Magi auf besondere Weise. Dennoch waren sie Daimonen und nur wenige Daimonen bewegten sich in beiden Welten. Um das zu tun, brauchte man Zugang zu einem Tor und musste wissen, wie man es öffnete. Er

selbst hatte dafür teuer bezahlt und stets darauf geachtet, dass er nicht beobachtet wurde, wenn er sich in Mallorys Welt begab. Es gab nur eine andere Möglichkeit, die Welt der Menschen zu betreten: von einem Magus in einen Bannkreis geholt zu werden. Doch selbst Späherinnen würden einem Magus wahrscheinlich nicht so weit vertrauen und riskieren, in einem Bannkreis festzusitzen.

Bis jetzt hatte Kaleb den Eindruck gehabt, Mallory wüsste gar nicht, dass Daimonen und Magi existierten. Er war davon ausgegangen, dass der Handel, den Selah geschlossen hatte, um Mallory

in der Menschenwelt zu verstecken, auch mit einschloss, dass sie nie erfahren durfte, wer oder was sie wirklich war. Heute Abend allerdings hatte sie einer Späherin gegenübergestanden, ohne besonders schockiert zu wirken. Sie wusste eindeutig mehr, als er vermutet hatte, auch wenn ihm noch nicht klar war, was das für ihn bedeutete. Aber er würde sich erst Gedanken darüber machen können, wenn er wieder sicher in seiner Welt wäre.

Er schlüpfte durch das Tor und landete in dem winzigen Raum, von dem aus eine Tür in die Stadt zurückführte. Er entriegelte sie und trat ins Freie. Unter

dem dunkelvioletten Himmel schien die Stadt nur aus Schatten zu bestehen, die einzig durch ein paar flackernde Lichter durchbrochen wurden. Sein Weg war gar nicht beleuchtet.

Schon bald sah er jedoch den Nachtmarkt in der Ferne glitzern. Wenn man sich am Rand der Stadt befand, konnte man sich leicht am hell erleuchteten Nachtmarkt orientieren, der ab Mitternacht seine Tore öffnete. Während sich selbst die hochgeborenen Daimonen hin und wieder gern auf dem Basar der Seelen blicken ließen, war der Nachtmarkt das Revier all jener, die

weder Regeln noch Anstand kannten. Im Dunkeln unterwegs zu sein, war immer gefährlich. Sich auf dem Nachtmarkt zu bewegen, konnte jedoch schnell tödlich enden. Vor einigen Jahren hatte Marchosias bekannt gegeben, dass über Verbrechen auf dem Nachtmarkt »nicht gerichtet werden könne«. Weder Mord noch Entführung wurden geahndet.

Wenn ein Auftragsmord allzu schlecht entlohnt wurde, war der Markt der richtige Ort, ihn zu verrichten – oder zumindest den Leichnam loszuwerden. Kaleb lehnte jedoch jeden Auftrag ab, bei dem er auf die Gesetzlosigkeit des Marktes angewiesen war. Seine Dienste

waren zwar teurer, dafür konnte der Kunde aber sicher sein, dass Kaleb sein Anliegen »sauber« ausführte.

Er träumte schon lange davon, keine Jobs mehr annehmen zu müssen, die eine schwarze Maske erforderten. Er hatte genug Blut gesehen. Heute Nacht hätte er am liebsten für einige Stunden alles vergessen. Leider war sein Zustand viel zu schlecht, um sich auf dem Nachtmarkt zu vergnügen. Nicht einmal der Gedanke an Rauschmittel konnte ihn locken. Die Gefahr, zum Kampf herausgefordert zu werden, bestand immer, und er war sich nicht sicher, ob er das überstehen würde. Bestenfalls würde er überleben,

aber jedermann wüsste dann, wie geschwächt er war. Kaleb spürte immer noch jeden Schlag, jeden Stich und den harten Aufprall auf der Straße. Zwar hatte Zevi ihn vor dem Zwischenfall in der Menschenwelt gut verarztet, aber alle Verletzungen und Erlebnisse zusammen belasteten ihn sehr.

Als er endlich den Eingang seiner Höhle vor sich sah, hätte er vor Erleichterung beinahe laut geseufzt. Doch dann entdeckte er Aya in der Dunkelheit. Auf keinen Fall war er in der Lage, es mit *ihr* aufzunehmen – nicht heute Nacht, vielleicht nicht einmal die

ganze nächste Woche.

»Muss es ausgerechnet jetzt sein? Wie wär's, wenn wir uns zu einem späteren Zeitpunkt treffen? Dafür lasse ich dich auch ein paar Mal zuschlagen, bevor ich kontere.« Da er wusste, dass er sie in seinem Zustand nicht einschüchtern konnte, versuchte er es mit Herablassung.

»Was hast du in dieser Verfassung draußen gemacht?«

Sie trat zu ihm, schob eine Schulter unter seine Achsel und legte ihm den Arm um die Taille, um ihn zu stützen.

»Hätte einer der anderen dich so gesehen, wärest du nicht mehr am Leben.«

Er schnaubte. »Nur du bist natürlich unerschrocken genug, um herzukommen. Und wenn ich nicht gerade auf eine äußerst ausgefuchste List hereinfalle, die ich vor Müdigkeit nicht durchschaue, scheinst du ... mir gerade zu *helfen*.« Er wandte den Kopf zur Seite und sah sie an, während sie vor dem Eingang der Höhle stehen blieben.

»In der Tat«, erwiderte sie. »Du hast mein Wort: Heute Nacht werde ich dir nichts tun.«

»Dann lade ich dich für diese Nacht zu mir ein, Aya.«

Gemeinsam betraten sie die Höhle – und es dauerte keine Sekunde, bis Zevi

auf sie zusprang.

»Warte, Zevi! Ich habe sie freiwillig hereingebeten, sie hat mich nicht gezwungen.« Schwerfällig rückte Kaleb einen Schritt von Aya ab und wurde sofort von seinem hörbar grollenden Freund aufgefangen.

Mit einem Knurren, das Kaleb zugleich stolz und nervös machte, trug Zevi ihn zu seinem Bett. Es war Kaleb unangenehm, dass seine Gegnerin ihn in diesem Zustand sah, aber das ließ sich jetzt nicht mehr ändern. Nachdem Zevi seinen Rudelführer zugedeckt hatte, schnüffelte er und schien etwas zu

wittern. Mit fragendem Blick sah er Kaleb an.

Kaleb hob beschwichtigend eine Hand. »Ich erkläre es dir, wenn Aya fort ist.« Er ließ die Hand sinken. »Kannst du im Kamin noch etwas Holz nachlegen? Ich glaube, ich habe Schüttelfrost.«

Kaleb sah, wie es in Zevi förmlich brodelte vor Zorn und Sorge. Sein Rudelgenosse führte leise Selbstgespräche, während er das Feuer schürte und Kaleb anschließend eine Decke brachte. Als er sie über ihm ausbreitete, schnüffelte er abermals. »Jemand hat sich an deiner Haut

gerieben, aber Sex hattest du nicht.«

»Stimmt.«

»Wurdest du abgewiesen?« Zevi verengte die Augen und eilte dann zu Aya.

Bevor Kaleb etwas sagen konnte, hatte sich Zevi bereits herabgebeugt und seine Nase zwischen ihre Beine geschoben.

»Nein!«, brüllte Kaleb. Doch es war zu spät. Zevi schrie auf und brach vor Schmerzen zusammen.

Aya stellte den Fuß auf Zevis Brust. »Mach das nie wieder«, zischte sie.

Zevi reagierte nicht darauf. Er starrte sie nur an und fragte: »Hast du Verie getötet?«

Aya presste die Lippen aufeinander und schaute erst zu ihm und dann zu Kaleb hinüber.

»Zevi, ich habe dir doch gesagt, dass ich dir später alles erkläre«, sagte Kaleb. »Aya ist unser Gast. Als ich nach Hause kam, stand sie vor der Höhle. Und anstatt über mich herzufallen, hat sie mir geholfen. Vorher war ich nicht mit ihr zusammen.«

Aya blickte auf Zevi herab, der sie beäugte, als wäre sie sein Leibgericht.

»Kaleb hatte Recht«, begann er. »Du hast Verie nicht getötet, oder?«

»Ich könnte dir die Rippen brechen«,

war alles, was sie darauf antwortete.

Zevi drehte sich zu Kaleb um. »Sie riecht nervös, aber nicht schuldig.« Dann legte er eine Hand auf Ayas Fuß und schaute auf. »Ich bin froh, dass du Verie nicht getötet hast.«

»Das habe ich nie gesagt«, murmelte sie und blickte quer durch den Raum zu Kaleb. »Kann ich ihn loslassen?«

»Ja, er tut dir nichts.« Kaleb spürte einen stechenden Schmerz in der Brust und ächzte. »Zevi, hör endlich auf, sie zu provozieren. Bring mir lieber Weidenrinde und die Wickel, die du vorhin ausgekocht hast.«

Zevi rollte sich unter Ayas Fuß hervor

und stand im nächsten Moment am Feuer. Aya starrte ihn mit offenem Mund an. »Der ist ja *unglaublich* schnell. Er hätte sich problemlos befreien können, wenn er gewollt hätte.«

»Stimmt.« Kaleb betrachtete Aya, die Zevi misstrauisch beobachtete. Der Streuner bewegte sich in einer atemberaubenden Geschwindigkeit von seinen Medizinkästen zum Feuer und von dort zum Bett, sodass man den Eindruck hatte, er wäre an mehreren Orten gleichzeitig. Hin und wieder versetzte er sogar Kaleb noch in Erstaunen. Unwillkürlich musste er an seine ersten Jahre mit Zevi denken. Leise sagte er zu

Aya: »Am Anfang ist mir in seiner Gegenwart immer schwindelig geworden. Ich kenne niemanden, der sich so bewegen kann.«

»Wenn er kämpfen wollte –«

»Kaleb erlaubt es mir nicht«, fiel Zevi Aya ins Wort, während er an ihr vorbeisauste. Doch plötzlich änderte er das Tempo. Er schlug Kalebs Decke zurück und schob vorsichtig sein Hemd hoch. »Ich errege zu viel Aufmerksamkeit, wenn ich vergesse, mich zu zügeln.«

Schweigend trat Aya an Kalebs Lager. Die Blutergüsse auf seiner Brust wiesen

bemerkenswerte Formen und Farben auf. Es war deutlich zu sehen, dass eine Rippe gebrochen war. Auf dem Heimweg hatte sich ein Stück des Knochens durch die Haut gebohrt.

»Kann ich irgendwie helfen?«, fragte Aya.

Zevi blickte seinen Rudelgenossen an. Als Kaleb nickte, hielt er Aya eine Metallkiste hin.

»Zuerst müssen wir die Knochen richten«, erklärte er ihr. »Willst du drücken oder assistieren?«

Aya wirkte ratlos.

»Sie assistiert«, antwortete Kaleb an ihrer Stelle. »Ich glaube nicht, dass sie

schon einmal die Knochen eines Streuners gerichtet hat.«

Zevi runzelte die Stirn und zuckte dann mit den Schultern, bevor er die Kiste öffnete und warme, in Öl getränkte Wickel herausholte. »Halt die mal, während ich –« Er ramnte die Kiste auf Kalebs Brustkorb.

Kaleb schrie auf und schluckte, versuchte aber möglichst gelassen zu klingen, als er sagte: »Wie wär's beim nächsten Mal mit einer kleinen Vorwarnung?«

Aya sah aus, als würde sie ohnmächtig werden.

Zevi hingegen war so ruhig wie

immer, wenn er bei der Arbeit war.
»Wenn ich dich warne, verspannst du dich.«

Zevi nahm einen der Wickel und legte ihn auf den Brustkorb. Kaleb ächzte.
»Und warum warnst du mich dann doch manchmal?«

»Damit du dich im richtigen Moment verspannst.« Zevi nahm einen weiteren Wickel und breitete ihn sorgfältig über dem ersten aus. »Gib mir bitte noch zwei aus der Kiste.«

Wortlos befolgte Aya die Anweisung.

»Und du setzt dich jetzt auf.«

Fluchend gehorchte Kaleb und

schimpfte gleich weiter, als Zevi nach seinen Beinen griff und sie über die Bettkante zerrte, bevor er summend einen Verband um Kalebs Oberkörper wickelte.

Wenige Minuten später war Kalebs Brust gut eingepackt. Während das schmerzlindernde Mittel aus den Wickeln langsam in Kalebs Körper sickerte, half Zevi ihm, sich wieder hinzulegen. »Die anderen Verletzungen muss ich auch noch mal prüfen, bevor es Morgen wird. Ich wecke dich dann auf.«

»Danke«, hauchte Kaleb selig vor Benommenheit.

Zevi nickte und brachte ihm noch

einen Becher mit Weidenrinde, Mohnextrakt und anderen Kräutern. Dann ging er zu seinem Deckenstapel vor dem Feuer. Ohne sichtbares Unbehagen, sich vor einem Gast auszustrecken, machte Zevi es sich darauf bequem. Bevor Aya einmal geblinzelt hatte, schnarchte er bereits.

Aya war noch nicht oft mit Streunern zusammen gewesen. Sie ging nicht gerade offen auf andere zu. Diese beiden benahmen sich, als wäre sie gar nicht da. Vielleicht war das ein typisches Verhalten für Streuner, wenn sie gehemmt waren. Wenn dem so war,

wollte sie Kaleb und Zevi nicht unbedingt entspannt erleben.

Sie wusste nicht, was sie tun sollte. Im Kampf war Kaleb gnadenlos, zu Hause jedoch verhielt er sich keineswegs kalt oder grausam. Er war eine vollkommen andere Person als der Streuner, den sie im Wettbewerb erlebt hatte.

Weil er zu Hause und bei Zevi ist?

»Soll ich gehen?«, fragte Aya leise.

»Du brauchst nicht zu flüstern. Wenn nicht gerade jemand versucht, die Höhle gewaltsam zu betreten, oder ich ihn rufe, schläft er weiter. Im Moment würde ihn nicht einmal das wilde Treiben auf dem Nachtmarkt aufwecken.«

»Ist das ... normal?«

»Für Zevi oder für einen Streuner?«

Kaleb versuchte an den Becher zu gelangen, den Zevi neben seinem Bett abgestellt hatte. Mit schmerzverzerrtem Gesicht streckte er den Arm aus. »Oder wolltest du wissen, ob es normal ist, wie er meine Knochen gerichtet hat?«

»Ganz egal.« Aya reichte ihm das Getränk. »Mich interessiert alles.«

»Was die Knochen angeht, ja. Sie mussten noch einmal gebrochen werden, damit sie wieder gerade zusammenwachsen können. Jetzt muss ich ruhen und dieses eklige Zeug trinken, das er angerührt hat, damit die Brüche

besser heilen.« Er leerte den Becher.
»Und ja, so fest zu schlafen, ist für Zevi auch normal. Wenn ich zu Hause bin, fühlt er sich sicher.«

Sie reagierte nicht, weil sie nicht wusste, was sie darauf sagen sollte.

Nach einer Weile sah Kaleb zu ihr auf.
»Ich will mich nicht beschweren, dass ich dich heute Abend von einer anderen Seite kennengelernt habe. Deine Hilfe weiß ich durchaus zu schätzen. Aber ich bin mir ziemlich sicher, dass du nicht gekommen bist, um zu erfahren, wie man einen lädierten Streuner wieder auf die Beine bringt.«

»Hast du von den neuen Bedingungen für den Wettbewerb gehört?«, fragte sie, ohne Kalebs freundlichen Tonfall zu übernehmen.

»Der Gewinner darf sich mit seiner Tochter beziehungsweise mit ihm selbst fortpflanzen«, antwortete Kaleb nun ebenso sachlich. »Warum fragst du *mich* das?«

»Ich will kein Kind von Marchosias, nicht von ihm und auch von sonst niemandem. Hätte ich das gewollt, wäre ich jetzt mit Belias verheiratet. Ich habe die Hochzeit abgelehnt, weil ich herrschen will.« Zögernd ließ sich Aya auf Kalebs Bettkante nieder. »Als mir

bewusst geworden ist, dass in den Regeln für die Kampfspiele nicht speziell auf das Geschlecht eingegangen wird, glaubte ich, die Lösung gefunden zu haben, als Frau die Stadt regieren zu können. Jetzt wäre ich im Fall eines Sieges gezwungen, genau das zu tun, was ich zu umgehen versuche.«

Kaleb musterte sie von Kopf bis Fuß. Selbst in seinem geschwächten Zustand sah er in ihr eine begehrenswerte Frau. »Bist du auch gegen den Akt selbst?«

»Nein!« Sie hob das Kinn. »Das müsstest du doch wissen. Du hast auch deine Stadstreicher, die dir alles

zuflüstern, was sie über mich und die anderen Konkurrenten herausfinden – genauso wie ich über dich Bescheid weiß.«

Kaleb lachte. »Im Moment fühle ich mich nicht wirklich wie ein Konkurrent.«

»Ohne Hilfe sicher nicht«, stimmte Aya ihm zu.

»Ich kann nicht aufgeben. Und ich bin auch nicht auf der Suche nach einer Beschützerin, schon gar nicht, wenn diese den letzten Daimonen, mit dem sie im Bett war, getötet hat.«

Aya musste anerkennen, dass Kaleb nicht um den heißen Brei herumredete,

aber sie ging nicht auf die Anspielung ein. »Ich bin wohlhabend genug, um für euch beide zu sorgen. Keiner von euch müsste jemals wieder maskiert arbeiten.«

»Ich bin ein *Streuner*. Und Streuner geben nicht auf. Ich werde gewinnen oder im Kampf sterben. Wenn ich sterbe, muss Zevi –«

»Wenn du stirbst, nützt du mir nichts mehr«, unterbrach sie ihn. »Ich brauche dich lebendig.«

»Ach ja?« Kaleb deutete auf seine verbundene Brust. »Dann haben wir beide ein Problem.«

»Wenn ich mich nicht von Marchosias

schwängern lassen will, brauche *ich* einen Beschützer. Und dafür wärst du am besten geeignet.«

Als Kaleb nicht antwortete, fuhr sie fort: »Ich habe einen Plan. Mir ist bewusst, dass es bei Abkommen mit Beschützern normalerweise um Geld geht, das ist kein Problem. Worauf ich aber vor allem aus bin, ist deine Grausamkeit.«

Kaleb blickte wieder zu Zevi und sie merkte, in welchem Dilemma er steckte. Als Streuner hatte er zwei miteinander konkurrierende Interessen: sein Rudel zu beschützen und jede Herausforderung

anzunehmen.

Schließlich sah er Aya direkt in die Augen und fragte: »Wie stellst du dir das vor?«

»Ich kann deinen Gegner schwächen, damit du gewinnst.« Sie faltete die Hände in ihrem Schoß. »Dann gebe ich auf und biete mich unter Bluteid öffentlich als dein Eigentum an. Für ein Jahr wärest du *mein* Beschützer. Wenn ich dein Eigentum bin, kann niemand – nicht einmal Marchosias – Besitzansprüche auf mich erheben. Wenn wir Blutsbande schließen, kannst nur du Nachwuchs mit mir zeugen, und wir beide könnten uns darauf einigen, dass

das nicht geschieht. Ich erkaufe mir Zeit und du überlebst den Kampf. Ich kann dir helfen zu gewinnen. Du bekommst den Preis und das Mädchen. Alles, was ich brauche, ist jemand, der stark genug ist, um es glaubhaft aussehen zu lassen, dass ich mich zu seinem ... Besitz mache.«

Kaleb schüttelte den Kopf. »Wenn ich mich öffentlich dazu bereit erkläre, nachdem er diese Ankündigung gemacht hat, sähe es so aus, als würde ich Mal... Marchosias' Tochter zurückweisen. Das geht nicht.«

»Dann schließe ich eben mit *Zevi* Blutsbande für ein Jahr. Du kannst

behaupten, du akzeptierst, dass ich aufgebe, sofern du mich deinem Rudelmitglied zum Geschenk machen darfst.« Bei dem Gedanken wurde Aya eiskalt und das Unbehagen, das sie verspürte, ließ sich nicht ganz unterdrücken. »Aber *du* würdest mich trotzdem noch besitzen.«

»Warum solltest du das tun?«, fragte er keineswegs unfreundlich.

»Ich darf keine Kinder bekommen.« Sie erschauerte. »Es geht einfach nicht. Ich will regieren, mehr nicht. Ich will aus der Stadt einen besseren Ort machen. Wenn Marchosias bereits jetzt Interesse

an mir zeigt, glaubst du, dass er es nach den Kampfspielen verlieren würde? Wenn ich gewinne, gehöre ich ihm. Wenn ich freiwillig aufgebe, bin ich nach wie vor eine fortpflanzungsfähige Frau, die noch niemandem gehört. Die Wahrscheinlichkeit, dass er keinen Anspruch auf mich erhebt, liegt nahezu bei null. Und wenn ich mich fortpflanze ... verliere ich alles. Du weißt, was es bedeutet, für eine Sache oder für jemanden alles zu riskieren.« Sie warf einen Blick auf den schlafenden Streuner. »Ich will der Stadt dienen, aber mit einem Kind kann ich das nicht.«

Sie hatte jetzt Kalebs volle

Aufmerksamkeit. Doch die Art, wie er sie ansah, verriet Aya, dass auch er Geheimnisse hatte, die ihr unvorhersehbare Probleme bereiten würden.

Verdächtigt er mich auch? Er wäre dumm, wenn er es nicht täte.

»Ich akzeptiere dein Angebot nur, wenn du meinen Sieg garantierst«, sagte er schließlich.

»Das kann ich.« Sie hielt seinem Blick stand. »Wenn ich erst dein Eigentum bin, werden meine Tötungen auf dein Konto gehen.«

Kaleb zögerte, als ihm langsam bewusst wurde, was ihre letzten Worte

bedeuteten: Wenn man ihre Tötungen zu seinen hinzufügte, stünde er mit großem Abstand auf Platz eins der Rangliste. Er würde die Kampfspiele gewinnen, ohne noch einen einzigen Rivalen im Kampf töten zu müssen. »Und alles, was du dafür willst ...«

»Ich werde mich unter keinen Umständen schwängern lassen. Diese Bedingung ist unumstößlich«, bekräftigte sie. »Wenn wir diese Sache durchziehen, werde ich mich an dich oder Zevi binden. Ich werde jedoch nicht mit demjenigen schlafen, an den ich gebunden bin.«

»Aber wenn ich gewinne und mich mit Marchosias' Tochter paare, werde ich im Palast leben. Damit wärest *du* ebenfalls in Marchosias' Reichweite.« Wieder sprach Kaleb das Problem direkt an. »Ich kann ihm nicht sagen, dass du nur Zevi zur Verfügung stehst. Er würde Zevi sicher einfach umbringen und alles, was für Zevi gefährlich werden könnte, kommt für mich nicht infrage.«

»Wenn du mich an Marchosias oder sonst jemanden ausleihen musst, bin ich dazu bereit. Ich will nur, dass du mir dabei hilfst, um eine Schwangerschaft herumzukommen. Alles andere ist

Verhandlungssache.«

Kaleb sah sie lange schweigend an. Dann nickte er. »Einverstanden. Über dem Feuer sind die Messer. Das kurze ist aus Silber. Wenn du es holst, können wir die Abmachung besiegeln, sobald es abgekühlt ist.«

Aya ging zum Kamin und zog ein Messer aus dem Salzwasser, das über einer kleinen Flamme siedete. Instinktiv half sie mit einem kleinen Zauber nach, um es ein wenig schneller auf die richtige Temperatur zu bringen. Sie wollte die Sache hinter sich bringen, bevor Kaleb seine Meinung womöglich

änderte.

»Das Messer lag wohl noch nicht lange in der Lauge«, log sie, ohne mit der Wimper zu zucken. »Wir können es sofort tun.«

Sie fuhr mit der Schneide über ihre Handfläche und hielt anschließend Kaleb das Messer hin. Sobald auch er seine Haut eingeritzt hatte, drückten sie die Hände gegeneinander. »Ich unterstütze dich bei der Eroberung der Tochter Marchosias'. Ich unterstütze dich in den Kämpfen und übertrage dir meine Tötungen. Dafür darfst du über mich bestimmen. Für die Dauer eines Jahres, beginnend mit diesem Moment,

tue ich alles, was du sagst, wenn ich im Gegenzug deinen Schutz erhalte«, schwor sie.

»Ich nehme dich als mein Eigentum an, Aya. Ich werde dich vor allen Gefahren beschützen. Ich werde dafür sorgen, dass dir kein Schaden zugefügt wird und dass du dich weder von Marchosias noch von einem anderen Daimonen schwängern lassen musst. Im Gegenzug erhalte ich deine volle Unterstützung bei den Kampfspielen«, schwor Kaleb.

Sie löste ihre Hand von seiner und brachte das Messer zum Feuer zurück. Sobald sie ihm den Rücken zugewandt hatte, flüsterte sie einen Zauberspruch,

um ihn einschlafen zu lassen. »Danke«, flüsterte sie, bevor sie die Höhle verließ. Sie wollte sofort mit den Vorkehrungen beginnen. Kaleb musste überleben.

KAPITEL 16

MALLORY HATTE SCHMERZEN AM ganzen Körper. Es fühlte sich an, als wäre sie erst in ein Loch mit brennenden Kohlen, dann in einen Ameisenhaufen und schließlich in eiskaltes Wasser geworfen worden. Sie starrte an die Decke und dachte an Kaleb, um sich nicht ununterbrochen damit auseinandersetzen zu müssen, wie mies sie sich fühlte. Danach tat ihr zwar immer noch alles weh, aber es war ein

sehr schöner Zeitvertreib.

Obwohl sie dagegen angekämpft hatte, war sie eingeschlafen, bevor Adam nach Hause kam. Dennoch hatte sie mitbekommen, wie er in der Nacht in ihr Zimmer gekommen war, um nach ihr zu sehen. Deshalb wusste sie, dass mit ihm alles in Ordnung war – wovon bei ihr nicht die Rede sein konnte. Als sie am Morgen erwachte, konnte sie nicht aus dem Bett aufstehen. Sie versuchte sich zu erheben, doch allein der Gedanke, auf den Beinen zu stehen, brachte sie an den Rand der Erschöpfung. Sie hatte gar nicht gewusst, dass man sich so schlecht fühlen konnte. Normalerweise hätte sie

sofort ins Krankenhaus eingeliefert werden müssen. Doch in ihrem speziellen Fall sorgte Adam jedes Mal dafür, dass sie wieder gesund wurde, ohne ihr jedoch zu erklären, warum sie so leiden musste. Sie versuchte sich immer wieder damit zu beruhigen, dass diese Anfälle nichts Außergewöhnliches waren, doch je älter sie wurde, desto klarer wurde ihr, dass sie genauso außergewöhnlich waren wie eine Frau, die Vögel ausatmete – und ein attraktiver Typ, der sich nach dem ersten Kuss auf seltsame Weise mit ihr verbunden fühlte.

Auch wenn sie nicht solche Schmerzen gehabt hätte, wäre sie im Bett geblieben

und hätte an Kaleb gedacht. Er kam ihr so *anormal* vor. Aber was war schon normal für die Tochter eines Magus, der sein Leben damit verbrachte, vor Daimonen zu fliehen, die er offenbar bestohlen hatte? *Kaleb ist normal*. Leider bezweifelte sie nach wie vor, dass sie mit jemandem zusammen sein konnte, den sie ständig belügen musste. Sie war sich ziemlich sicher, dass Adam ihr niemals erlauben würde, einem Menschen von Magi und Daimonen zu erzählen. Nach dem Zwischenfall in der Gasse fürchtete sie zudem noch mehr um Kalebs Sicherheit.

Sie würde lernen müssen, mit ihrer *Normalität* umzugehen. Mühsam setzte sie sich auf und ließ die Füße vom Bett hängen. Wie gern hätte sie nach ihrem Vater gerufen. Sie tat es nicht, konnte aber auch nicht aufstehen.

Sie hatte keine Ahnung, ob eine Minute oder eine Stunde vergangen war, als er an die Tür klopfte. »Mallory? Bist du wach?«

»Ja, bin ich.« Sie saß auf der Bettkante und fror entsetzlich, obwohl sie sich in ihre Decke eingewickelt hatte.

Als ihr Vater eintrat, hielt er erschrocken inne. Mallory hatte das

Gefühl, die Sorgenfalten um seine Augen wären tiefer als früher. Aus seiner Kleidung – einem schlichten Oberhemd und einer dunklen Hose – schloss sie, dass er gleich ins Büro musste.

Er kam auf sie zu und legte eine Hand auf ihre Stirn. Sie spürte das kalte Metall des Eherings, den er immer noch trug, obwohl ihre Mutter gegangen war.

Mallory hatte so etwas schon oft durchgemacht und ließ deshalb alles ruhig über sich ergehen. Zuerst befühlte er mit dem Handrücken ihre Stirn und ihre Ohren, dann kippte er ihren Kopf leicht nach hinten und sah ihr in die

Augen. Schließlich tastete er noch hinter ihren Ohren nach Schwellungen. Natürlich begann er auch Fragen zu stellen, aber sie war viel zu benommen, um sich zu überlegen, was sie darauf antworten sollte.

»Ist dir schwindelig? Hast du Halsschmerzen? Ist dir übel?« Er trat einen Schritt zurück und betrachtete sie.

»Nein.«

»Du bist eiskalt.«

»Ich weiß.« Sie hatte ein schlechtes Gewissen, obwohl sie sich ihren Zustand nicht ausgesucht hatte. »Ich muss mit dir reden.«

»Gleich«, sagte er und verließ leise

fluchend das Zimmer. Vielleicht hatte er auch ein paar Zauberformeln gemurmelt, damit sie schneller wieder gesund wurde. Wenig später kam er mit einer Heizdecke zurück. Er schloss sie an, legte sie über Mallory und ging dann wieder, nur um kurz darauf mit einem Glas heißem Wasser zurückzukehren, in das er eine Kräutermixtur gab, die er mit viel Zucker und einem Spritzer Zitrone genießbar machte.

»Trink das.«

Folgsam leerte Mallory das Glas. Sie konnte nicht fragen, warum ihr so kalt war. Sie hatte noch nie gefragt, warum er immer wusste, was zu tun war, wenn

es ihr schlecht ging, auch wenn sie oft darüber nachgedacht hatte. Jedes Mal wenn sie kurz davor war, die Frage zu stellen, verschwand der Drang. *Eine gute Tochter stellt keine Fragen.* Ihr Vater wusste stets nach kürzester Zeit, was mit ihr los war. Dann gab er ihr einen Trank, durch den es ihr wieder besser ging. *Warum fragen, solange er es richten kann?*

Er ging zum Fenster und nahm das kleine Säckchen, das, seit sie denken konnte und egal, wo sie lebten, einmal im Monat erneuert wurde. Er roch daran. »Es war doch kein Fremder hier im

Haus, oder?«

»Nein.« Mallory schüttelte den Kopf.

Adam verzog keine Miene. Er fuhr sich nicht durch das ordentlich gekämmte Haar und er tadelte sie nicht.

»Was ist passiert?«, fragte er nur.

Mallory seufzte. »Ich war mit jemandem essen, na ja ... mit Kaleb«, begann sie zögernd zu erzählen. »Ich habe ihn zufällig getroffen und er hat mich eingeladen und ... es war nicht geplant. Ich habe nicht gewusst, dass ich ihm begegnen würde.«

Ihr Vater schluckte. »Hat dieser Kaleb dir etwas angetan? Hat er dich berührt? Hat er dich *verletzt*? Du musst es mir

sagen, Mallory.«

Plötzlich hatte sie das Gefühl, ihr würden die Worte aus dem Mund gesaugt. Sie kamen wie von selbst. »Nein! Wir haben uns geküsst, aber ich *wollte*, dass er mich küsst. Das war nach dem Essen ... und dann war da plötzlich diese seltsame Frau. Sie hat Kaleb auf die Straße geschleudert und dann ...«, Mallory sah ihrem Vater direkt in die Augen, »... kamen *Vögel* aus ihrem Mund. Ich glaube, sie war eine Daimonin. Ich konnte mich nicht wehren. Und sie hat mir noch Asche ins Gesicht geblasen.«

»Asche?«

»Einer der Vögel zerfiel zu Asche und ich habe sie eingeatmet«, erklärte Mallory.

Adam ließ sich am Fußende ihres Bettes nieder. »Muss ich noch mehr wissen?«

Mallory war kurz davor zu erzählen, wie anders sie sich in Kalebs Gegenwart fühlte, wie richtig alles zu sein schien, wenn er in ihrer Nähe war. Doch dann hielt sie doch lieber den Mund und schüttelte den Kopf. Sie hielt das noch warme Glas in der Hand und sah ihren Vater an, während sie bewusst an die Daimonin und nicht an Kaleb

dachte. »Sie hat *Vögel* ausgeatmet.«

Er nahm ihr das Glas ab. »Ich hole dir etwas anderes zu trinken.«

Sie nickte.

Nachdem er gegangen war, tastete sie unter dem Kopfkissen nach dem Amulett mit dem geschliffenen Stein, den sie sonst immer trug. Ihre Mutter war davon überzeugt gewesen, dass er sie beschützen würde. Wovor, hatte ihr niemand sagen wollen, obwohl sie danach gefragt hatte. Sie hatte nur erfahren, dass sie bis zu ihrem siebzehnten Geburtstag warten müsse. *Das war vor drei Tagen.*

Gestern Abend hatte Mallory das

Amulett unter ihr Kopfkissen gelegt, nachdem die Daimonin das Band zerrissen hatte. Allerdings war es damit nicht nahe genug an ihrem Körper, denn sie zitterte immer noch. Sie hievte sich aus dem Bett und wühlte in einer Schublade, bis sie ein anderes Bändchen fand. Nachdem sie den Anhänger aufgefädelt und sich umgelegt hatte, fühlte sie sich etwas besser. Es war erstaunlich, wie viel dieser Stein bewirken konnte.

Noch bevor ihr Vater zurückkam, lag sie wieder im Bett.

Er setzte sich auf die Bettkante und strich ihr das Haar aus dem Gesicht.

»Als du klein warst, hast du dich auch immer geärgert, wenn du krank warst. Nachdem du das erste Mal einen Anfall überstanden hattest, wolltest du unbedingt einen Nie-wieder-krank-Trank von mir haben. Wie gern hätte ich dir diesen Trank zubereitet, wenn ich gekonnt hätte.«

»Durch die Krankheiten werde ich daran erinnert, dass ich ein Mensch bin, oder?«

»Auf jeden Fall beweist es, dass ich nicht der Alleskönner bin, der ich gern wäre.« Adam drückte ihre Hand. »Ich kann heute zu Hause bleiben.«

»Nein.« Sie versuchte möglichst entspannt zu lächeln, als würde sie sich schon wieder ganz gut fühlen. »Ich bin kein kleines Kind mehr. Ich werde versuchen zu schlafen, und wenn es mir wieder schlechter gehen sollte, rufe ich dich an. Ich weiß, wie das geht.«

Ihr Vater küsste sie auf die Stirn. »Ich will dich doch nur beschützen, Mallory.«

»Ich weiß«, versicherte sie ihm.

Er zögerte kurz, doch dann sprach er das unvermeidliche Thema an. »Bevor du noch einmal irgendetwas mit diesem Kaleb unternimmst oder ihn in unser Haus lässt, möchte ich ihn kennenlernen.

Ich meine, sobald es dir wieder besser geht. Hast du das verstanden?«

Mallory gab ein Geräusch von sich, das wie eine Mischung aus Lachen und Ächzen klang. »Ich glaube nicht, dass ich ihn wiedersehen werde. Wahrscheinlich ist er immer noch damit beschäftigt, eine logische Erklärung für die ganze Sache zu finden. Außerdem ist es für ihn sowieso viel zu gefährlich, stimmt's? Wenn wir ihm sagen könnten ...« Sie beendete den Satz absichtlich nicht, doch ihr Vater ließ sie hängen. Er würde ihr niemals erlauben, ihre Geheimnisse zu lüften.

»Hast du ihn in unser altes Haus gelassen?«, erkundigte er sich stattdessen.

Die Stimme ihres Vaters war vollkommen ruhig. Aber sie kannte ihn zu gut. Adam war eindeutig unbehaglich zumute.

»Nur einmal«, gab sie zu. Ihre Augen begannen zuzufallen. Sie wusste, dass damit die Wirkung der Mixturen einsetzte, die er ihr verabreicht hatte. Sie hasste es, wie hilflos sie dadurch wurde. Blinzeln versuchte sie, die Augen offen zu halten.

»Hat er dich gebeten irgendwo mit ihm hinzugehen oder ihm etwas zu

geben?« Adam hinderte sie daran, sich aufzusetzen.

Sie verzog das Gesicht, blieb aber liegen. Es war ohnehin zwecklos. Die Müdigkeit siegte. »Nein.«

Adam wickelte sie fest in ihre Decke ein. »Ich muss ihn kennenlernen, Mallory. Du bedeutest mir zu viel und –«

»Ich mag ihn«, bekannte sie schließlich schläfrig. »Ich *brauche* ihn. Ich kann es nicht erklären, aber ich glaube, ich brauche ihn wirklich.«

Ihr Vater reagierte nicht darauf. »Du darfst nirgends mit ihm hingehen und ihn

auch nicht ins Haus lassen«, sagte er stattdessen. »Das musst du mir versprechen.«

»Ich verspreche es«, antwortete sie widerwillig, bevor sie einschlief.

KAPITEL 17

ZWEI TAGE SPÄTER WAR Kaleb immer noch nicht wieder auf dem Basar gewesen – und auch nicht in der Menschenwelt. Die Rippen heilten, aber selbst ein Streuner steckte so viele Brüche nicht innerhalb weniger Tage weg. Die Anzeigetafel für die Kampfspiele war aktualisiert worden. Kaleb würde gegen Sol antreten müssen. Seine Chancen, den Kampf ohne Hilfe zu gewinnen, standen nicht gut. Er hatte sein

ganzes Leben gekämpft, deshalb war er auch in angeschlagenem Zustand durchaus in der Lage, einen Rivalen zu bezwingen. Aber inzwischen waren nur noch die besten Teilnehmer übrig, und gegen jemanden wie Sol sollte man nicht mit gebrochenen Rippen und einem tiefen Schnitt im Oberschenkel antreten. Nicht mal mit den diversen kleineren Verletzungen, die er erlitten hatte. Vernünftig wäre gewesen, auf den Kampf zu verzichten. Doch Kaleb hatte noch nie besonders vernünftig gehandelt.

Abgesehen vom Heilungsprozess war sein größtes Problem, dass andere Daimonen wussten, wo sich Mallory

aufhielt. Durch Marchosias' Ankündigung und das Auftauchen der Späherin war Kaleb klar, dass er nicht der einzige Daimon war, der sie aufgespürt hatte. Er musste die Kampfspiele und Mallory für sich gewinnen, und das so schnell wie möglich.

Doch um Mallory auf seine Seite zu ziehen, musste er Zeit mit ihr verbringen, und im Moment war sein Zustand zu schlecht, um das zu riskieren. Er war gezwungen sich ausruhen, um den bevorstehenden Kampf zu überstehen, und konnte nur hoffen, dass ihr nichts zustoßen würde, solange er in der Stadt

festsaß.

Vor dem Kampf würde er Zevis Schmerzmittel nehmen, damit er nicht bei jeder Berührung zusammenzuckte. Er musste tödliche Schläge unbedingt vermeiden und darauf vertrauen, dass Aya ihren Plan in die Tat umsetzte. Wenn irgendjemand Wunder vollbringen konnte, dann war sie es, da war Kaleb sich sicher. Während der Kampfspiele hatte er sich vor kaum jemandem so sehr gefürchtet wie vor ihr. Er hatte mit angesehen, wie sie Gegner ausschaltete, die eigentlich locker hätten gegen sie gewinnen müssen. Sie war unfassbar

gerissen und gleichzeitig vollkommen emotionslos, wenn es darum ging, Kehlen aufzuschlitzen und Trophäen für die Tötungen entgegenzunehmen. Ihr stand eine Zukunft bevor, in der sie sich um Geld oder Sicherheit keine Sorgen zu machen brauchte. Dass sie alles aufs Spiel setzte, nur um kein Kind zur Welt bringen zu müssen, war erstaunlich.

Sein *Ziel* war es, so sicher zu leben, dass er eine große Familie versorgen konnte. Der Wunsch, ein Rudel zu bilden, war den meisten Streunern angeboren, Kaleb hatte ihn erst verspürt, als er Zevi begegnet war.

Bei dem Gedanken an seinen einzigen

Rudelgenossen blickte Kaleb zum Höhleneingang und ihm wurde bewusst, dass Zevi noch irgendwo dort draußen war. Er hätte längst zurück sein sollen. So kurz vor Tagesanbruch war nur auf dem Nachtmarkt etwas los – ein Ort, an dem sich Zevi nicht allein aufhalten sollte, wenn es nach Kaleb ging.

Er zog eine Jacke an und stöhnte, als eins der Messer darin gegen seine Rippen schlug. Wenn selbst die kleinsten Berührungen derart wehtaten, war es wirklich mehr als gewagt, gegen Sol anzutreten. Den Gefahren auf dem Nachtmarkt sollte er aber gewachsen sein.

Aya war nicht überrascht zu sehen, dass Sol Zevi über den Markt folgte. Hätte sie nicht gewusst, wie schnell der Streuner sich bewegen konnte, wäre sie beunruhigt gewesen. Sie vermutete sogar, dass Zevi zu viel mehr fähig war, als Kaleb ihm zuzutrauen schien. Es überraschte sie, dass bislang niemand auf die Idee gekommen war, Zevi zu verletzen. *Vielleicht hatte es sogar jemand versucht, aber Zevi war entkommen.* Kaleb's Rudelgenossen durfte man auf keinen Fall unterschätzen. Die Gefahren, denen er ausgesetzt war, jedoch auch nicht. Sie musste für Zevis

Sicherheit sorgen.

»Aya? Für dich.« Ein junges Mädchen schob ihr einen gefalteten Zettel zu und verschwand wieder im Halbdunkel.

Gern hätte sie die Botschaft sofort gelesen, aber sie wollte Zevi nicht aus den Augen verlieren. Wenn er starb, wäre Kaleb nicht mehr zu gebrauchen. Wahrscheinlich würde er sie dann sogar des Verrats verdächtigen.

Aya bemerkte aus dem Augenwinkel eine Bewegung und sprang einen Schritt zur Seite – gerade rechtzeitig, um zu sehen, dass sich Kaleb auf sie stürzte.

Er packte Aya am Arm, doch mit einem schnellen Ruck löste sie sich aus

seinem Griff.

»Warum verfolgst du Zevi?«, fauchte er sie an.

Aya schob ihn in den Eingang eines Luststands. »Ich will ihn nur beschützen.«

Kaleb stieß sie brummend fort, doch Aya zerrte ihn tiefer in den Stand hinein. »Sol ist da draußen. Bleib hier.«

Einer der Lusthändler kam auf sie zu und verbeugte sich. Die höfliche Geste überspielte kaum die Habgier in seinen Augen. »Für die Teilnehmer der Wettspiele haben wir besondere Tarife.«

»Ich bin gleich wieder da.« Aya schob

Kaleb auf einen Berg Kissen zu und verließ den Stand. Sie las die Botschaft, die sie in ihrer Hand zerknüllt hatte: *Erledigt. E.*

Aya ließ den Zettel in ein Feuer fallen und sah sich um. Der Nachtmarkt wurde nur von flackernden Lichtern erhellt, die tanzende Schatten warfen. Doch Aya hatte genug Zeit hier verbracht, um zu wissen, wo sie nach den Stadstreichern suchen musste, die hier unterwegs waren. Keiner der üblichen Anwarter lauerte in der Nähe, aber ein Mädchen, das schon hin und wieder kleinere Aufträge für sie erledigt hatte, blickte zu

ihr auf. Es traf sich gut, dass die Kleine eine Streunerin war.

Aya winkte sie zu sich heran. »Kennst du Zevi?«

»Kalebs Zevi? Klar, er ist –«

»Finde ihn.« Aya zog eine Handvoll Taler hervor. »Und bring ihn zu mir. Sofort! Hol dir Hilfe, wenn nötig. Ich zahle einen guten Preis.«

Das Mädchen nickte und piffte im nächsten Moment eine bestimmte Tonfolge, worauf drei weitere Streuner aus der Dunkelheit auftauchten. Gemeinsam verschwanden die vier auf dem Markt. Nachdem dieses Problem gelöst war, kehrte Aya in den Stand

zurück. Lieber hätte sie die Taler gespart und selbst nach Zevi gesucht, aber Kaleb brauchte ihre Hilfe jetzt dringender. Sol durfte nicht mitbekommen, in welchem Zustand sich sein nächster Gegner befand. Deshalb sollte Kaleb ihm auf keinen Fall über den Weg laufen.

Als Kaleb Aya erblickte, sah er sie erleichtert an. Doch bevor er etwas sagen konnte, hatte sie dem Lusthändler bereits ein Zeichen gegeben. »Wir erwarten noch einen weiteren Streuner. Ansonsten möchten wir nicht gestört werden.«

»Wir haben verschiedene Angebote,

um den Besuch bei uns zu etwas ganz
Besonderem zu machen. Der Tarif für
Teilnehmer –«

»Deine Angebote interessieren mich
nicht. Ich möchte eine ruhige Ecke für
uns allein. Wenn der zweite Streuner
eintrifft, möchten wir sofort informiert
werden.« Aya nahm Kaleb an der Hand
und führte ihn durch einen Vorhang, auf
den der erstaunte Händler deutete.
Nachdem der Vorhang sich hinter ihnen
geschlossen hatte, ließ sie Kaleb los. Sie
nahm eine Handvoll Kreide-Salz-
Mischung aus einer Schüssel und zog
einen Kreis. »Wenn ich vorgehabt hätte,

Zevi zu töten, hätte ich das längst getan und nicht vor der Höhle auf dich gewartet.«

Kaleb schüttelte den Kopf. »Du würdest ihn ohne Skrupel umbringen, wenn es für dich von Vorteil wäre.«

Aya hätte Kaleb am liebsten geohrfeigt, aber er war nicht Belias. Kaleb zu schlagen war keine harmlose Angelegenheit und hätte weitreichende Folgen, die nicht in ihrem Sinne wären. »Ich hatte ohnehin auf dem Markt zu tun. Da habe ich Zevi im Auge behalten, damit Sol ihm nichts antut.«

Kaleb glaubte ihr offenbar, denn er nickte. »Bist du hergekommen, um Sol zu

töten?«

»Dann würden wir uns etwas entgehen lassen. Wenn du ihn trotz deiner schweren Verletzungen niederringst, wirst du unbesiegbar erscheinen.«

»Im Moment bezweifle ich, dass ich gewinnen kann«, gab er zu bedenken.

»Ich habe dir doch gesagt, dass ich eingreifen werde.« Aya öffnete einen Beutel und füllte ihn mit dem Kreidegemisch, das sie gerade benutzt hatte, um den Kreis zu versiegeln. »Ich werde dafür sorgen, dass du ihn besiegst.«

Kaleb öffnete den Mund, um etwas zu erwidern, doch in dem Moment begann

der Kreis um sie herum hellrot zu leuchten.

Aya schob ihren Stiefel über die Linie, als sich der Vorhang öffnete und Zevi erschien. Er wirkte angespannt. Der Lusthändler stand neben ihm und grinste so breit, dass Aya ihm gern ins Gesicht geschlagen hätte. Doch sie beherrschte sich und sah ihn nur herablassend an. »Schließ den Stand für den Rest der Nacht und errichte draußen einen Kreis.«

»Das kostet aber –«

»Habe ich nach dem Preis gefragt?«
Ohne ihn noch eines Blickes zu

würdigen, griff sie nach Zevis Hand und zog ihn zu sich. »Geh nach Hause oder amüsier dich noch ein bisschen auf dem Markt«, raunte sie dem Händler zu.

»Der Kreis wird versiegelt sein, bis der Nachtmarkt endet.« Der Händler verbeugte sich hastig und machte sich aus dem Staub.

Sobald er fort war, wandte sich Aya den beiden Streunern zu. »Ihr könnt mir vertrauen«, sagte sie.

Kaleb sah sie argwöhnisch an, aber Zevi zuckte nur mit den Schultern und kroch in einen geräumigen, mit Samt und Seide ausgelegten Korb, der an einem Querbalken hing. Er rollte sich darin

zusammen und betrachtete Aya. »Kaufst du unsere Liebesdienste?«

»Nein«, knurrte Kaleb.

»Das ist wahrscheinlich auch besser.« Zevi rutschte ein wenig hin und her, sodass der Korb leicht zu schaukeln begann. »Das Messer hat Kaleb ziemlich weit oben getroffen und ich bin mir gar nicht sicher, ob er überhaupt ... dazu fähig wäre.« Er hielt inne und sah seinen Rudelführer an. »Wenn sie uns kaufen würde, *könntest* du –«

»Zevi, halt den Mund«, fauchte Kaleb.

Aya schüttelte den Kopf. »Ich kaufe euch nicht, *keinen* von euch. Ihr seid hier, um euch auszuruhen. Dieser Ort ist

sicher, warm, bequem und sauber. Und es gibt etwas zu essen und zu trinken.«

»Was hast du vor?«, erkundigte sich Kaleb. »Du hast einen ganzen Luststand gemietet, damit wir alle schlafen können? Ich habe ein Zuhause und du auch. Kannst du mir das bitte erklären?«

Niemand in der Stadt wusste, was sie den beiden Streunern, die sie erwartungsvoll ansahen, jetzt anvertrauen würde. Dieses Geheimnis war der Grund, weshalb sie an den Kampfspielen teilnahm, weshalb sie Belias nicht heiraten und niemals Kinder bekommen wollte. Wenn sich Zevi und

Kaleb als unzuverlässig erwiesen, wäre das ihr sicherer Tod. Alle Entscheidungen der letzten beiden Jahre hatte sie nur getroffen, um das Geheimnis zu bewahren, das sie jetzt preisgeben musste.

Sie sah Kaleb an und fragte leise: »Sind wir Partner?«

»Wir haben einen Bluteid geschlossen«, sagte er und nickte.

Sie schob den Beutel mit der Kreide in ihre Tasche. »Ich zeige es euch nur ungern, aber ich sehe keinen anderen Weg.«

Mit diesen Worten trat Aya durch den Kreis hindurch, als existierte er gar

nicht. Er schwankte nicht einmal. Der Kreis war nach wie vor sicher verschlossen und stellte für Kaleb und Zevi eine undurchdringliche Wand dar. Aya betrachtete von außen die überraschten Gesichter der Streuner. Sie war erleichtert, dass sie weder angewidert noch panisch reagierten.

Als Aya in den Kreis zurücktrat, sprang Zevi aus dem Korb. »Daimonen können nicht ... du solltest nicht ...« Er wandte sich Kaleb zu. »Sie ist gar keine Daimonin«, stellte er ehrfürchtig fest.

Kaleb sagte kein Wort und rührte sich auch nicht vom Fleck. Er sah sie nur ausdruckslos an. Sie wandte den Blick

von ihm ab, während Zevi so nah wie möglich an sie heranrückte, ohne sie jedoch zu berühren. »Darf ich mal an dir riechen?«

»Nicht überall«, warnte Aya ihn.

Zumindest Zevi war es egal, was sie war. Er hielt seine Nase an ihren Hals und beschnüffelte sie am ganzen Körper – außer im Schritt und am Gesäß. Aya blieb still stehen und beobachtete Kaleb, der ihre Blicke erwiderte.

»Sie riecht gut«, verkündete Zevi.

»Deshalb ist es auch niemandem aufgefallen.« Kaleb erhob sich immer

noch nicht. »Dein Vater war nicht dein Erzeuger.«

Aya lächelte gezwungen. »Meine Mutter hat mich auch nicht geboren. Meine Eltern sind von der Maga, die mich zu ihnen gebracht hat, verzaubert worden, sodass sie mich für ihr eigenes Kind hielten. Die Wahrheit erfuhr ich erst, als ich alt genug war. Meine Eltern hatten keine Ahnung.«

»Aber wenn du heiraten würdest, könntest du es nicht mehr verbergen«, sagte Kaleb und sprach damit die Wahrheit aus, die sie Belias so gern anvertraut hätte.

Es tat weh, es mit so klaren Worten zu

hören. Immer wieder hatte sie überlegt, Belias einzuweihen. Doch wie viele Daimonen der herrschenden Kaste – ihre Eltern eingeschlossen – hasste er die Magi. Die Daimonen billigten nicht einmal Ehepartner aus einer anderen Kaste. Ein Bund außerhalb der eigenen Art war somit undenkbar. Aya zwang sich, so ruhig wie möglich zu klingen. »Ich bin sowieso nicht für die Ehe geschaffen. Ich weiß, wie gefährlich es wäre, wenn ich mich fortpflanzen würde. Ein Kind könnte nicht verbergen, was es ist. Und ich wäre nicht in der Lage, seine Zauberkraft zu unterdrücken, wie meine leibliche Mutter es bei mir

getan hat.«

»Deshalb hast du deinen Verlobten ermordet? Wusste er Bescheid?«

Zorn stieg in ihr auf und für einen Moment war sie versucht, auch Kaleb zu zeigen, wie schnell sie töten *konnte*. Stattdessen sagte sie: »Ich habe den *Kampf gewonnen* und nicht meinen *Verlobten ermordet*. Das ist ein feiner Unterschied.«

»Für Belias nicht.«

Ayaklärte ihn nicht darüber auf, dass er Unrecht hatte und Belias am Leben war. Es gab nur wenige, die ihr wichtiger waren als sie selbst, und

Belias gehörte dazu. Sie hätte ihn niemals töten können, obwohl sie wusste, dass es dumm und gefährlich war. *Er wird nicht fliehen. Er wird nicht zurückkommen und mich bloßstellen.* Sie war sich nicht sicher, ob irgendjemand auch nur ahnte, wie sehr sie Belias liebte. *Er* sicher nicht, und Kaleb ging es nichts an. Deshalb ging sie nicht weiter auf das Thema ein und schüttelte den Kopf. »Ich hätte Belias und viele andere töten können, ohne sie überhaupt zu berühren. Aber ich habe es nicht getan. Ich habe den Kampf auch nicht als Vorwand benutzt, um ihn umzubringen, und ich habe keinen

meiner Kämpfe durch Zauberkraft gewonnen. Mit einer Ausnahme habe ich unter denselben Voraussetzungen gekämpft wie jeder andere Daimon im Wettbewerb.«

»Ist das dein Plan? Willst du mich gesund zaubern?«, erkundigte sich Kaleb.

»Ja, aber um das zu tun, muss ich jemand anderem die Gesundheit rauben. Und du musst dich in einem Bannkreis befinden, damit ich den nächsten Schritt tun kann. Eigentlich wollte ich es in eurer Höhle erledigen, aber hier geht es auch. Ruht euch aus oder tut, was ihr wollt. Ich werde zurück sein, bevor der

Kreis sich wieder öffnet.«

Mit diesen Worten ließ Aya die beiden Streuner in dem Luststand zurück und machte sich auf den Weg, um die letzten Vorkehrungen für den Kampf gegen Sol zu treffen.

KAPITEL 18

ALS BELIAS AUFBLICKTE, RECHNETE er fest damit, die Maga zu sehen, die ihn in dem Bannkreis gefangen hielt. Stattdessen sah er seine frühere Verlobte. Aya war gekommen, um ihn zu holen.

»Beeil dich, bevor sie zurückkommt«, drängte Belias. »Ich habe keine Ahnung, wie du hergekommen bist ... oder wie ich hergekommen bin, aber ...« Seine Worte erstarben, als die Maga hinter

Aya in der Tür erschien. Sie hielt ein Tablett mit Tee und Sandwiches in den Händen.

»Ich gehe davon aus, dass du ... allein zurechtkommst. Ich habe etwas zu essen mitgebracht«, sagte die Maga.

»Danke«, antwortete Aya freundlich. Sie nahm das Tablett und blieb schweigend stehen, bis die Maga wieder gegangen war. Sobald sie allein waren, begann sie zu sprechen: »Versprichst du, mir nichts anzutun, wenn ich dir das Essen bringe? Sie hat gesagt, du isst nicht.«

»Und woher soll ich wissen, dass ich vor *dir* sicher bin?«

»Belias, ich schwöre es dir.«

Belias sah Aya misstrauisch an. Er hatte nicht vor, ihr etwas anzutun. Erst einmal musste er herausfinden, ob sie womöglich ebenfalls eine Gefangene war. Allerdings würde er nicht zulassen, dass sie den Kreis um ihn herum wieder errichtete, wenn sie ihn einmal aufgehoben hätte. Diese Gelegenheit würde er nutzen, um zu fliehen. Gleichzeitig überkam ihn ein schlechtes Gewissen, sie allein zurückzulassen. Er trat an den Rand des Kreises. »Sitzt du hier auch fest?«, fragte er.

»Nein«, gab sie zu. »Ich bin gekommen, um nach dir zu sehen.«

»Du wusstest, dass ich hier bin?« Er hatte geglaubt, sie hätte bereits genug Verrat an ihm begangen, indem sie ihn vergiftet hatte. Doch nun bekannte sie sich auch noch dazu, in alles eingeweiht gewesen zu sein. Er verstand die Welt nicht mehr. »Du hast es die ganze Zeit gewusst und erst jetzt ... warum?«

Ihre Finger umschlossen das Tablett noch fester. »Schwörst du, Belias, mir keinen Schaden zuzufügen und mich nicht zu überwältigen?«

»Ich schwöre es.« Er wartete, ob sie noch einen Fluchtversuch oder Ähnliches erwähnen würde, doch sie

sagte nichts mehr. Er hatte sich bereits gründlich umgesehen, doch abgesehen von einem Messer auf dem Schreibtisch der Maga nichts entdeckt, was ihm noch als Waffe dienen konnte.

Aber anstatt den Kreis aufzuheben, trat Aya einfach durch ihn hindurch, als gäbe es die Barriere gar nicht. Was er in ihrem Blick sah, hatte er noch nicht oft bei ihr wahrgenommen: *Angst*. Er trat einen Schritt zurück und im nächsten Moment wich der ängstliche Gesichtsausdruck ihrer sonst üblichen unleserlichen Miene. Sie stellte das Tablett auf den Boden und verließ den Kreis so mühelos, wie sie ihn betreten

hatte.

Belias drückte prüfend mit der Hand gegen die unsichtbare Wand. »Du bist durch einen geschlossenen Kreis getreten. Du bist ...« Ihm versagte die Stimme. Er konnte die grauenvolle Wahrheit nicht aussprechen.

»Eine Maga«, beendete sie den Satz für ihn. »Ja, Belias, ich bin eine Maga.«

Als sich die Puzzleteile zusammenfügten, schüttelte es ihn. Sie hatte ihn nicht vergiftet, sondern an eine Maga verkauft. *Sie* war eine Maga. Belias sank zu Boden. Er war gefangen in einem Bannkreis, in den *Aya* ihn geschickt hatte. Er starrte sie an. »Ich

wollte mein Leben mit dir verbringen.
Ich war bereit, dir alles zu geben.
Deinetwegen habe ich an den
Kampfspielen teilgenommen und
getötet.«

»Ich weiß.« Während sie das sagte,
zeigte sie keinerlei Gefühlsregung.
Ruhig und aufrecht stand sie da. Die
Arme hingen locker herab und es hätte
ihn nicht gewundert, wenn sie eine
Waffe in der Hand gehabt hätte. Die
Szene erinnerte ihn an ihre Kämpfe
während des gemeinsamen Trainings.
Der Unterschied war, dass er sich dieses
Mal nicht wehren konnte.

Er blickte zu ihr auf – zu der Maga, die er zu lieben geglaubt hatte. Er konnte nicht begreifen, dass er sich so in ihr geirrt hatte. »Du hast mir *alles* genommen.«

»Dein Leben habe ich dir gelassen.«
Sie deutete auf das Tablett neben ihm.
»Bitte iss, sonst wirst du krank.«

»Spielt das denn eine Rolle? Du hast bestimmt nicht vor, mich in die Stadt zurückkehren zu lassen. Mein Leben ist vorbei, auch wenn du mich nicht getötet hast.«

»Diese Welt ist nicht so schlecht, wie du glaubst, Belias. Evelyn sagt –«

»Raus!« Er schlug mit den Fäusten

gegen den Kreis. »Ich will dich nicht mehr sehen!«

Obwohl sie nichts so schnell aus der Ruhe brachte, zuckte Aya zusammen. »Ich konnte dich nicht töten«, wisperte sie, doch er reagierte nicht darauf. Mit etwas festerer Stimme fuhr sie fort: »Dabei würde ich fast alles tun, um meine Zukunft zu sichern. Aber wenn ich mich schwängern lasse, kommt heraus, was ich bin.«

»Und deine Lösung für dieses Problem war, mir *meine* Zukunft zu nehmen?«

»Du hast mir kaum eine andere Wahl gelassen«, erwiderte sie. »Du hast die

Schiedsrichter bestochen, um gegen mich kämpfen zu können, Belias. Das *weiß* ich, weil ich sie auch bestechen wollte, nur um das Gegenteil zu erreichen. Ich wollte nicht gegen dich antreten. Und nun saß ich in der Falle. Ich konnte den Kampf nicht absagen, aber ich konnte dich auch nicht töten. Deshalb habe ich dich von Evelyn hierherzaubern lassen.«

Ihre Augen blitzten jetzt golden, was er noch nie zuvor bei ihr gesehen hatte. Sie ließ eine Art Maske fallen. Nachdem er jahrelang versucht hatte, sie dazu zu bringen, sich zu öffnen, sich ihm anzuvertrauen, hatte sie sich nun von sich aus dazu entschieden.

»Tu mir das nicht an, Aya«, flehte er.
»Wir schmieden gemeinsam einen Plan.«
»Das hat sie nicht zu entscheiden«,
erklang Evelyns Stimme von hinten.

Belias blickte über die Schulter und sah die Maga im Türrahmen lehnen und sie beobachten. Instinktiv stellte er sich vor Aya, sodass er wie ein Schild zwischen den beiden Magi stand. Doch schon im nächsten Moment kam er sich wie ein Idiot vor. Aya konnte sich viel besser gegen Evelyn verteidigen, als es ihm je möglich wäre.

Evelyn ging an dem Bannkreis vorbei zu ihrem Schreibtisch. Vor Aya verlangsamte sie den Schritt und reichte

ihr ein Säckchen. »Das wird die Sache regeln.«

»Danke.« Aya nahm das Säckchen entgegen. Dann trat sie an den Kreis heran und hob die freie Hand, als wollte sie Belias berühren, doch sie hielt inne. »Zum ersten Mal fürchte ich mich davor, dich zu berühren. Ich habe dir gut zugehört, Belias. Ich weiß, was du über die Magi denkst.«

»Hättest du unsere Verlobung auch aufgelöst, wenn du keine Maga wärst? War das der einzige Grund?«

Sie schüttelte den Kopf. »Ich glaube nicht. Ich will keine Kinder. Ich

will ...«

»Macht«, beendete Evelyn den Satz für sie. Sie saß mit gefalteten Händen an ihrem Schreibtisch, als würde sie beten. Sie wirkte genauso streng wie an all den anderen Tagen, seit er hier gefangen war. Doch nachdem sie Aya und Belias eine Weile beobachtet hatte, schien sie sich ein wenig zu entspannen. »Aya möchte die Welt nach ihrem Willen gestalten. Das ist eine logische Folge ihrer wahren Natur. Einige Magi sind entschlossener als andere, aber der Drang, etwas zu verändern, ist immer da. Deshalb gibt es den Magusrat. Wir können nicht einfach zusehen, wie Dinge

in Unordnung geraten, wenn wir fähig, kräftig und wissend genug sind, solche Fehlritte zu korrigieren.«

Belias beobachtete Aya, während die Maga redete. Sie widersprach Evelyn nicht. Die Daimonin, die er geliebt hatte, gab es in Wirklichkeit gar nicht. Aya hatte die Rolle nur gespielt, um ihr wahres Ich zu verbergen.

Wie hätte ich ahnen können, dass ich eine Maga liebe?

»Es wäre mir lieber gewesen, wenn du mich getötet hättest«, sagte er leise.

Evelyns Seufzen war die einzige Reaktion auf seine bitteren Worte. »Es reicht, Aya. Deine Audienz ist beendet.

Ich will jetzt allein sein.« Sie hob die Hand, als würde sie ein Insekt verscheuchen, und der Kreis wurde augenblicklich schalldicht. Belias konnte nur noch den eigenen Atem hören. Dann wurde es außerhalb des Kreises auch noch dunkel und seine Welt schrumpfte auf die wenigen Meter, die ihn umgaben.

Aya hatte sich Belias' Ärger bewusst nicht entziehen wollen. Sie verstand ihn nur zu gut. Immerhin hatte sie das alles nur getan, um nicht selbst getötet oder in eine ausweglose Lage zu geraten. Nur aus diesem Grund hatte sie Belias einem ähnlichen Schicksal ausgeliefert. Hätte

sie ihn heiraten und ihr Geheimnis trotzdem für sich behalten können, hätte sie es getan. Die Liebe zu ihm hätte sie beinahe dazu gebracht, ihren größten Wunsch, der Stadt zu helfen, aufzugeben. Wie gern hätte sie darauf gehofft, dass er *vielleicht* doch mehr als nur eine Maga in ihr sehen könnte – aber die Hoffnung allein war nicht genug.

Sie hatte sogar darüber nachgedacht, das Wagnis einzugehen und ein Kind zu bekommen – natürlich nur, wenn sie auch in der Lage gewesen wäre, dessen Zauberkraft zu unterdrücken. Aya hatte Evelyn angefleht, es ihr beizubringen, doch sie hatte sich geweigert. In diesem

Moment war ihr endgültig klar geworden, dass es ihr nicht bestimmt war, Mutter zu sein. Die Gefahr für sie und das Kind wäre zu groß. Deshalb hatte sie beschlossen, dass auch Belias niemals erfahren sollte, dass sie eine Maga war. Sie hatte ihre Verlobung mit ihm gelöst und sich für Marchosias' Kampfspiele angemeldet.

Sie hatte nur nicht damit gerechnet, dass Belias ebenfalls teilnehmen würde.

»Was machst du gerade?«, fragte sie, als sie den Trainingsraum betrat. Noch während sie sprach, warf sie das erste Messer, aber er hatte nichts anderes

erwartet. Er trug eine schwere Leder-Ketten-Weste, um Brust und Bauch zu schützen. Seine Arme waren nackt, aber alle wichtigen Körperteile waren bedeckt. Nur das Gesicht nicht. Sie warf das zweite Messer und er ging zu Boden.

»Ganz offensichtlich muss ich deinen Launen ausweichen, Vögelchen.« Belias hob Ayas Messer auf und warf es nach ihr.

Grimmig nahm sie Reißaus, doch die Klinge traf sie am Oberarm. Der Schnitt brannte und blutete, aber die Wunde war nicht tief und würde sie nicht außer Gefecht setzen. Lächelnd

blickte sie auf den aufgerissenen, blutigen Ärmel. »Du zielst jedes Mal schlechter.«

Er schnaubte. »Glaube ich nicht. Ich habe jetzt nur eine andere Einstellung dazu, dich zu verletzen.«

Aya bückte sich nach dem Messer. »Ich habe nicht damit gerechnet, dass du auch bei den Kampfspielen mitmachst.«

»Soll ich meine Teilnahme zurückziehen?«

Aya richtete sich auf. »Ja.«

Belias lächelte.

Wie oft hatte dieses Lächeln dazu geführt, dass sie sich die ganze Nacht

ineinander verloren hatten, nun aber blieb sie wachsam.

Belias hielt Ayas zweites Messer locker in der Hand. »Ich bin bereit, meine Teilnahme zurückzuziehen, wenn du es auch tust.«

»Ich kann nicht«, sagte sie leise. »Ich will eine Zukunft, Bel. Ich will Dinge verändern, etwas bewirken –«

»Das kannst du auch, ohne zu töten.« Er stand jetzt direkt vor ihr. Langsam hob er die Hand und strich ihr über die Wange. »Wir können darüber reden, was für jeden von uns wichtig ist. Nur du und ich.«

*»Ich kann nicht dein werden«,
wiederholte sie. »Ich will mehr.«*

»Mehr als mich?«

*»Das hat nichts mit dir zu tun,
Belias.« Sie widerstand nicht länger
und küsste ihn. Er war ihre einzige
Schwäche. Als sie sich von ihm löste,
sagte sie: »Du weißt, dass ich dich
liebe. Wenn ich jemanden heiraten
würde, wärst du es. Aber ich werde
nicht heiraten, niemals.«*

Aya wischte sich die albernsten Tränen
fort, die ihr bei der Erinnerung an diese
Szene gekommen waren. Danach hatten
sie nur noch wenig Zeit miteinander

verbracht. Je mehr sie gekämpft und getötet hatten, desto weniger redeten sie miteinander. Belias verspürte kein Bedürfnis, sein Können in öffentlichen Kämpfen zur Schau zu stellen, und wurde folglich immer zorniger, je bekannter sie für ihre Gnadenlosigkeit wurde.

Als sie nach dem ersten Kampf, den sie beinahe verloren hätte, nach Hause zurückkehrte, wartete er dort bereits auf sie. Er hatte sich eigenständig Zugang zu ihrer Wohnung verschafft und stand nun wütend vor ihr. »Wo ist die Daimonin, die ich seit Ewigkeiten

kenne, Aya?«

»Sie steht vor dir.« Sie griff nach einem Lappen und begann sich das Blut abzuwischen. »Ich bin immer noch da.«

Belias schnappte sich den Lappen und tupfte ihr Gesicht ab. Blut tropfte ihr ins Auge. »Hör auf damit, Aya. Über kurz oder lang wird dich einer von ihnen töten. Wenn der Streuner dich mit seinen Klauen nur ein kleines Stück tiefer erwischt hätte –«

»Hat er aber nicht.« Aya wandte Belias den Rücken zu und ließ ihn nicht mehr an sich heran. Sie war so wütend, dass es ihr nicht einmal gelang, die Schnallen an ihren Stiefeln zu öffnen.

»Vielleicht bin ich ja auch gut. Vielleicht gewinne ich die Kampfspiele sogar. Bist du auf diese Idee überhaupt schon mal gekommen?«

Behutsam legte er eine Hand auf ihre Schulter und zog sie zu sich herum. »Schon, aber nicht so oft, wie mich die Angst packt, dass einer von ihnen mehr Glück hat als du ... Ich halte das nicht aus.«

Für einen Moment war Aya kurz davor, ihm zu beichten, was sie antrieb, aber Belias hasste die Magi mehr als die meisten anderen Daimonen, weil er ihnen die Schuld am Tod seines Vaters gab. Sie schloss die Augen. Sie hatte

gewusst, dass dieser Moment kommen würde. Noch vor ihrer ersten gemeinsamen Nacht hatte sie gewusst, dass er nicht für immer in ihrem Leben bleiben würde. Diese Gewissheit machte es allerdings nicht weniger schmerzhaft.

Sie streckte die Hand aus. »Mein Schlüssel.«

»Es ist also aus? Die Kampfspiele sind dir wichtiger als ich? Wichtiger als eine gemeinsame Zukunft?« Belias drückte seine Finger in ihre Schulter.

»Die Zukunft, die du dir vorstellst, werden wir nie haben.« Aya sah ihn

ruhig an. »Ich werde nie Kinder bekommen.«

»Aya«, flüsterte er, »wir können aus dem Wettkampf aussteigen. Wir gehören bereits zu den Mächtigen und du hast bewiesen, dass du kämpfen kannst.«

»Sag mir, dass du mich immer als gleichgestellt betrachten wirst. Sag mir, dass du meine Entscheidung, keinen Nachwuchs zu bekommen, akzeptieren wirst und mich nicht in irgendeiner Weise unter Druck setzt, damit ich meine Meinung ändere. Wir könnten heimlich das Baby eines Stadtstreichers aufnehmen, aber ich

kann kein Kind austragen. Wenn du mir das schwörst, Belias, bin ich dein. Dann können wir für immer zusammen sein.«

Belias beugte sich vor und küsste sie zärtlich. Sie spürte einen leisen Hoffnungsschimmer, doch dann trat er zurück, zog ihren Schlüssel aus der Tasche und reichte ihn ihr. »Ich kann auch nicht aus meiner Haut. Ich bin, wer ich bin. Ich muss eine Frau aus der herrschenden Kaste heiraten und ich muss einen Erben haben. Wenn du mir diesen Wunsch nicht erfüllen willst, können wir nicht zusammenbleiben.«

»Die Traditionen sind dir also

wichtiger als ich«, stellte sie fest und versuchte nicht verbittert zu klingen.

»Wir hätten eine Zukunft – eine gute Zukunft. Wir könnten ein Kindermädchen einstellen, aber ich brauche einen Nachkommen aus meinem Fleisch und Blut.« Belias schüttelte den Kopf. »Ich kann warten, aber nicht für immer auf einen Erben verzichten.«

Aya fragte sich, ob Belias sich wohl an dieses Gespräch erinnerte. Oft hatte sie davon geträumt, dass sie einen Kompromiss fänden, doch der Traum war geplatzt. Auch der letzte Funken

Hoffnung war verflogen, als er ihr aus dem Bannkreis entgegenstarrte, in den sie ihn geschickt hatte.

Sie hatte deutlich den Zorn in Belias' Augen aufblitzen sehen, nachdem Evelyn den Kreis schalldicht gezaubert hatte – Beweis genug, dass er sie nicht länger hören konnte. *Als gäbe es einen Grund, an Evelyns Fähigkeiten zu zweifeln.* Aya war bislang nur wenigen begegnet, die ihr so viel Angst einflößten wie Evelyn. Wenn es in beiden Welten jemanden gab, der es mit Marchosias aufnehmen konnte, dann war sie es.

»Hältst du es für klug, in die Welt der Daimonen zurückzukehren, Aya?«

Abermals faltete Evelyn die Hände.
»Wenn der Zauber nicht wirkt, bist du entblößt.«

»Ich habe ein Abkommen mit jemandem.« Aya zwang sich, nicht zu Belias zu schauen, der in dem Kreis auf und ab lief wie ein eingesperrtes Tier. Sie hatte sich so vor dem Moment gefürchtet, in dem er herausfinden würde, was sie wirklich war. Gleichzeitig wusste sie, dass sie nie diejenige hätte sein können, die er sich wünschte. Daimonen und Magi zeugten keine gemeinsamen Kinder. In der Stadt wurde sogar behauptet, dass dies gar nicht möglich sei. Doch Aya war der

lebende Gegenbeweis.

Evelyns Stimme holte sie in die Wirklichkeit zurück. »Du solltest in der Menschenwelt bleiben und eine Position in Stoneleigh-Ross übernehmen.«

»Nein!« Aya gehörte nicht hierher. Die Regeln in dieser Welt ergaben für sie keinen Sinn und sie ging nicht davon aus, dass die Magi ihre Daimonenseite offener aufnehmen würden als die Daimonen ihre Magusseite. Sie sah Evelyn an. Bei der Maga, die in dieser Welt herrschte, konnte sie sich nicht sicherer fühlen als bei dem Daimonen, der die Stadt regierte. Der Unterschied

war nur, dass sie wusste, wie die Stadt tickte, dass sie dort Macht, einen Status und – hoffentlich – auch eine Zukunft hatte. »Niemals!«

»Nicht einmal, wenn du dann mit deinem Daimonen zusammen sein könntest?«, hakte Evelyn nach.

Aya schüttelte den Kopf. »Belias weiß jetzt, was ich bin. Du hättest seinen Blick sehen sollen ...«

»Sag ihm doch, dass du nur eine halbe Maga bist.«

Aya setzte ein ebenso kühles Lächeln auf wie Evelyn. »Die Daimonen sind davon überzeugt, dass sie sich mit den Magi nicht fortpflanzen können. Alles,

was ich dem entgegensetzen habe, ist deine Behauptung, mein Vater sei ein Daimon gewesen.«

»Und deine Klauen«, ergänzte Evelyn trocken. »Die Magi haben keine zweite Erscheinungsform.«

Aya zuckte mit den Schultern. Sie wusste genau, dass sie ein Mischling war, hatte aber nie mehr über ihren Vater erfahren. *Wer war er?* Seit sie wusste, dass sie nicht bei ihren leiblichen Eltern aufgewachsen war, ließ diese Frage sie nicht mehr los. Doch Evelyn war nicht sehr auskunftsfreudig. Sie hatte Aya nur verraten, dass ihr Erzeuger nichts von

der Existenz einer Tochter wusste ... und dass er eine so unangenehme Person sei, dass es für alle besser wäre, wenn es auch so blieb.

»Ich habe ein Recht darauf, zu erfahren, wer mein Vater ist«, sagte Aya.

»Nein, hast du nicht. Dafür ist er viel zu unbedeutend.« Evelyn ging um den Schreibtisch herum und blieb dicht neben Aya stehen. Von einem Zeichen der Zuneigung konnte man dabei noch nicht sprechen, aber Aya würde ohnehin misstrauisch werden, wenn Evelyn plötzlich Gefühle zeigte, die auch nur im Entferntesten als *mütterlich* ausgelegt

werden könnten.

Keine der beiden Magi sagte etwas. Sie standen nebeneinander und beobachteten eine Weile, wie Belias murrend den Kreis abschritt. Ihm waren jetzt Klauen gewachsen, mit denen er die Wände abtastete, als könnte er einen Spalt finden, um sie einzureißen.

»Sollte er nicht zur Zusammenarbeit bereit sein, werde ich ihn töten müssen«, erinnerte Evelyn ihre Tochter. »Wenn du hierbleibst, lasse er sich vielleicht schneller überzeugen. Er empfindet sehr viel für dich. Ich hätte nicht gedacht, dass ein Daimon zu so starken Gefühlen fähig ist.«

Darauf hatte Aya keine auch nur annähernd freundliche Antwort. Sie wusste, wie sehr Belias sie geliebt hatte. Aber sie würde auch seine Blicke nie vergessen, als sie das Messer in seinen Bauch gebohrt hatte oder als ihm klar wurde, dass sie für seine Gefangenschaft verantwortlich war. Die bittere Erkenntnis, dass sie eine Magi war, musste ihn jedoch am schlimmsten getroffen haben.

»Ich frage mich eher, ob die Magi echte Zuneigung empfinden können«, stichelte Aya. »Vielleicht sollte ich meinen Daimonenvater fragen, ob *er* sich um mich kümmern kann ...«

Sie war bereits an der Tür, als Evelyn sagte: »Kann er nicht. Dein Belias mag anders sein, aber deinem Vater sind Gefühle völlig fremd. Und manchmal ähnelst du ihm mehr, als ich es für möglich gehalten hätte.«

»Kein Wunder, wenn du mich allein in der Stadt zurücklässt«, antwortete Aya, ohne zu zögern.

Sie zischte leise ein paar Worte und die Tür öffnete sich. Damit bewies sie einmal mehr, dass sie auch in der Welt ihrer Mutter ihren Willen durchsetzen konnte.

Als Mischling stand sie zwischen den

Welten, doch das bedeutete nicht, dass sie *schwächer* war. Und es konnte nicht schaden, die Vorsitzende des Magusrats daran zu erinnern.

KAPITEL 19

DIE TÜR DES BÜROS schloss sich hinter Aya, ohne dass Evelyn einen Finger krümmen musste. Das war ihr Revier und hier ihren Willen durchzusetzen, war so leicht wie Atmen. Dennoch war es bemerkenswert gewesen, wie ihre Tochter die Tür geöffnet hatte. Das musste sie zugeben. Auch einfache Magie war im Machtbereich eines anderen Magus nur schwer anzuwenden – und im Büro der

Vorsitzenden des Magusrats war so etwas nicht nur nahezu unmöglich, sondern auch provozierend.

Gut gemacht, Kleine. Evelyn erlaubte sich ein kurzes Lächeln. Ayas Grausamkeit war eine der wenigen Eigenschaften, die sie mit ihrem Vater gemein hatte. Eine weitere sehr nützliche Eigenschaft war natürlich, dass sie ihre Erscheinungsform ändern konnte. Der Zauber, mit dem Evelyn die Gene ihrer heranwachsenden Tochter während der entscheidenden Monate vor der Geburt manipuliert hatte, hätte sie beide fast umgebracht. Doch hier waren sie nun: lebendig und erfolgreich.

Dieser Sieg war die Anstrengung wert gewesen – auch die vorherigen Fehlversuche. Die Geburt war der letzte Akt auf Evelyns Weg an die Spitze gewesen. Nur eine einzige weitere Schwangerschaft hatte ein Kind hervorgebracht, doch es war von Anfang an so schwach gewesen, dass es starb, bevor es laufen gelernt hatte. Evelyns einziger Erfolg war Aya.

Evelyn blieb vor dem Kreis stehen. Die Augen des Daimonen blitzen angriffslustig, auch wenn er sie nicht sehen konnte. Er verhielt sich nicht gerade so, als hätte er es verdient, am Leben zu bleiben. Allerdings könnte sie

ihn durchaus sinnvoll einsetzen. Mehr Verbündete unter den mächtigen Daimonen wären für den Magusrat von großem Vorteil.

Evelyn hob den Schall- und Sichtzauber auf. »Aya will offenbar, dass du weiterlebst«, sagte sie.

Der Daimon hob den Kopf und starrte Evelyn an. »Was spielt das für eine Rolle?«

»Na ja, meine Tochter bittet selten um etwas für sich selbst«, antwortete sie schulterzuckend. »Um ein Haustier hat sie jedenfalls noch nie gebettelt. Aber dich will sie offenbar behalten.«

»Deine Tochter?« Der Daimon erschrak, doch hätte der Kreis nicht vibriert, wäre ihr das nicht aufgefallen. Seine Miene verriet nicht, wie sehr sie ihn gedemütigt hatte. Er folgte ihr nur mit Blicken, doch das taten die meisten eingesperrten Tiere. »Ich bin kein Haustier.«

»Dann eben ein *Familiar*.« Evelyn machte eine abschätzige Handbewegung. »Für Kreaturen wie dich gibt es alle möglichen Verwendungen. Dein Blut kann ich zum Beispiel für bestimmte Zauber gut gebrauchen. Ich könnte viele nützliche Substanzen aus dir herausziehen. Seit unserer Vertreibung

aus der Stadt bedarf es einiger Tricks, um an diese Stoffe heranzukommen, aber jetzt habe ich ja dich und kann mich bedienen.«

»Das sind also meine Möglichkeiten? Du schlachtest mich ab oder ich werde Ayas Haustier?« Belias grinste spöttisch.

»Ja.« Evelyn hätte nicht so lange überlebt, wenn sie davor zurückgeschreckt wäre, sich die Hände schmutzig zu machen. Töten fiel ihr leichter, als Zuneigung zu zeigen. Doch in diesem Fall hoffte sie, den Daimonen nicht umbringen zu müssen. Denn leider

lag ihrem Kind etwas an ihm. Den Ärger, den sie mit seinem Tod heraufbeschwören würde, wollte sie sich gern ersparen. »Wenn du lieber sterben möchtest, als ihr Familiar zu sein, werde ich dich umbringen. Im Gegensatz zu Aya habe ich keine Schwäche für Daimonentiere.«

»Ich bin mir nicht sicher, ob sie eine Schwäche für –«

Evelyn atmete hörbar ein und entzog damit dem Inneren des Kreises einen Großteil des Sauerstoffs. Sie beobachtete, wie Belias gegen die plötzliche Atemnot ankämpfte und verzweifelt versuchte, sich nicht an die

Kehle zu greifen. So plötzlich, wie sie ihm die Luft zum Atmen geraubt hatte, erlöste sie ihn wieder. »Sie mag dich, das wissen wir beide.«

Belias antwortete nicht. Evelyn war sich nicht sicher, ob er noch nach Atem rang oder bereits gelernt hatte, dass es sinnlos war, sich mit ihr anzulegen. Daimonen brauchten eine harte Hand. Die meisten von ihnen verendeten, bevor sie ihr wirklich nützlich werden konnten. Doch dieser Daimon musste am Leben bleiben. Die Schwierigkeit bestand darin, dass ihre Tochter genauso gnadenlos und zielgerichtet handelte wie sie selbst. Es wäre besser, ihr mit Belias

einen starken Familiar an die Seite zu stellen, als ihn zu töten und sie damit zu erzürnen. Doch dazu brauchte Evelyn seine Zustimmung.

Sie hob den Kreis auf, was zu diesem Zeitpunkt reine Formsache war. Würde er versuchen zu fliehen, könnte sie ihn sofort zurückhalten. Er hatte fast nichts gegessen und wäre viel zu schwach, um sie zu überwältigen. Der Wille allein würde nicht ausreichen. Sie ballte die Hand zur Faust und Belias begann augenblicklich zu würgen. Er hatte das Gefühl, sie würde ihm die Luft abdrücken. Er sank zu Boden, ließ sie

jedoch nicht aus den Augen.

»Ich wüsste auch noch eine andere Verwendung für dich, Belias. Es gibt Magi, die mir überaus dankbar wären, wenn ich dich als Versuchsobjekt zur Verfügung stelle.«

Als seine Augenlider zu flattern begannen, lockerte sie die Faust. Ohnmächtig würde er sie nicht hören können und sie müsste alles wiederholen, wenn er wieder bei Bewusstsein war.

Sie wartete, bis es ihm ein wenig besser ging, und fuhr fort: »Einige meiner Kollegen beschäftigen sich mit der Physiologie von Daimonen. Ich bin

mir sicher, dass der ein oder andere dich für ein neues Experiment gut gebrauchen könnte.« Als der Daimon versuchte aufzustehen, seufzte sie. Dieses Mal streckte sie die flache Hand aus, um ihn zu bremsen. Sofort hielt er inne.

»Mir wäre es natürlich lieber, die Wissenschaftler aus dem Spiel zu lassen.« Evelyn drückte die Handfläche nach vorn, bis Belias auf dem Rücken lag. Dann trat sie näher und starrte auf ihn hinab. »Sie müssen nicht unbedingt von Ayas Schwäche für deine Art erfahren. Das schickt sich nicht. Meine Lösung ist wirklich die sauberste.«

Selbst flach auf den Boden gedrückt,

starrte der Daimon noch böse zu ihr auf. Er schlug sich ziemlich wacker. Natürlich nützte ihm das nichts, aber sie musste seine Bemühungen anerkennen. Für bestimmte Zauber könnte Aya einen Familiar gebrauchen, der Magie speicherte, und Belias würde sich wunderbar dafür eignen. Er war jung und durchtrainiert, kräftig und widerstandsfähig. In ihm wären die Zauber gut verwahrt. Evelyn erklärte ihm ihre Überlegungen und fügte noch hinzu: »Offenbar hast du auch noch andere Fähigkeiten, sonst hätte sie dich nicht so zärtlich angesehen. Das

Schicksal meint es eindeutig besser mit dir als mit den anderen Daimonen, die hier festsäßen.«

Schließlich fragte Belias mit überraschend fester Stimme: »Wie lauten die Bedingungen?«

KAPITEL 20

NACH EINIGEN ÜBERRASCHEND ERHOLSAMEN Stunden wachte Kaleb auf. Zevi war gerade dabei, Aya zu begrüßen. Die Maga sagte jedoch nichts weiter als: »Ihr könnt gehen. Ich habe getan, was getan werden musste.«

Sie sah erschöpft aus wie nach einem Kampf, doch Kaleb stellte ungerne Fragen, die emotionale Geständnisse zur Folge haben könnten. Aya ging mit Informationen zum Glück von sich aus

diskret um. Nur Zevis ausgesprochen gute Laune war bemerkenswert, aber da er ohnehin jedes Geheimnis von selbst ausplauderte, brauchte sich Kaleb nicht weiter darum zu kümmern.

Zevi ging auf Aya zu und vergrub kurz seinen Kopf an ihrer Schulter. Er hatte den Hang, Gefühle auszuleben, die Kaleb gar nicht erst entwickeln wollte. Aya wirkte überraschend erfreut und lächelte Zevi kurz an. Dann verschwand sie jedoch.

Der Kreis war aufgehoben und die beiden Daimonen befanden sich allein im hinteren Bereich des Luststands. Kaleb fühlte sich seltsamerweise völlig

entspannt. Er war nur nicht sicher, ob die Befreiung aus dem Kreis dafür verantwortlich war oder ob Aya sie vorher verzaubert hatte.

»Traust du ihr?«, fragte Zevi.

Kaleb streckte sich. Er hatte immer noch leichte Schmerzen, aber bis zum Kampf blieben ihm noch einige Stunden. Der Heilungsprozess brauchte eben Zeit. »Vielleicht.« Er lächelte Zevi an, doch dessen mürrisches Gesicht machte deutlich, dass Kaleb seinen Rudelgenossen immer noch nicht überzeugend anlügen konnte. Deshalb fügte er hinzu: »Ich habe kaum eine andere Wahl, Zevi. Ich muss heute

kämpfen oder offiziell aufgeben. Wenn ich aufgebe ...«

»Wir könnten sie bitten, uns zu beschützen«, schlug Zevi vor.

»Darum kannst du sie bitten, wenn ich tot bin.«

»Wir könnten die Stadt verlassen.« Zevi verrenkte sich, bis er sich in einer vollkommen unbequemen Position befand. »Ich weiß, dass du nicht im Unzählbaren Land leben willst, aber was ist mit der Menschenwelt? Wenn Aya tatsächlich so gut zaubern kann, wette ich, dass sie auch ein Tor dorthin für uns öffnen könnte.«

»Ich kämpfe heute, Zevi«, sagte Kaleb.
»Ich kann nicht aufgeben.«

»Ich weiß.« Zevi griff nach seiner Tasche, holte die rote Maske daraus hervor und setzte sie sich auf. »Ein Daimon kann sich nur eine andere Maske aufsetzen.«

»Wahrscheinlich ... oder er kann ganz aufhören sie zu tragen.« Kaleb öffnete den Vorhang, nahm sich eine Frucht aus der Kristallschale auf dem Tresen und trat auf den Basar der Seelen hinaus. Die Stände wurden gerade geöffnet und die beiden Streuner ernteten vielsagende Blicke, als sie bei Tagesanbruch das Lustviertel verließen. Niemand würde

ihnen glauben, dass Zevi und er weder bewusstseinsverändernde Drogen zu sich genommen noch Sex gehabt hatten – insbesondere da Zevi seine Maske inzwischen auf die Stirn geschoben hatte wie einen Hut.

Kaleb sah seinen Rudelgenossen missbilligend an, der betont unschuldig zurückschaute.

»Das war eben nicht wörtlich gemeint«, erklärte Kaleb.

»Ich schäme mich nicht für das, was ich getan habe, um zu überleben«, erwiderte Zevi in seiner gewohnt direkten Art. Dann grinste er und zuckte

mit den Schultern. »Und es ist auch mit Maske kein Geheimnis, wer ich bin, wenn du neben mir gehst. Inzwischen wird sich sogar herumgesprochen haben, dass wir beide mit Aya dort drin waren. Sollen sie doch glauben, dass wir es getan haben. Ist doch witzig.«

Kaleb nickte. *Hat sie uns übers Ohr gehauen?* Er konnte nicht erkennen, welchen Vorteil das für sie hätte. Wahrscheinlich wollte sie vor allem das Gerücht in die Welt setzen, dass sie Verbündete waren. Solange niemand von ihrer Zauberei wusste, würde auch niemand dahinterkommen, was sie p l a n t e n . *Irreführung und die*

Gerüchteküche anheizen. Er kam sich plötzlich blöd vor, weil ihm nicht aufgefallen war, wie schlau sie alles eingefädelt hatte. Aber letztendlich zählte nur eins: Wenn Aya ihr Versprechen nicht hielt, würde Kaleb heute sterben.

Ein paar Stunden später drängten sich bereits zahlreiche Zuschauer um den Kampfiring. Sie krachten in die hölzernen Barrikaden, die rundherum aufgestellt worden waren, und überrannten die Sitze, bis sie fast umkippten.

Kaleb war der rangniedrigere Kämpfer, der sich verbeugen musste,

doch er war nicht bereit, unterwürfig zu seinem letzten Kampf anzutreten. Das kaum wahrnehmbare Kopfnicken, mit dem er Sol begrüßte, entsprach seiner Haltung, dass Streuner nicht genug geachtet wurden, und seinem Status innerhalb der Spiele.

Sol presste die Lippen zusammen, sagte aber nichts.

Schweigend griffen beide nach dem Pulver in dem Eimer und schlossen den Kreis. Sol gab sich als Favorit dieses entscheidenden Kampfes, und auch die Zuschauer gingen davon aus, dass er gewann. Schließlich wusste jeder, wie schwer Kaleb von Nic verwundet

worden war.

Kaleb spürte ein seltsames Kribbeln auf der Haut, als der Kreis versiegelt wurde. Diese Reaktion war ihm vollkommen neu, obwohl er bereits Dutzende Male in einem Kampfring gestanden hatte – genau wie Sol. Doch Sols überraschtem Gesichtsausdruck zufolge erging es ihm ähnlich.

Im nächsten Augenblick hatte der Kampf begonnen. Sol trat Kaleb gegen das Bein, doch Kalebs Faust schnellte bereits an die Kehle des Gegners. Da Sol kein Streuner war, musste Kaleb weder Klauen noch Zähne fürchten. Mitglieder der herrschenden Kaste

machten fast nie Gebrauch von ihrer zweiten Erscheinungsform. Belias bildete eine Ausnahme, aber selbst er verwandelte sich im Vergleich zu Streunern nur selten. Sol würde höchstens seine Krallen zeigen, mehr nicht.

Sols zweiter Schlag verfehlte sein Ziel, lenkte Kaleb aber ab, sodass er dem Knie, das Sol nur Sekunden später in seinen Oberschenkel rammte, nicht rechtzeitig ausweichen konnte. Offenbar war das der Plan: Sol hatte es auf Kalebs Schwachstellen abgesehen. Das war Hinterhofniveau! Gegen jemanden

aus seiner eigenen Kaste hätte Sol niemals auf diese Art gekämpft.

Aber ich bin für ihn weniger wert.

Sie testeten sich gegenseitig aus, warteten ab, versuchten Stärken einzuschätzen. Dass Sol sofort auf Kalebs verletztes Bein losgegangen war, bewies, dass er Kalebs Kampf gegen Nic gesehen oder zumindest in Erfahrung gebracht hatte, wo Kaleb am schwersten getroffen worden war. Die Verletzungen, die Zevi so gut wie möglich zu heilen oder wenigstens zu verbergen versucht hatte, waren noch deutlich spürbar. Kaleb fürchtete bereits, dass es dumm gewesen war, sich auf Ayas

Versprechungen zu verlassen.

Ungewöhnlich viele Späherinnen wollten dem Geschehen beiwohnen, wurden aber sofort durch den Zauber abgewehrt, der den Kampfring umgab. Ihr Drang, so nah wie möglich am Kreis zu sein, führte dazu, dass sie im hohen Bogen auf den Basar geschleudert wurden. Dieses Mal war Kaleb froh, dass der Ring ihm Sicherheit bot. Er war in keiner guten Verfassung für den Kampf und der Energieschub, den Aya versprochen hatte, war bislang ausgeblieben.

Hatte sie gelogen?

Sol schlug jetzt mit den Fäusten auf

die Rippen seines Gegners ein, und Kaleb sah keine andere Möglichkeit, als seine Erscheinungsform zu ändern, obwohl die Verwandlung Kraft kostete und ihn kopflos machte.

»Töte ihn! Bring ihn um!«, grölten die Zuschauer von außerhalb des Kreises in einem Rhythmus, der Kalebs hämmerndem Herzschlag entsprach. »Zähne! Klauen! Töte ihn!«

Sol wusste, dass es härter war, gegen jemanden zu kämpfen, der Zähne und Klauen einsetzte. Er musste sich bewaffnen. Rasch griff er nach einem langen Stab mit einem Dreizack, den

Kaleb noch nie zuvor gesehen hatte.

»Zähne! Klauen! Bring ihn um!«

Sie feuerten *ihn* an, nicht Sol. Das blutige Gefecht, bei dem er Nic zur Strecke gebracht hatte, war offenbar nach ihrem Geschmack gewesen. Sie wollten mehr davon sehen.

Sol holte mit der langen Stichwaffe aus und versuchte Kaleb's Bein mit dem Dreizack aufzuspießen. Die Spitzen drückten in Kaleb's Haut und rissen das Fleisch auf. Die Schnitte brannten, aber in seiner tierischen Erscheinungsform nahm er Verletzungen kaum wahr. *Schmerz* bedeutete nur eins: Angriff. Wenn sich die obere Kaste ein wenig

mehr mit Streunern beschäftigen würde, könnte sie viel besser mit ihnen umgehen – und viel erfolgreicher gegen sie kämpfen. Wieder rauschte der Dreizack auf Kaleb zu, verfehlte ihn aber.

Töte.

Jegliche Vernunft wurde von einer unglaublich kraftvollen Welle des Zorns fortgespült. Die Verletzungen, die ihn in seiner anderen Erscheinungsform geschwächt hatten, waren überhaupt nicht mehr spürbar. Kaleb stürzte sich auf Sol und bewegte sich dabei schneller als in seinen besten Zeiten.

Als sich seine Zähne in Sols Unterarm

gruben, riss sein Gegner vor Schreck die Augen weit auf und ließ den Dreizack los, der Kaleb im Fallen nur noch streifte.

Der Angriff hatte Sol so überrascht, dass er zu Boden ging und rückwärts robbend zu fliehen versuchte. Selbst junge Daimonen wussten, dass man im Kampf mit einem verwandelten Streuner niemals am Boden bleiben durfte. Als Vierbeiner war Kaleb jetzt eindeutig im Vorteil. Und diesen Vorteil ließ er sich nicht entgehen. Er bohrte die Zähne noch fester in Sols Arm, der mit der freien Hand so kräftig zurückschlug, wie es

ihm aus seiner Position möglich war. Immer wieder rammte er seine Faust in das Gesicht des Gegners.

Kalebs Maul füllte sich mit Sols und seinem eigenen Blut. Er löste den Kiefer vom Arm des Gegners, um sich dessen Kehle vorzunehmen. Doch Sol nutzte die Gelegenheit, um sich wegzurollen und aufzuspringen. Kaleb biss ins Leere.

Während der Streuner den blutenden Daimonen durch den Ring jagte, spürte er endlich den ersehnten Energieschub.

Obwohl Sol stolperte, gelang es ihm, zwei kurze Messer zu ziehen. Er wirbelte herum, griff Kaleb jedoch nicht an. Allein das zeigte, in welche Richtung

sich der Kampf entwickelte. Normalerweise war Sol ein aggressiver Typ, der nicht aufzuhalten war.

Kaleb schoss vor, um abermals zuzubeißen, wurde aber mit einem Tritt in die Seite zurückgestoßen. Sols Fuß hatte genau eine der verletzten Stellen getroffen. Kaleb zuckte instinktiv zurück, merkte dann aber, dass die Wunde nicht mehr schmerzte. Auch sein Bein schien wieder in Ordnung zu sein. Mit jedem Moment fühlte er sich besser. *Ayas Zauberkraft*. Je schwächer Sol wurde, desto stärker wurde Kaleb. Selbst mit seinem tierischen Verstand wurde ihm klar, dass die heilende Energie, die Aya

ihm versprochen hatte, von Sol kam. Die Maga hatte dafür gesorgt, dass Kaleb die Kraft, die er brauchte, aus seinem Gegner herausaugte.

Immer wieder ging Kaleb auf seinen zunehmend hilflosen Rivalen los. Sol blutete an mehreren Stellen. Auch Kaleb erlitt neue Blessuren, doch bei ihm ließ der Schmerz jedes Mal fast augenblicklich nach. Selbst die schlimmsten Verletzungen, die Sol ihm zugefügt hatte, heilten bereits. Mit einem unheimlichen Kribbeln wuchs das Fleisch sofort wieder zusammen. Es war angenehmer als die Schmerzmittel, die

Zevi ihm sonst nach Kämpfen verabreichte, und erst recht angenehmer als die Narkosen, die er im Laufe der Jahre regelmäßig über sich hatte ergehen lassen müssen. Obwohl er hin und wieder von Sol getroffen wurde, hatte Kaleb das Gefühl, noch stundenlang weitermachen zu können. Endlos wollte er auf dieser Kraftwelle reiten, das Gefühl von strotzender Gesundheit, das ihn durchströmte, niemals abebben lassen.

Also verpasste er seinem Gegner unzählige kleine Wunden, anstatt kurzen Prozess zu machen, was für einen Streuner eher untypisch war. *Mit seinem*

Tod versiegt der Energieschub.

Sol hieb unterdessen mit dem Messer auf ihn ein und Kaleb ließ es geschehen, um zu spüren, wie sich sein Körper selbst heilte. Er blieb reglos stehen, sah Sol an und wartete, dass die Klinge ein weiteres Mal in sein Fleisch schnitt. Sein Fell war vom Blut verklebt und er konnte die nächste Kraftspritze kaum erwarten.

Sol war geschwächt, aber noch nicht dem Tode geweiht. Er murmelte etwas vor sich hin, doch in seiner derzeitigen Erscheinungsform konnte Kaleb ihn nicht verstehen. Sein Gegenüber senkte den Kopf. Sols Bewegungen waren träge und

Kaleb wusste, dass er ihn nur noch ein einziges Mal mit den Klauen an der richtigen Stelle zu treffen brauchte, um dem Kampf ein Ende zu bereiten. *Noch nicht.* Er sprang vor und bot dem Rivalen seine Flanke förmlich an, doch Sol blickte nur langsam auf und starrte ihn aus glasigen Augen an.

Kaleb knurrte.

Abermals murmelte Sol etwas und bewegte sich stolpernd auf seinen Gegner zu. Dabei hielt er den Kopf gesenkt, um seine Kehle zu verbergen. Er bat um Gnade.

Kaleb trat zurück. Er konnte Sol nicht

dazu bringen, seine Klinge noch einmal zu erheben, aber er wollte auch nicht, dass der Daimon starb. Zischend warf er sich gegen den Kreis, was beiden einen heftigen Schlag versetzte. Während die Energie in Kaleb hineinrauschte, wurde sie Sol entzogen. Er stürzte der Länge nach zu Boden. Kaleb trat zu ihm und stieß leicht gegen seine Hand, mit der er noch das Messer umklammert hielt. Als Sol nicht reagierte, stieß Kaleb ihn fester mit der Schnauze an.

Darauf begannen Sols Lippen ein Wort zu formen. Kaleb musste unbedingt wissen, was er zu sagen hatte, und gab seine tierische Erscheinungsform auf.

Sobald er wieder verwandelt war, hockte er sich neben ihn.

»Ich gebe auf«, flüsterte Sol immer wieder. »Gnade, Streuner.«

Kaleb richtete den Oberkörper auf und starrte auf Sol hinab. *Streuner?* Sol hatte nicht einmal im Angesicht der Niederlage genug Respekt, um ihn beim Namen zu nennen. *Wenn er am Leben bleibt, kann ich weiter Energie aus ihm herausaugen.* Kaleb sah über den am Boden liegenden Kämpfer hinweg und erblickte Aya, die sie beobachtete. Ihr Gesicht war ausdruckslos, aber Kaleb erkannte, dass ihre Lippen das Wort formten, das Sol gerade benutzt hatte:

Gnade.

Durch Kalebs Körper strömte so viel Energie, dass er sich beherrschen musste, nicht mit einem großen Satz aufzuspringen. Sein Blick wanderte über die größtenteils unmaskierte Menge und blieb dann wieder bei Aya hängen. Ohne sie aus den Augen zu lassen, rief er den versammelten Schiedsrichtern zu: »Abbrechen! Ich bin fertig. Sol gibt auf und ich nehme an. Mehr will ich nicht von ihm.«

Buhrufe ertönten, weil er Sols Bitte nachgekommen war, doch das war Kaleb egal. Er wollte Sol nicht noch

mehr quälen. Er hatte das dringende Bedürfnis, den Kampf, die Menge und das Grauen, das er angerichtet hatte, möglichst schnell hinter sich zu lassen.

Der Kreis wurde aufgehoben und Aya nickte ihm zu. Augenblicklich war die Verbindung zwischen ihm und Sol durchtrennt. Kaleb schwankte, weil die Kraftzufuhr nachließ – und war dankbar dafür. Wenn die Zuschauer erkannten, wie wenig verletzt er war, würden sie misstrauisch werden. Es war überraschend genug, dass er den Kampf gewonnen hatte. Zu gewinnen, ohne erschöpft zu sein oder irgendwelche Blessuren davongetragen zu haben, wäre

verdächtig. Nur wegen seines blutverschmierten Körpers merkte niemand, dass die Wunden aus dem Kampf schon größtenteils verheilt waren.

Ohne den schützenden Kreis gab es für die Menge kein Halten mehr. Wildfremde Daimonen fassten ihn an und hatten bald das Blut beider Kämpfer an den Fingern. Später wurden Stofffetzen, die mit diesem Blut befleckt waren, auf dem Markt verkauft.

»Hierher«, rief eine Zuschauerin und versuchte angestrengt, auf sich aufmerksam zu machen. Mit ausgestreckter Hand und gespreizten

Fingern schob sie sich durch die Menge.

»Ich versorge deine Wunden, Kaleb.«

»Nein hier entlang«, rief eine Späherin.

»Ich überbiete jedes Angebot«, verkündete eine Daimonin mit blauer Maske. Sie hielt ein Schild in der Hand, auf dem eine Summe stand, die Kaleb früher sofort angenommen hätte – obwohl er sich jedes Mal schlecht gefühlt hatte, wenn der Hunger ihn zwang, sich zu prostituieren.

Offenbar war ihm anzusehen, was ihm durch den Kopf ging, denn die maskierte Daimonin hob ein weiteres Schild in die

Höhe, mit dem sie das Angebot verdoppelte. Kaleb öffnete den Mund, um an Ort und Stelle und vor allen Leuten mit ihr zu verhandeln. Er war ein Streuner, ein Tier niedersten Ranges, ein Daimon, der es gewohnt war, sich benutzen zu lassen, solange das Geld stimmte. Selbst wenn er die Kampfspiele gewann, würde sich nichts daran ändern, was er war. *Warum sollte er es leugnen?* Hätte er einen besseren Charakter, hätte er sich auch geweigert, Sol hinterhältig Energie zu entziehen. Stattdessen hatte er den anderen Daimonen gequält, um diese Macht so lange wie möglich auszukosten. Aya war

grausam, weil sie die Sache in die Wege geleitet hatte. Aber er hatte sich daran ergötzt und war damit kein Stück besser als sie.

»Nenn deine Bedingungen«, forderte Kaleb die Frau auf.

»Nein«, murmelte Zevi. Er hatte sich durch die aufgeregte Menge gezwängt und stand jetzt direkt vor Kaleb.

»Davon könnten wir mehrere Monate leben«, zischte Kaleb leise zurück.

»Du hast also gekämpft und getötet, damit dein Wert als Hure steigt?«

Kaleb sah Zevi an.

»Lass dich nicht von deinen Schuldgefühlen benebeln.« Zevi schob

einen neugierigen Zuschauer fort, knurrte und ließ die Zähne hörbar zusammenschnappen. »Du hast ihn am Leben gelassen. Obwohl du verwandelt warst, hast du dich gnädig gezeigt.«

Die Daimonin mit dem Schild stand jetzt ebenfalls vor Kaleb. »Eine Nacht. Und du kannst deinen ... *ihn* auch mitbringen, wenn du willst.« Sie zeigte auf Zevi. »Ich zahle für ihn auch extra.«

Zevi wandte ihr den Rücken zu. »Wir gehen jetzt. Du hast die Regeln aufgestellt, Kaleb. Tu's nicht.«

Kaleb zögerte kurz. »Nein«, sagte er dann zu der Frau und ließ sich von Zevi

fortführen. »Ich wollte nicht aufhören. Ich habe nicht aus Edelmut so gehandelt, ich war nur gierig nach dieser Ener—«

»Ich weiß«, unterbrach ihn Zevi. »Aber sonst weiß niemand davon. Nur du und ich ... und *sie*.«

In diesem Moment entdeckte Kaleb Aya, die im Gedränge stand und ihn beobachtete. Er erschauerte. Es gab gute Gründe, warum sich die Magi in der Stadt nicht frei bewegen durften. Für die Hochstimmung, die ihn im Kampf ergriffen hatte, musste er nun mit einem Fall in ein sehr tiefes Loch büßen. In den siebzehn Jahren seines Lebens hatte er viele Dinge getan, die er lieber

vergessen würde, doch er hatte sie getan, um zu überleben oder um Zevi zu beschützen. Er hatte andere zum Krüppel gemacht, er hatte getötet und seinen Körper verkauft. Aber er war nicht ein einziges Mal nur zum Spaß gewalttätig geworden.

Bis heute.

Bis er Aya kennengelernt hatte.

KAPITEL 21

NACHDEM ZEVI KALEB FORTGEFÜHRT hatte, sah Aya mit vielen anderen Zuschauern zu, wie Sol von einem Diener seiner Familie abgeholt wurde. Daimonen aus der herrschenden Kaste, die an den Kampfspielen teilnahmen, konnten ihr Leben normal weiterführen, auch wenn sie aufgegeben hatten. Wenn Aya nicht dieses Geheimnis hätte und keine Frau wäre, hätte auch sie diese Möglichkeit

gehabt. Die Daimonen der Stadt ahnten nicht einmal, in welcher ausweglosen Lage sie sich stattdessen befand.

Sie fühlte sich nirgends dazugehörig. Von den Streunern trennte sie ihr hoher Rang, doch wegen ihres Drangs nach Unabhängigkeit hatte sie es auch in ihrer eigenen Kaste schwer. Sie war weder ganz oben noch ganz unten zu Hause und auch in den Kasten dazwischen war sie nicht willkommen.

Während Sol an ihr vorbeigeführt wurde, hielt er den Blick gesenkt, aber sie wusste, dass seine Demut schwinden würde, genau wie die Blessuren.

Insgesamt war der Kampf gut

verlaufen. Allerdings hatte Kaleb einen Teil von sich selbst erlebt, der ihm missfiel – und er gab ihr die Schuld daran.

»Haage hat den Streuner angeheuert, um Marchosias' Kind zu töten«, flüsterte eine Späherin.

Aya wandte den Kopf, aber die Frau entfernte sich bereits. Sie ging auf drei Daimonen mit schwarzer Maske zu, die schweigend ein wenig abseits standen. Als die Späherin bei ihnen ankam, drehten die Daimonen sich um, und einer von ihnen nickte Aya zu.

Die verlorene Tochter war das Kind einer Späherin. So viel wusste Aya, aber

bislang hatte niemand das Mädchen aufgespürt. Bis zu Marchosias' Ankündigung hatten viele Daimonen es für tot gehalten. Doch Aya hatte erfahren, dass das Mädchen von den Magi fortgezaubert worden war. Die meisten Daimonen hatten keine Verbindungen zum Magusrat. Aya hatte zwar diesen Kontakt, aber auch sie wusste nicht mehr. Evelyn war sehr wortkarg gewesen, als Aya sich danach erkundigt hatte. Die Magi beschützten ihre eigenen Leute. Aya war zwar theoretisch eine von ihnen, aber sie war genauso eine Daimonin.

Vielleicht sogar mehr Daimonin.

Sie ließ den Blick über das Gedränge auf dem Basar schweifen und hatte plötzlich das Gefühl, von einem der drei schwarz Maskierten angestarrt zu werden. Er – oder *sie* – nickte abermals und bedeutete ihr mit einer leichten Kopfbewegung zu folgen.

»Na toll«, murmelte sie. »Ich folge einem maskierten Assassinen. Großartige Idee.«

Die unangenehme Wahrheit war, dass die Schwarzmaskierten zwar nicht besonders gut organisiert waren, aber oft unter Haages Einfluss standen. Haage war nicht nur der Bruder des

Herrschers, sondern auch einer der erfolgreichsten Assassinen der Stadt. Und er hatte viele – im Notfall erzwungene – Gefolgsleute. So sehr Aya auch mit Marchosias haderte, vor ihm als Herrscher hatte sie großen Respekt. Im Vergleich zu Haage handelte Marchosias konstruktiv und zukunftsorientiert. Haage hingegen hatte mehrfach versucht, seinen Bruder zu stürzen, wenn auch ohne Erfolg. Stadstreicher, Streuner und Daimonen aus den mittleren Kasten nutzte er jedoch nach wie vor hemmungslos aus. Nur die Mächtigen waren bisher von ihm

verschont geblieben, doch es war nur eine Frage der Zeit, bis sich auch das ändern würde. Im Moment begnügte er sich damit, die Magi umzubringen, die mit den hochgeborenen Daimonen in Verbindung standen. Die Köpfe dieser Magi hatte man auf Pfählen aufgespießt am Rand der Stadt gefunden. Der Rest ihrer Körper war angeblich im Unzählbaren Land entsorgt oder einfach verbrannt worden. Auf Marchosias' Geheiß hatte die Stadt viele Schritte in Richtung Zivilisation unternommen, umso grausamer war Haages gnadenloses Vorgehen. Aya ahnte, dass die Brüder im Grunde beide Betrüger

und Barbaren waren, aber sie wusste auch, dass die Stadt noch gefährlicher werden würde, wenn Haage an die Macht käme – und dass dann die letzten Magi restlos ausgemerzt würden.

Es gab nicht viele Daimonen, denen sie lieber nicht allein begegnen würde. Ihr Status und ihre verborgenen Fähigkeiten brachten es mit sich, dass sie mit fast jedem Problem fertig wurde. Haage allerdings war ein Daimon, dessen Aufmerksamkeit sie lieber nicht erregte. Im direkten Kampf hätte sie keine Chance gegen ihn und mit Magie würde sie ihn nicht töten können, ohne sich zu verraten. Wenn diese Assassinen

für ihn arbeiteten, war sie in Schwierigkeiten. Wenn sie nicht für ihn arbeiteten, allerdings auch. Mit einem von ihnen mitzugehen bedeutete, Haage zu verärgern oder gegen ihren Willen in seine Machenschaften hineingezogen zu werden. In beiden Fällen würde sie nicht lange überleben.

Wie nett, dass du mich vor deinen Streunerkollegen gewarnt hast, Kaleb.

So unauffällig wie möglich folgte sie dem Assassinen über den Basar. Immer wieder verlor sie die schlichte schwarze Maske aus den Augen. Dann blieb sie vor den Angeboten der Händler stehen

und betrachtete die Waren oder schaute sich Tanzvorführungen an, bis sie von dem Schwarzmaskierten mit dezenter Geste zum Weitergehen aufgefordert wurde. Nach einem verworrenen Weg durch das bunte Markttreiben ließ ihr unbekannter Führer den Basar schließlich hinter sich und lief durch die Straßenschluchten stadtauswärts weiter. Dämonen aus allen Kasten waren hier unterwegs. Einige standen zusammen und unterhielten sich, andere eilten nach Hause, zur Arbeit oder zu irgendeiner Freizeitbeschäftigung.

Die ganze Zeit wartete Aya darauf, dass der Schwarzmaskierte in

irgendeinem Hauseingang verschwinden würde, doch er blieb nicht mehr stehen, bis er den Rand der Stadt erreicht hatte. Seltsam knorrige Bäume wucherten zwischen Ruinen, die schon lange verlassen waren. Tiere streiften durch das Unterholz. Sie waren nicht zu sehen, nur ihr Kreischen war zu hören. Dutzende von Marchosias' besten Kämpfern bewachten im Schutz der üppigen Bäume die Grenze.

Zum Glück schien der Fremde Aya nicht in das Unzählbare Land hineinführen zu wollen – oder besser gesagt: *die Fremde*. Erst als sie nebeneinanderstanden, erkannte Aya

trotz der Maske, dass sie einer weiblichen Person gefolgt war. Vor ihnen lag der gewaltige, in alle Richtungen wuchernde Wald, hinter ihnen der überfüllte, in Kasten unterteilte Moloch der Stadt. Und im Zentrum pulsierte der Basar der Seelen, ein buntes Treiben maskierter Lust und Gewalt, das man von hier aus nicht sehen konnte. Korruption gab es überall in der Stadt, aber immerhin herrschte durch die Kasten eine gewisse Ordnung, die im Unzählbaren Land vollkommen fehlte. Wer dort hauste, hielt sich an keine Gesetze. Es wurde gegessen, was

man erlegte oder stahl.

»Wenn es nach Haage ginge, wäre unsere ganze Welt so.« Die Daimonin starrte in die Wildnis hinaus. »Du bist dort draußen gewesen. Hältst du das Leben dort für besser?«

Aya hatte nicht vor, sich über ihre Ausflüge ins Unzähmbare Land auszulassen. Das ging niemanden etwas an. Die Narben, die sie sich dort geholt hatte, waren die einzigen, die sie sich hatte entfernen lassen. Wenn bekannt würde, wozu sie dort draußen in der Lage war, könnte sie auch gleich verkünden, dass sie mächtiger als alle Magi war, die sich in der Stadt aufhalten

durften.

Und ich wäre am nächsten Morgen tot.

Aya reagierte nicht auf die Frage der Daimonin, sondern wartete ab, bis diese weitersprach.

»Marchosias versucht die Grenze jedes Jahr weiter nach hinten zu drängen. Er will sein Volk beschützen. Er ist nicht frei von Fehlern, aber er arbeitet hart, um ein guter Herrscher zu sein.«
Aya erkannte die rot und blau umrandeten Augen einer Späherin, als die Frau sie kurz ansah, bevor sie fortfuhr: »Ich habe viele Gründe ihn zu hassen, aber er ist besser als die

Alternativen.«

Der monotone Tonfall verriet Aya, was die Späherin verschwie: Sie kannte Marchosias persönlich.

»Sein letzter Sprössling war das Kind einer Späherin«, sagte Aya so kühl wie möglich.

Aya konnte es hinter der Maske zwar nicht sehen, aber sie war sich sicher, dass die Späherin lächelte, denn ihre Stimme klang amüsiert. »Ich bin nicht die Mutter des Mädchens, falls du darauf anspielst.«

Es raschelte im Dickicht und Aya erschrak. Entweder näherte sich ein Tier

oder ein Soldat. Ein Knurren machte schnell deutlich, dass es kein Soldat war.

»Sollen wir –«

»Gehen«, beendete die Späherin den Satz und hatte sich bereits in Bewegung gesetzt, als eine Art Rind auf sie zu galoppierte. Geistesgegenwärtig zog die Späherin eine Axt unter ihren Gewändern hervor. Bevor Aya ihr zu Hilfe eilen konnte, hatte sie die Waffe in den Nacken des Tieres gerammt. Wutschnaubend sank es zu Boden. »Hier draußen«, sagte die Späherin und schwenkte die blutverschmierte Axt durch die Luft, »muss man mit allem

rechnen.«

Aya traute ihren Augen kaum, als im nächsten Moment eine ganze Gruppe Späherinnen aus demselben Dickicht auftauchte und das Tier fortzog. Sie wollte nur noch weg von hier. In diesem Teil der Stadt hatte sie nichts verloren. Aya wich zurück. »Warum hast du mich hergebracht?«

»Damit du siehst, warum Marchosias deine Hilfe braucht«, antwortete die Späherin.

Aya erschauerte. »Ich weiß nicht, wie du auf den Gedanken kommst, dass ich –«

»Wir wissen es«, fiel ihr die Späherin

ins Wort.

Nur durch diesen kurzen Satz flöbte sie Aya plötzlich mehr Angst ein als die Kreaturen, die sich im Unzählbaren Land verbargen. Die Worte waren grauenvoller als der Gedanke an Tod oder Verlust oder jeder noch so schreckliche Albtraum. Aya zwang sich, so ruhig wie möglich zu bleiben. »Ich bin mir nicht sicher, was du zu wissen glaubst.«

»Evelyn«, sagte die Späherin. »Wir wissen, was Evelyn getan hat. Wir wissen, wer du bist.«

Aya hatte ein Messer gezogen und trat

noch einen Schritt zurück, bis die Späherin zwischen ihr und dem Unzählbaren Land stand. Damit riskierte sie zwar, dass die maskierte Frau im Dickicht verschwand, aber das wäre nicht so schlimm, wie hinterrücks von irgendeiner Bestie angegriffen zu werden.

»Wir plaudern Geheimnisse nicht ohne Grund aus. Und wir haben kein Interesse daran, dich zu verraten.« Die Späherin reagierte weder auf Ayas Körperhaltung noch auf ihre Waffe. »Hilf Marchosias und du wirst dir selbst helfen.«

Zwei weitere Späherinnen erschienen. Sie trugen keine Masken und

positionierten sich links und rechts neben ihrer verhüllten Gefährtin.

»Der Streuner weiß, wo eine der verlorenen Töchter ist«, begann die Frau auf der linken Seite. »Wir haben sie zusammen gesehen.«

»*Töchter?*«, wiederholte Aya.

»Frag den Streuner«, sagte die Späherin, die sie hergeführt hatte.

»Evelyn kann man nicht vertrauen«, fügte die dritte hinzu. »Hilf Marchosias.«

»Aber wie?«

»Sag ihm, wer deine Mutter ist.«

Ohne ein weiteres Wort drehten sich die Späherinnen um und verschwanden

im Unzählbaren Land. Offenbar hatten sie alles gesagt.

Eine Weile lauschte Aya den Geräuschen der Kreaturen, die die Wildnis bevölkerten. Weder Daimonen noch Späherinnen oder gar Assassinen waren zu sehen. Das Gespräch hätte ebenso gut an einem Verkaufsstand auf dem Basar der Seelen stattfinden können, doch dort hätten die Späherinnen nicht demonstrieren können, dass sie sich auch in der wilden Natur außerhalb d e r Stadt zu behaupten wussten. Außerdem wäre Aya nicht unbeobachtet geblieben.

Leider ergaben die Ratschläge der Späherinnen keinen Sinn. Warum sollte sie Marchosias verraten, wer ihre Mutter war? Das wäre Selbstmord. Während sie sich auf den Rückweg in das Getümmel der Stadt machte, behielt sie ihr Messer in der Hand. Es gab mehr Geheimnisse, als sie für möglich gehalten hätte. Im Moment wusste sie nur, dass sie Kaleb dazu bringen musste, sein Geheimniss zu lüften. Erst danach konnte sie sich Gedanken über Marchosias machen. *Und über die verlorene Tochter ... beziehungsweise die Töchter.*

KAPITEL 22

ALS KALEB AN DIESEM Abend bei Mallory ankam, wurde er von ihrem Stiefvater begrüßt. Auf der Straße fiel Adam Rothesay nicht besonders auf. Er war etwas über einen Meter achtzig groß, schlank und trug schlichte Kleidung. Auch sein Gesicht war nicht sehr einprägsam. Er war – zugegeben – attraktiv, wirkte aber in keiner Hinsicht außergewöhnlich. Dennoch war Kaleb sofort unbehaglich zumute.

»Mallory hat keine Zeit«, sagte Adam. Er trat aus dem Haus und zog die Tür hinter sich zu. »Aber wir zwei sollten uns mal unterhalten.«

Das freundliche Lächeln des Mannes beunruhigte Kaleb nur noch mehr. Dieses Lächeln war nicht echt, es versprach Ärger. *Vielleicht überreagiere ich.* Das Leben in der Stadt machte misstrauisch. Aber er war nicht in der Stadt. Er stand an einem friedlichen Ort vor einem friedlichen Haus in der Menschenwelt.

Bevor Adam noch etwas sagen konnte, öffnete sich die Tür und Mallory erschien. Ungläubig starrte sie die

beiden an. »Dad? *Kaleb*?« Sie lächelte ihm zu. »Hi!«

Adam drehte sich zu ihr um. »Ich wollte gerade mit ihm reden. Du solltest –«

»Wenn ihr etwas zu besprechen habt, will ich es auch hören.« Mallory lehnte sich an den Türrahmen.

Adam war deutlich anzusehen, dass ihm Mallorys Verhalten missfiel. Doch dann murmelte er leise etwas vor sich hin, was Kaleb nicht verstehen konnte, und im nächsten Moment bedeutete er ihnen, ins Haus zu gehen.

Sobald sie die Schwelle übertreten

hatten, ging Adam an Kaleb vorbei und schickte Mallory zu dem alten braunen Sofa im Wohnzimmer. Sie sah erschöpft aus und ein bitterer Geruch umgab sie, den Kaleb noch nie an ihr wahrgenommen hatte. Es roch nach Magie.

Ist er ein Magus?

Kaleb musterte Adam. Die verräterischen blau-goldenen Augen hatte er nicht. Doch es gab Ausnahmen unter den Magi, auch wenn sie äußerst selten vorkamen. Auch Aya hatte keine typischen Magusaugen.

Als Adam erneut sein falsches Lächeln aufsetzte, wurde Kaleb noch unwohler.

Adam wirkte wie jemand, der es gewohnt war zu verbergen, was er wirklich dachte.

Kaleb blieb im Flur vor dem Wohnzimmer stehen und beobachtete den Mann misstrauisch. Sich auf einen Kampf mit einem Magus einzulassen, war riskant. Allerdings sagte ihm sein Selbstschutzzinstinkt, dass sich eine Auseinandersetzung womöglich nicht vermeiden ließ. Hier lief gerade irgendetwas schief.

Adam sagte: »Ich brauche eine Decke und noch ein paar andere Dinge. Vielleicht könntest du mit mir –«

»Das kann ich doch machen«,

unterbrach Mallory ihn.

»Nein, du legst dich hin und ruhst dich aus.« Adam lächelte sie an und dieses Mal sah es aufrichtig aus. Er beugte sich zu ihr hinab und küsste sie aufs Haar. »Während wir die Sachen holen, werde ich mich mit Kaleb unterhalten.«

Mallory öffnete den Mund, als wenn sie noch etwas sagen wollte, doch von einer Sekunde auf die nächste wirkte sie seltsam entspannt. Sie sah ihren Vater an, lächelte zärtlich zurück und murmelte nur: »Ist gut.«

Adam bedeutete Kaleb, durch den Flur voraus nach oben zu gehen. Kaleb

gehorchte und sah sich dabei wachsam um.

Das Haus war klein und für menschliche Maßstäbe bescheiden eingerichtet. Einige Kartons waren noch nicht ausgepackt, die Möbel sahen normal und unauffällig aus. Im oberen Stockwerk gingen drei Zimmer von einem kleinen Flur ab. Eine Tür war geschlossen. Die nächste stand offen und gab den Blick auf ein Bett, eine Kommode und eine Truhe frei – mehr nicht. Alles war praktisch und schlicht. Die dritte Tür führte eindeutig in Mallorys Zimmer. Auf einer dunklen Anrichte stand eine Vase mit frischen

Blumen. Daneben lagen ein iPod und ein Stapel Bücher. Flauschige Hausschuhe schauten unter dem Bett hervor und dicke Kissen türmten sich am Kopfende. Bislang war das der einzige Raum, der so wirkte, als würde wirklich jemand darin leben. Kaleb wünschte, er hätte ein wenig Zeit, um zu sehen, was sie las oder welche Musik sie hörte. Ihr Leben war vollkommen anders als seins und er wollte sie gern besser verstehen.

Doch Adam schob ihn in das schlicht eingerichtete Schlafzimmer und zeigte auf eine Patchworkdecke, die gefaltet am Fußende des ordentlich gemachten Betts lag. »Nimm die dort.«

»Gern«, antwortete Kaleb – und sackte beim Betreten des Raumes in sich zusammen. Er musste sich große Mühe geben, um nicht auf den Fußboden zu kotzen.

»Daimonen haben bei meiner Tochter nichts zu suchen, Kaleb.« Adam kniete sich neben ihn. Seine Magusaugen leuchteten jetzt unübersehbar.

»Du *bist* ein Magus.«

»Ja, und Mallory ist meine rechtmäßige Tochter.«

Kaleb versuchte aufzustehen, doch es gelang ihm nicht. »Sie weiß nicht, dass sie eine Dai-«

»Nein, für mich zählt nur, dass sie *meine Tochter* ist.« Adam flüsterte etwas in der seltsamen Sprache der Magi und versetzte dem leidenden Kaleb damit einen weiteren qualvollen Stich.

Während sich Kaleb vor Schmerzen krümmte, griff Adam lässig nach der Decke, als hätte er nichts mit dem Leiden des Daimonen zu tun. »Wir gehen jetzt runter und du sagst Mallory, dass du dich nicht gut fühlst. Dann verlässt du unser Haus. Ich werde ihr nicht sagen, was du bist, und ich werde dir vor ihren Augen auch nichts tun. Dafür hältst du die Klappe und erzählst ihr nichts. Außerdem lässt du sie von jetzt an in

Ruhe. Hast du das verstanden?«

»Und wenn ich es nicht tue?« Kaleb blickte auf.

»Ich töte Daimonen seit Jahrhunderten«, erwiderte Adam, bevor er abermals unverständliche Worte murmelte, die Kalebs Qualen noch erhöhten. »Was sollte dir das nützen? Mallory wurde beigebracht, deine Spezies zu hassen.«

»*Ihre* Spezies«, korrigierte Kaleb. »Was glauben Sie, wird geschehen, wenn sie es herausfindet?«

»*Heute* wird sie es jedenfalls nicht herausfinden«, zischte Adam. »Sie muss

gesund werden und darf sich nicht aufregen. Und wenn du bleibst, ließe sich Ärger sicher nicht vermeiden.«

Der Schmerz ließ so schnell nach, wie er gekommen war. Allerdings dauerte es eine Weile, bis Kaleb aufstehen konnte. Adam wartete geduldig, bis sich der Daimon schließlich aufgerappelt hatte.

»Das war die Späherin«, rief Kaleb plötzlich. »Sie hat den Zauber aufgehoben, mit dem Sie Mallory verhext haben. Deshalb ist sie jetzt krank.« Er hatte die überraschende Begegnung mit der Daimonin in der dunklen Gasse bildlich vor Augen. »Mallorys Körper stößt den Zauber ab.«

Adam strich über die Decke. »Meine Tochter geht dich nichts an. Ich kann es mit den Späherinnen *und mit dir* aufnehmen ... selbst mit ihrem leiblichen Vater, wenn er so wahnsinnig ist, hierherzukommen.«

»Sie wissen also, wer ihr Vater ist«, stellte Kaleb fest.

»Sie ist *meine* rechtmäßige Tochter, Daimon. Bis sie achtzehn ist, darf er nicht in ihre Nähe. Und wenn er seine Leute schickt, bringe ich jeden einzelnen von ihnen um.«

»Und warum tötest du mich dann nicht?«

»Weil es *meine Tochter* zu sehr

aufregen würde, noch dazu in ihrem derzeitigen Zustand. Aber wenn du noch mal hier auftauchst, werde ich es tun. Ich lasse dich heute nur laufen, weil es das Beste für Mallory ist. Du kannst dieses Haus unbeschadet verlassen, wenn du von all dem hier nichts erwähnst. Das ist deine einzige Chance, hier lebend rauszukommen. Hast du das verstanden?«

»Ja«, antwortete Kaleb.

»Daddy? Kaleb?«, rief Mallory aus dem Wohnzimmer.

Mit der Decke unter dem Arm ging Adam an Kaleb vorbei. »Komm.«

Kaleb folgte ihm. Während der Magus ihm den Rücken zukehrte, war er für einen kurzen Moment versucht, über ihn herzufallen. Doch wenn er Adam tötete, hätte er Mallory auf jeden Fall gegen sich. Auch wenn Kaleb wusste, dass ein Rückzug das einzig Sinnvolle war, rebellierte innerlich alles in ihm. Er hatte in seinem Leben nicht unzählige Kämpfe überstanden, um sich jetzt wehrlos abweisen zu lassen.

Adam betrat vor ihm das Wohnzimmer. »Es tut mir leid, aber dein Freund kann nicht länger bleiben. Stimmt's, Kaleb?«

Der Daimon blickte Mallory direkt in

die Augen. Dann sagte er: »Klar kann ich bleiben.«

Fragend schaute sie zwischen den beiden Männern hin und her. Ihr war anzusehen, wie sehr sie unter der Situation litt. »Dad?«

»Schon gut.« Adam legte die Patchworkdecke über Mallorys Beine und schaute dann über die Schulter hinweg zu Kaleb. »Bist du sicher?«

Kaleb erwiderte Adams Blick und stellte sich auf weitere körperliche Qualen ein. »Mallory bedeutet mir etwas. Deshalb bin ich hier.« Für einen Moment hinderten ihn die Schmerzen

daran weiterzusprechen, aber das machte ihn nur noch entschlossener. Die Herausforderung bestand vor allem darin, sich nicht zu übergeben oder ohnmächtig zu werden. Er stellte sich breitbeinig mitten in den Raum, schüttelte sich einmal kräftig und sagte dann: »Ich bin hier, weil ich dich mag, Mallory.«

Die Worte waren noch nicht ganz ausgesprochen, als er spürte, wie es ihm den Unterleib zerfetzte. Er blickte an sich hinab. Von außen war nichts zu erkennen, aber der Schmerz war so heftig, dass er instinktiv eine Hand auf den Bauch legte, um seine Organe

aufzufangen. Er sah Mallory tief in die Augen. »Ich möchte mit dir zusammen sein. Ich *werde* mit dir zusammen sein.«

»Daddy? Was ist los?« Mallory wollte aufstehen, doch Adam hielt sie zurück. »Nein.«

»Was machst du da?«, flüsterte sie ihrem Vater zu.

Kaleb konnte die Antwort des Magus nicht verstehen. Eine neue Welle des Schmerzes, die noch stärker war als die vorherigen, schien ihn zu zerreißen. Er schloss die Augen. Er hatte geglaubt, die schrecklichsten Qualen gewohnt zu sein. Doch nichts, was er bislang erlebt hatte, war auch nur annähernd mit dem

vergleichbar, was sein Körper im Moment aushalten musste. Er begann zu zittern.

Dann hörte er nur noch Mallorys Stimme: »Kaleb!«

Sein Körper zuckte so stark, dass er um sich schlagend zu Boden sank. Mit letzter Kraft öffnete er die Augen und drehte den Kopf, bis er Mallory sehen konnte. Sie hielt sich die Hand vor den Mund und hatte die Augen vor Schreck weit aufgerissen.

Adam zerrte ihn hoch. An den Stellen, wo der Magus ihn berührte, brannte seine Haut wie Feuer. Kaleb presste die

Lippen aufeinander, um nicht zu schreien. Wenn der Magus ihn nicht festgehalten hätte, wäre er sofort wieder in sich zusammengesackt. Doch der Griff, der ihn aufrecht hielt, bereitete ihm gleichzeitig Höllenqualen.

Mit ruhiger, betont freundlicher Stimme sagte Adam: »Mallory, ich bringe ihn –«

»Nein.« Kaleb befreite sich von seinem Peiniger und wäre dabei fast auf die Knie gefallen. Mit Adam das Haus zu verlassen, wäre sein Todesurteil. Er konnte aber auch nicht bleiben. So bitter es auch war, Kaleb hatte nur eine Möglichkeit: sich freiwillig

zurückzuziehen. *Für den Moment zumindest.* Er sah Adam an. »Ich gehe.«

Augenblicklich verschwand der Schmerz. Kaleb lächelte Mallory an. »Es tut mir leid.«

Sie hatte Tränen in den Augen. Als Kaleb das sah, fühlte er sich noch schlechter. Er wollte nicht, dass sie litt, und er wollte auch nicht, dass sie ihn so schwach erlebte. Er wurde so zornig, dass es ihn viel Kraft kostete, die Klauen zurückzuhalten. Wie gern hätte er Adam bewiesen, dass er kein hilfloser kleiner Welpen war, den man nach Belieben quälen konnte. Doch er wollte Mallory den Anblick seiner zweiten

Erscheinungsform ersparen und sie nicht noch mehr verstören.

Kaleb schwankte. »Du darfst mich nicht hassen, Mallory. Du bedeutest mir wirklich sehr viel. Nichts ist mir wichtiger, als mit dir zusammen zu sein.«

»Du sollst dich verabschieden. *Jetzt!*« Adam packte ihn am Arm und Kaleb blieb nichts anderes übrig, als in Richtung Tür zu stolpern.

KAPITEL 23

»WAS HAST DU GEGEN ihn?«
Mallory verschränkte die Arme und drückte die Decke schützend an sich.

»Nicht heute. Lass uns ein anderes Mal darüber reden. Du sollst dich ausruhen und nicht aufregen.« Ihr Vater rieb sich das Gesicht. »Schluss mit den Fragen.«

»Warum darf ich keine Fragen stellen?« Vor Verzweiflung wurde sie immer lauter.

Er seufzte. »Bitte denk nicht mehr daran. Du musst ruhig bleiben, während die Heilmittel –«

»Nein«, unterbrach sie ihn. »Du bist auf ihn losgegangen, als wäre er ein Daimon oder ... Oh nein, er ist ein Daimon. Ich habe einen Daimonen geküsst!« Ihre Stimme klang jetzt schrill. »Wieso habe ich das nicht gemerkt?«

Adam setzte sich neben sie. »Es tut mir leid, mein Schatz.«

Tränen schossen ihr in die Augen. Wütend wischte sie sie weg. »Warum hast du es mir nicht gesagt? Warum hast du ihn nicht umge–«

Bei dem Gedanken, dass ihr Vater

Kaleb hätte töten können, wurde ihr flau im Magen. *Er ist ein Daimon. Er muss beseitigt werden.* Sie hatte sich in einen Daimonen verliebt. *Ich vermisse ihn jetzt schon.*

»Du darfst dich nicht aufregen.«

»Ich musste gerade mit ansehen, wie du den Jungen gequält hast, den ich mag. Und er ist auch noch ein *Daimon*. Wie soll ich da ruhig bleiben?« Sie griff nach dem Amulett an ihrem Hals. Obwohl es in ihrer Hand glühte, ließ sie es nicht los. »Ich habe ein Recht darauf zu erfahren, was hier vor sich geht!«

Einen Moment lang wirkte Adam

ehrlich betroffen. »Es tut mir leid«, wiederholte er. »Ich wünschte, ich müsste es nicht tun, während du bei vollem Bewusstsein bist.«

Ihr Vater sprach einen Zauberspruch und sie wurde von einer schwarzen Welle mitgerissen.

Als Mallory die Augen öffnete, lag sie in ihrem Bett. Sie war sich nicht sicher, wie viel Zeit vergangen war, aber sie fühlte sich besser – und schlechter zugleich. Die Tränen und die Panik, die sie überwältigt hatten, waren verschwunden. Dafür quälte sie ein neuer, brennender Schmerz. Ihr Vater,

der ihr ein und alles war, hatte Magie bei ihr angewandt.

Sie stieg aus dem Bett, schlüpfte in ihren Bademantel und trat ans Fenster. Sie war damit aufgewachsen, einen Vater zu haben, der nicht menschlich war. Er war der einzige Dad, den sie kannte, und nur das hatte gezählt. Daran konnten auch die unbequemen Einschränkungen, Geheimnisse und das ständige Umziehen nichts ändern. Adam war überfürsorglich, doch seine Zauberkraft hatte sie auch stark gemacht. Im Laufe der Jahre hatte sie so viele seltsame Tränke zu sich genommen, dass sie irgendwann gar nicht mehr wissen

wollte, woraus sie bestanden. Was hätte es ihr auch gebracht? Jetzt aber fragte sie sich, wie viel er ihr verheimlicht hatte. Da sie nicht seine leibliche Tochter war, hatte sie keine magischen Fähigkeiten und war auch nicht in der Lage zu erkennen, was eine bestimmte Mixtur aus Kräutern oder anderen seltsamen Inhaltsstoffen bewirken konnte. Adam schien so viele Dinge intuitiv zu wissen. Er besaß irgendwo ein Zauberbuch – wahrscheinlich in der verschlossenen Truhe in seinem Zimmer –, aber sie hatte ihn noch nie darin blättern sehen.

Langsam ging Mallory in Richtung

Küche, blieb aber auf der Schwelle stehen.

Adam klappte den Laptop zu. »Du solltest nicht herumlaufen, Schatz.«

Auf der Arbeitsplatte standen Gefäße, die mit diversen Kräutern, Flüssigkeiten und Beeren gefüllt waren. Man hätte glauben können, er bereite eine komplizierte Speise zu – und in gewisser Hinsicht war es das wahrscheinlich auch. Was er zusammenrührte, war den Suppen, die er für sie kochte, nicht unähnlich. Der Hauptunterschied bestand darin, dass er für dieses Gebräu Fähigkeiten einsetzte, die Menschen

nicht besaßen und Mallory nicht begreifen konnte.

»Du hast *Magie* benutzt, um mich ruhig zu stellen.«

»Du warst vollkommen durcheinander.« Adam wirkte zerknirscht, entschuldigte sich aber nicht.

Sie starrte ihn an. »Hast du das auch mit Mum gemacht? Ist sie deshalb gegangen?«

Adam schwieg.

Mallory blieb im Türrahmen stehen. »Ich weiß, dass ihr euch nie einig darüber gewesen seid, was ihr mir beibringen solltet. Alles hätte ich

sowieso nicht lernen können, weil ich ja nicht deine echte ...« Sie beendete den Satz nicht. Er war zwar nicht ihr Erzeuger, aber sie war in so vieler Hinsicht seine Tochter. »Ich wünschte, ich wäre es. Trotz der Sache, die du mir gerade angetan hast, wünschte ich immer noch, ich wäre eine Maga.«

»Du bist keine Maga, aber du bist trotzdem meine Tochter, Mallory.« Für einen kurzen Moment lächelte er. »Und nein, Selah ist nicht gegangen, weil ich Magie gegen sie eingesetzt habe.«

Mallory war ein wenig erleichtert, registrierte aber auch, was er *nicht* gesagt hatte: Er hatte nämlich nicht

geleugnet, bei ihr auch schon früher mit Zauberkraft nachgeholfen zu haben. Sie hatte das Gefühl, die Welt wäre aus den Fugen geraten. Kaleb, mit dem sie so gut wie zusammen gewesen war, hatte sich als Daimon entpuppt, ihr Vater manipulierte sie mit Magie und offenbar gab es noch mehr Geheimnisse, von denen sie nach wie vor nichts wusste.

Adam riss sie aus den Gedanken. »Selah und ich waren uns manchmal nicht einig, weil sie der Meinung war, dass du es früher erfahren solltest. Das wollte ich aber nicht.«

»Was erfahren?«

Er warf einen mahnenden Blick auf den Saum ihres Bademantels. »Stör den Kreis bitte nicht.«

Sie hob den Mantel, damit er den Boden nicht mehr berührte. »Du weichst mir immer aus. Ich *will* mehr wissen. Ich finde, das steht mir zu.«

»Alles Wichtige weißt du bereits. Daimonen hassen die Magi und die Magi hassen Daimonen. Die Welt der Daimonen ist grausam. Meine ganze Familie ist dort ums Leben gekommen, Evelyn ausgenommen.« Er gab die einzelnen Substanzen, die vor ihm standen in einen Topf. »Wenn ich könnte, würde ich den Daimonen töten,

der das zu verantworten hat. Und wenn Marchosias die Möglichkeit dazu hätte, würde er mich ebenfalls umbringen.«

»Marchosias?«

»Er ist ein rücksichtsloses Schwein«, fluchte Adam.

»War Kaleb deshalb hier?«

»Ich weiß es nicht.«

»Warum hast du Kaleb nicht getötet?«, fragte sie und versuchte dabei ruhig zu klingen.

»Weil ich ihn falsch eingeschätzt habe.« Adam seufzte. »Ich wollte keine Magie bei dir anwenden, wusste aber, du würdest dich aufregen, wenn du

herausfindest, dass er ein Daimon ist. Normalerweise kann ich sie immer rechtzeitig verjagen oder die Dinge so verschieben, dass du dich an nichts erinnerst ... Doch dieses Mal war es anders. Der Trank, der dich heilen sollte, hat nicht richtig gewirkt. Die Späherin mit den Vögeln hat etwas in dir ... angerichtet, was ich erst geraderücken musste. Ich war mir sicher, dass noch mehr Magie dich umhauen würde. Deshalb habe ich ihm einen Handel angeboten: Ich wollte ihn gehen lassen, wenn er dafür nicht verrät, was er ist. Ich dachte, ich hätte mich mit ihm geeinigt.« Adam schnaubte. »Ich

halte meine Versprechen, Mallory. Deshalb konnte ich ihn nicht töten. Er hat zwar versucht zu bleiben, aber er hat nicht sein Geheimnis preisgegeben. Hätte er mich nicht derartig provoziert, würdest du nach wie vor nichts ahnen.«

»Seit wann benutzt du Magie bei mir?«

Adam antwortete nicht, doch Mallory kannte ihn zu gut. Sie wartete ab, bis er die dampfende Flüssigkeit in einen großen Glaskrug gefüllt hatte, dann wiederholte sie: »Seit wann?«

»Ich beschütze dich seit Langem damit. Dir sind bereits andere Daimonen begegnet. Du hast sogar gegen sie

gekämpft. Du hast mich ... und Selah gegen sie kämpfen sehen. Ich wollte nicht, dass du dich daran erinnerst oder noch mehr Fragen stellst.« Er legte die Hände flach auf die Arbeitsplatte. »Dieses Mal ist mir der Vergessenszauber nicht gelungen. Deine Begegnung mit der Späherin hat weitreichendere Folgen, als ich dachte. Jetzt weißt du Bescheid. Du hast einen Daimon in unser Leben gelassen, und ich muss jetzt herausfinden, wie es weitergehen soll. Wir können nicht mehr fliehen. So leid es mir tut, mir bleibt nicht mehr viel Zeit.«

Seine Worte trafen sie wie ein Schlag in die Magengrube. Am liebsten wäre sie ihm in die Arme gerannt, wie sie es als kleines Mädchen oft getan hatte. Wegen ihrer Dummheit waren sie aufgefliegen und sie wollte sich entschuldigen. Doch welche Geheimnisse hütete er noch? All die Fragen, die sie schon immer hatte stellen wollen, platzten fast aus ihr heraus.

»Geh zu Evelyn, wenn mir etwas zustößt«, sagte er. »Sie wird nicht *lügen*, aber sie ist auch nicht immer ganz ehrlich. Sie hat Dinge getan, um sich zu rächen, die –« Er hielt inne und schüttelte den Kopf. »Ich habe einmal

geglaubt, ich müsste so handeln wie sie, aber ich habe mich verändert. Du hast mich verändert, Mallory. Inzwischen ist es mir wichtiger, dich zu beschützen, als Rache zu üben. Mir geht es nur noch darum, deine Zukunft zu sichern.«

Er trug den Glaskrug mit dem Gebräu aus der Küche. »Ich möchte, dass du ein heißes Bad nimmst. Das Wasser läuft bereits ein. Gib das mit in die Wanne und bleib mindestens zwanzig Minuten darin liegen.«

Mallory nahm den Krug. »Ich brauche Antworten, Dad. Du hast offensichtlich Angst. Wir sind sogar extra in Evelyns

Nähe gezogen. Ich kann nicht glauben, dass alles in Ordnung ist, solange du meinen Fragen ausweichst.« Sie schluckte nervös. »Wäre ich in deine Geheimnisse eingeweiht gewesen, hätte ich Kaleb vielleicht nicht so nah an mich herangelassen.«

Adam sah sie lange an, bevor er in Richtung Treppe zeigte. »Wir können später weiterreden. Du musst zuerst das Bad nehmen. Außerdem hat die Firma angerufen, während du geschlafen hast. Sie haben einen Notfall und ich muss noch einmal ins Büro. Aber wenn ich wiederkomme ... oder vielleicht morgen nach der Arbeit, kann ich versuchen,

dir –«

»Heute Abend, Dad«, schnitt sie ihm das Wort ab. »Ich will wissen, was du den Daimonen weggenommen hast, und alles andere auch. Ich kann mit diesen Geheimnissen nicht länger leben. Ich will nicht Evelyn oder Kaleb danach fragen, aber wenn du mir keine andere Wahl lässt, werde ich es tun.«

Adam seufzte. »Mein Schatz ... *vertrau* mir. Es ist besser, wenn du nicht alles weißt. Geh erst einmal in die Wanne und dann sehen wir weiter.«

Ihr ganzes Leben hatte sie ihrem Vater gehorcht. Sie hatte noch nie gern mit ihm gestritten und letztendlich immer klein

beigegeben. *Doch damit ist jetzt Schluss.* »Evelyn und Kaleb werden meine Fragen beantworten. Das weiß ich und du weißt es auch.«

»Zuerst das Bad. Das wird dir guttun. Wenn du es dann wirklich wissen willst ...«

»Versprichst du, dass du mir alles sagen wirst?«, vergewisserte sie sich.

Er seufzte und flüsterte etwas in der Sprache der Magi. Dann sagte er mit väterlicher Stimme: »Du musst jetzt eine gute Tochter sein. Gieß die Mixtur in dein Badewasser und leg dich für eine halbe Stunde hinein.«

»Okay.« Mallory fiel es schwer, die Worte zurückhalten, die ihr auf der Zunge lagen. Sie umschloss den Krug fester. »Dad?«

Ihr Vater reagierte nicht.

»Das ist nicht fair«, brachte sie mühevoll hervor. »Was du tust, ist nicht fair.«

Ihr Vater seufzte noch einmal. »Du bist meine *Familie*, Mallory. Die Daimonen haben mir alle anderen genommen. Deine Mutter ist gegangen, Evelyn lebt für ihre Rache und die anderen sind ... tot. Ich habe einen Plan, aber ich brauche mehr Zeit. Der Tag wird kommen, an dem ich nicht mehr in

deinem Gedächtnis herumpfuschen muss. Doch für den Moment ist es das Beste, wenn du vergisst, glaub mir. Geh jetzt baden.«

Wie viel habe ich vergessen? Mallory war kurz davor, den Badezusatz fallen zu lassen, spürte aber gleichzeitig den Druck, den ihr Vater auf sie ausübte. *Ich werde Kaleb nicht vergessen.* Eine Hand löste sie von dem Krug, doch die zweite hielt ihn weiter fest.

»Es tut mir leid.« Ihr Vater küsste sie auf die Stirn. »Ich liebe dich und ... später kannst du mich hassen, aber ich würde es nicht ertragen, wenn sie dich

vernichten.«

»Ich weiß, aber wenn du offen zu mir wärst, könnte ich vielleicht helfen –«

»Nein, dann wärst du in noch größerer Gefahr. Auch andere hätten es dann auf dich abgesehen. So leid es mir tut, ich kann dir nicht alles erzählen.« Für einen Moment schwieg er. »Bist du eine gute Tochter?«, fragte er dann.

»Ja, das bin ich«, antwortete sie widerwillig.

»Nimmst du dann jetzt das Bad?«

Sie hatten beide Tränen in den Augen, als sie nickte.

Gute Töchter gehorchen.

KAPITEL 24

ALS KALEB DIE STADT betrat, war ein Plan in ihm gereift. Sein Vorhaben war gefährlich, aber er sah keine andere Möglichkeit. Der Magus wusste jetzt, dass er sich für Mallory interessierte, und Kaleb war auf keinen Fall bereit, sie aufzugeben.

Ich brauche eine offizielle Befugnis.

Kaleb war ziemlich beklommen zumute, als er sich direkt auf den Weg zum Palast machte und um eine Audienz

bei Marchosias bat. »Sagt ihm, dass es dringend ist.«

Und so stand er nun Mallorys biologischem Vater gegenüber – keine zwei Stunden nach der Konfrontation mit dem Magus, der in der Menschenwelt ihr Vater war.

Marchosias hatte nicht überrascht gewirkt, als Kaleb den riesigen Saal betrat. Er saß hinter einem prächtigen, mit Schnitzereien verzierten Schreibtisch, auf dem sich unzählige Aktenstapel türmten. »Was gibt es denn so Dringendes?« Er legte den Stift aus der Hand und lehnte sich in seinem Stuhl zurück.

»Ich würde Euch gern einen Brautpreis für Eure Tochter anbieten«, sagte Kaleb unumwunden.

Marchosias bedeutete ihm fortzufahren.

»Sie ist alt genug, um zu heiraten und ein Kind zu gebären, aber der Magus, der sie als seine Tochter bezeichnet, lässt mich nicht an sie heran.« Bei dem Gedanken, wie problemlos Adam ihn in die Knie gezwungen hatte, hielt er einen Moment inne. »Wenn ich sie heiraten dürfte, könnte er mich nicht mehr von ihr fernhalten. Mich dann zu töten, würde bedeuten, auch Mallory zu töten oder zumindest zu verletzen.«

Behäbig schob Marchosias seinen Stuhl zurück und erhob sich. »Der Heiratszauber wird euch nur aneinander binden, wenn sie etwas für dich empfindet.«

»Ich weiß«, antwortete Kaleb.

»Wenn du davon ausgehen kannst, dass sie dich mag, musst du sie kennengelernt haben. Demnach wusstest du, wo sie war, und hast es nicht für nötig gehalten, mich davon zu unterrichten«, stellte Marchosias ruhig fest. »Verstehe ich das richtig?«

»Ja.« Kaleb hielt Marchosias' Blick stand. »Ich wurde angeheuert, um sie zu

töten. Aber ich habe es mir anders überlegt.«

»Was mein Bruder wohl zu diesem Vertragsbruch sagen wird?«, fragte Marchosias, womit er den Auftraggeber richtig identifiziert hatte. Haages Verrat schien ihn allerdings nicht weiter zu empören. »Ich gehe davon aus, dass du so schlau warst, es ihm noch nicht zu sagen.«

»Ihr habt Recht. Wenn ich erst zur herrschenden Kaste gehöre, kann man mich nur noch schwer wegen des Vertrags festnageln – und die meisten Schwarzmaskierten, die es mit mir aufnehmen könnten, wissen, dass man

mich besser nicht zum Feind hat.« Kaleb wollte lieber nicht erfahren, woher – oder seit wann – Marchosias wusste, dass Haage ihn beauftragt hatte, Mallory zu finden. Er musste nur ruhig bleiben und verschränkte die Arme vor der Brust. »Auf der Rangliste der Kampfspiele stehe ich ziemlich weit oben. Ich bin also sowieso kurz davor, Eure Tochter zu heiraten und einen Erben für die Stadt zu zeugen. Sofern Ihr mich nicht umbringt, dürfte ich ziemlich sicher sein.«

Lachend rief Marchosias nach seinen Dienern und schon im nächsten Moment standen drei Daimonen vor dem

Herrscher. »Hol mir meinen Magus«, wies er einen von ihnen an. »Und eins der Mädchen aus meinen Gemächern.«

Die anderen beiden Daimonen warteten auf weitere Anweisungen, doch Marchosias beachtete sie nicht. Gönnerhaft legte er einen Arm um Kalebs Schultern und führte ihn an ein Fenster, von dem aus man den Basar überblicken konnte.

»Du holst sie nach Hause«, sagte Marchosias.

»Das werde ich tun, wenn sie mein ist«, versprach Kaleb.

»Was kannst du für meine Tochter

bezahlen?«

Damit hatte Marchosias einen wunden Punkt getroffen: Kaleb hatte nicht genug Geld. Allerdings könnte er noch etwas verdienen. Er dachte an die Frau, die ihm nach dem Kampf das Angebot gemacht hatte, und an die zahlreichen Daimonen, die bereit wären, für Aya etwas zu bieten. Es würde nicht lange dauern, bis er eine vernünftige Summe zusammenbekäme. »Ich zahle, was immer Ihr verlangt.«

»Du lebst in einer Höhle und glaubst, ich würde dir abnehmen, dass du meine Tochter auslösen kannst?« Marchosias schüttelte den Kopf.

»Ich kann die Summe verdienen«, erklärte Kaleb. »Wegen der Kampfspiele habe ich in letzter Zeit weniger Aufträge angenommen, aber ich habe lange genug eine schwarze Maske getragen. Und wenn es sein muss, gibt es auch andere Wege, um an Taler zu kommen.«

»In einem Jahr wird sie achtzehn, bis dahin gehört sie dir. Sollte sie jedoch am Ende dieses Jahres nicht hier sein und ein Kind erwarten, wird die Ehe aufgelöst und du musst sterben.« Marchosias verzog das Gesicht zu einer Art Lächeln und die Zähne blitzten auf. »Das ist der Preis, wenn du scheiterst:

dein Leben.«

»Einverstanden.« Kaleb nickte. »Lasst mich wissen, wenn der Vertrag zur Unterschrift bereit ist.«

Marchosias ging zu seinem Schreibtisch und öffnete eine Lade. »Ich wusste, dass du sie gefunden hast, bevor du hergekommen bist. Du glaubst doch wohl nicht, dass ich Haage – und seine Schergen – nicht beobachten lasse.« Marchosias holte einen Vertrag hervor und bedeutete Kaleb näher zu treten. »Komm her.«

Kaleb überflog das Schriftstück. Alles, was er wollte, würde sich

erfüllen. Er brauchte nur noch zu unterschreiben. Er hob den Stift und starrte auf die Worte. Einzelheiten waren nicht entscheidend. Als Streuner war er nicht in der Position zu verhandeln.

»Ahhh! Die Ersatzbraut ist da.« Marchosias lächelte das Mädchen an, das schläfrig und splitterfasernackt in den Raum gebracht wurde. »Hierher bitte.« Er streckte dem Mädchen eine Hand entgegen und blickte dann zu Kaleb. »Oder wäre dir eine andere lieber?«

»Nein«, antwortete Kaleb.

»Dann unterschreibe hier.«

Marchosias nickte in Richtung des Vertrags. »Du willst doch sicher, dass die Eheschließung so schnell wie möglich vollzogen wird.«

Vor den Augen des Mädchens, der Daimonen und des Magus unterschrieb Kaleb den Vertrag.

»Und nun los, vollzieht die Hochzeit.«
Marchosias gab dem Mädchen ein Zeichen.

»Wo?«

Marchosias breitete die Arme aus.
»Abgesehen von meinem Schreibtisch steht euch der gesamte Saal zur Verfügung. Sucht euch einen Platz aus.«

»Ist schon okay, Kaleb«, beruhigte ihn

das Mädchen. »Ich habe mich freiwillig gemeldet.«

Auch wenn klar war, dass bei diesem Scheinvollzug der Ehe keine Gefühle im Spiel waren, fühlte sich Kaleb viel schlechter als sonst, wenn er sich prostituierte. Während er von der falschen Braut zu seinem Herrscher schaute, wurde er allzu deutlich daran erinnert, wer hier die wahre Macht besaß. Wenn Mallory selbst zur Hochzeit anwesend gewesen wäre, hätte Marchosias ihnen vielleicht Privatsphäre gewährt. Aber sie war nicht hier, und ohne den abschließenden

Akt war die Heirat nicht bindend. Deshalb erfüllte er seine Pflicht vor den Augen der Anwesenden, dem Magus eingeschlossen. Marchosias wandte sich unterdessen wieder seinen Unterlagen zu.

Sobald der Akt vollzogen war, setzten alle Trauzeugen ihre Unterschrift unter den Vertrag. Marchosias reichte ihn dann dem Magus, der seine Magie einsetzte, um die Hochzeitszeremonie mit der Ersatzbraut gültig werden zu lassen. Das Mädchen war auf dem Boden liegen geblieben, was das gerade Geschehene in ein besonders schäbiges Licht rückte. Für Kaleb war es jedoch

viel mehr, als er sich hätte erträumen können, vor allem weil er ein Streuner war: Er war gerade mit der Tochter des Herrschers vermählt worden. Jetzt gehörte er der oberen Kaste an. *Zumindest für ein Jahr.* Doch als er die nackte Daimonin still und schlaff auf dem Boden liegen sah, fühlte er sich unsagbar schlecht. Er hoffte, Mallory niemals von dieser Zeremonie erzählen zu müssen. Sie war in der Menschenwelt aufgewachsen und würde irgendwann eine andere Art von Feier erwarten.

Marchosias warf einen verächtlichen Blick auf die junge Daimonin. »Sie hat Schulden abzuzahlen«, erklärte er. »Ich

würde sie dir als Hochzeitsgeschenk geben, aber du bist jetzt verheiratet und darfst keine andere Daimonin mehr anfassen, bis meine Tochter schwanger ist. Das steht in dem Vertrag, den du unterschrieben hast.«

Wortlos nickte Kaleb.

»Später kannst du –«

»Nein«, unterbrach Kaleb ihn. »Ich habe, was ich will.«

»Nach dem letzten Kampf steht es dir frei, so oft in die andere Welt hinüberzugehen, wie du musst, um deinen Auftrag zu erledigen. Du kannst sie natürlich auch herbringen und mit ihr

hier im Palast wohnen«, bot Marchosias an.

»Erst *nach* den Kämpfen?«

»Du willst doch nicht abgelenkt sein. Du hast dich entschieden, an meinen Kampfspielen teilzunehmen, also kannst du nur im Kampf oder durch Aufgeben ausscheiden.« Marchosias grinste Kaleb an und seine Zähne blitzten erneut auf. »Und ich kann mir nicht vorstellen, dass ein Streuner aufgeben würde. Noch dazu, wenn er *meine* Tochter zur Frau haben will. Du wirst kämpfen. Du wirst gewinnen oder du wirst sterben.«

»Oh«, entfuhr es Kaleb. Mit dem alleinigen Recht auf Mallory hatte er

sich noch mehr zur Zielscheibe gemacht.

»Wenn du im Kampf stirbst, wird meine Tochter übrigens nicht mit verletzt – ein kleiner Geniestreich meines Magus, den ich eurem Bindungszauber habe beifügen lassen«, erklärte Marchosias.

Kaleb wusste nicht, was er darauf erwidern sollte. Er war dankbar, dass Mallory geschützt war, aber er hatte nicht damit gerechnet, weiter kämpfen zu müssen. »Verstehe.«

»Du hast doch wohl nicht darauf gehofft, die Regeln umgehen zu können?«, tadelte Marchosias. »Du kommst hierher und willst deinen Preis,

ohne gewonnen zu haben. Ich habe sie dir gegeben, aber jetzt beweise, dass du sie behalten kannst.«

Kaleb nickte abermals. Wie gern wäre er jetzt gegangen, aber er war noch nicht offiziell von Marchosias entlassen worden. »Also geh.« Marchosias hielt ihm die zweite Ausfertigung des Vertrags unter die Nase. »Du hast Kampfspiele zu gewinnen und eine Frau zu schwängern.«

KAPITEL 25

ZEVI WAR NICHT ÜBERRASCHT, als er Aya vor dem Höhleneingang warten sah. Dennoch war er nicht sicher, ob er sie hereinbitten sollte. Kaleb vertraute ihr nicht vollständig und dies war sein Zuhause. Allerdings hatte Aya Kaleb das Leben gerettet. Zevi fand deshalb, dass sie es verdient hatte, zumindest freundlich behandelt zu werden.

»Er ist nicht da«, sagte er.

Der Verlauf des Kampfes hatte Kaleb

so sehr mitgenommen, dass er verschwunden war, kurz nachdem Zevi ihn vom Basar geführt hatte. Da es keine Verletzungen zu behandeln gab, konnte Zevi nicht darauf bestehen, dass er zu Hause blieb.

Als Aya nicht reagierte, deutete Zevi mit einem Nicken auf den Boden. »Ist unsere Barriere für dich genauso wenig wirksam wie ein Bannkreis? Kannst du dort hindurchschreiten, ohne dass ich es merke?«

»Ja«, gab Aya zu. »Bislang habe ich keinen Zauber in der Stadt erlebt, der stark genug war, um mich von irgendetwas abzuhalten.«

Zevi winkte sie herein, bestätigte die Einladung aber nicht mit Worten. »Gilt das auch außerhalb der Stadt?«, erkundigte er sich stattdessen.

Sie lächelte gequält, um deutlich zu machen, dass sie seine Art des Willkommens nicht für angemessen hielt. Dann betrat sie die Höhle. »Im Unzählbaren Land? Nichts dort draußen ist für mich unerreichbar. Ich habe danach gesucht, aber ... nein.«

»Und die Welt der Menschen? Gibt es dort etwas Stärkeres?« Zevi sah sie so unschuldig an wie möglich.

Schnell antwortete Aya: »Ja, aber nicht viel. Drüben gibt es einige sehr

alte Magi, aber mit den meisten kann ich es aufnehmen.«

»Aha.« Zevi streckte den Arm aus und bot ihr den bequemsten Deckenstapel an, den sie hatten. Wenn ein Gast diesen Platz verdient hatte, dann war sie es. Ihre Zauberkraft mochte Kaleb verstört haben, aber sie hatte ihn auch einen Kampf überleben lassen, den er sonst wohl verloren hätte. Für Zevi war das viel entscheidender als Kalebs Selbstzweifel angesichts dessen, was er getan hatte. Zum ersten Mal etwas Grausames zu tun, war immer am schwierigsten. Kaleb war noch nicht

bereit, das zu akzeptieren, doch Zevi sah das realistisch. Mit der Zeit verblasste die Abscheu und man lebte weiter, bis man in der Lage war, selbst die schlimmsten Taten mit mehr Milde zu betrachten. Kaleb brauchte einfach Zeit – auch wenn Zevi ihm das im Moment noch nicht unbedingt *sagen* würde.

Zevi musterte Aya, während er darauf wartete, dass sie ihm erzählte, warum sie gekommen war. Er war noch nie einer Frau wie ihr begegnet. Die Daimoninnen aus der herrschenden Kaste betrachteten ihn entweder angewidert oder voller Lust. Aya zeigte

weder die eine noch die andere Reaktion, was sehr angenehm war. *Genauso angenehm, wie mit Kaleb zusammen zu sein.* Er lächelte, als ihm das bewusst wurde. Kaleb hatte Recht: Sie würde ihn gut beschützen, wenn es nötig wäre.

Doch langsam verließ ihn die Geduld. »Warum bist du hier?« Er ließ sich auf den Deckenstapel ihr gegenüber fallen. »Ich habe dir doch gesagt, dass er nicht da ist. An mir hast du kein Interesse, was ist es also dann?«

»Du hast eine sehr erfrischende Art«, stellte sie lächelnd fest.

Er zuckte mit den Schultern. »Was

willst du, Aya?«

»Komm mit mir auf den Basar«, bat sie ihn. »Ich muss mich ablenken und die Leute sollen sehen, dass Kaleb und ich keine Feinde sind. Wenn ich mich schon nicht mit ihm zusammen zeigen kann, musst eben du beweisen, dass er und ich Kontakt haben.«

»Mit oder ohne Maske?«

Sie lachte. »Nur du, Zevi. Keine Maske.«

Zevi grinste so breit, dass sie seine Zähne sah. Er war ihre Ersatztrophäe. Doch mit ihr unterwegs zu sein, wäre viel unterhaltsamer, als zu Hause zu

sitzen und sich über Kaleb Sorgen zu machen.

Auf dem Weg zum Basar war Aya schweigsam, doch Zevi hatte lange genug mit Kaleb zusammengelebt, um an stille Begleiter gewöhnt zu sein. Am Rand des bunten Treibens blieben sie stehen und beobachteten einen Stadstreicher. Er raubte Leuten die Taschen aus, die einer spindeldürren Frau mit wunderschönen langen Fingern beim Drehorgelspielen zuhörten. Allerdings bestahl er nicht jeden – was ziemlich dumm gewesen wäre –, sondern suchte sich die Opfer genau aus.

Nach einigen Minuten war die Vorstellung zu Ende. Einige Zuhörer warfen Taler in die Blechdose der Musikantin und entfernten sich dann. Der Stadstreicher schickte sich ebenfalls an zu verschwinden, allerdings nicht, ohne einen Anteil seiner Beute in die Dose fallen zu lassen. Dabei wechselte er einen kurzen Blick mit der Drehorgelspielerin. Wahrscheinlich verständigten sie sich darüber, ob es an der Zeit wäre weiterzuziehen oder ob diese Stelle für eine weitere Darbietung taue.

»Die Methode ist gut«, stellte Aya fest.

»Geht so«, befand Zevi.

Seit er in der Stadt lebte, hatte er schon oft auf Tricksereien, Diebstahl oder andere nicht ganz einwandfreie Methoden zurückgegriffen, um die Taler für das tägliche Brot zu verdienen. Deshalb erkannte er sofort, wie sich die Strategie der beiden noch verbessern ließe. Aber er vermutete, dass die Musikantin noch weitere Einnahmequellen oder sogar einen Beschützer hatte.

»Geh neben mir«, forderte Aya ihn leise auf.

Wortlos schloss Zevi zu ihr auf, während sie sich einen Weg durch die

Menge ins Innere des Basars bahnten. Viele Leute mochten glauben, der Basar sei weniger gefährlich als der Nachtmarkt, doch Zevi war anderer Meinung. Der einzige wirkliche Unterschied bestand für ihn darin, dass die Händler, die nur tagsüber hier waren, ihre Liederlichkeit besser verbargen. Trotzdem mied er den Nachtmarkt, weil Kaleb es so wollte, auch wenn er persönlich sich dort wohler fühlte. Scheinwelten verwirrten ihn nur.

Sie blieben eine Weile auf dem Markt, lauschten den Musikanten und gingen

schließlich zu der Anzeigetafel, auf der die Ergebnisse der Kampfspiele aufgelistet waren. Aya erzählte ihm von Kämpfen, die sie gewonnen hatte, und von Theaterstücken, die sie gesehen hatte. Er verriet ihr ein paar seiner Tricks beim Stehlen und plauderte über Bücher, die er gelesen hatte. Sie lachte ihn wegen seiner Liebe zu allem Geschriebenen zwar nicht aus, wirkte aber überrascht.

»Kaleb bringt mir Bücher aus der Menschenwelt mit«, berichtete Zevi. »Ich habe auch einige von unseren gelesen, aber in der Stadt kommt man nicht leicht an gute Lektüre heran.

Drüben haben sie ganze Gebäude voller Bücher und jeder kann dort hingehen und sie lesen. Man kann sie sogar mit nach Hause nehmen, auch wenn man aus einer niederen Kaste stammt.«

Nur kurz wirkte Aya gekränkt, aber es war ihm nicht entgangen. Deshalb fügte er schnell hinzu: »Es ist ja nicht deine Schuld.«

»Was ist nicht meine Schuld?«

»Dass du aus der herrschenden Kaste kommst«, erklärte Zevi. »Du hast mir keine Bücher vorenthalten und du tust mir nichts. Nicht alle hochgeborenen Daimonen sind grausam.«

»Ich weiß.« Sie ging um einen

Stadtstreicher herum, ohne zu merken, dass sie damit in die Nähe eines jungen Streuners mit flinken Fingern geriet.

Zevi packte ihn am Handgelenk. »Sie gehört Kaleb.«

Der Streuner riss die Augen auf.

»Lass es ruhig alle wissen.« Zevi wartete, bis der Streuner in der Menge verschwunden war, bevor er zu Aya sagte: »Nicht alle Streuner träumen davon, das Leben damit zu verbringen, in einem beschaulichen Heim Bücher aus der Menschenwelt zu lesen.« Er sah Aya an. »Die meisten von uns töten, ohne nachzudenken, und viele schrecken

auch vor Folter nicht zurück. Vor allem wegen der furchtbaren Geschichten, die uns vor langer Zeit erzählt worden sind.«

Aya nickte. »Ich weiß, aber dies ist mein Zuhause. Dafür ein Risiko einzugehen, ist es mir wert.«

»Ich stehe wegen Kaleb in deiner Schuld, aber wir sind nur zu zweit«, sagte er leise zu ihr. »Wenn irgendetwas schief läuft, müsstest du *dorthin* gehen, zu den Menschen.«

Er sah, wie sie unruhig wurde, und wunderte sich ein wenig, warum die Erwähnung der Menschenwelt diese Reaktion bei ihr auslöste. Immerhin

lebten ihre Leute dort und sie waren nicht auf Krieg aus, sondern wollten einfach nur überleben. Kaleb hatte ihm zwar erzählt, dass auch in der anderen Welt nicht alles gut war, dass es Krankheiten, Gewalt und schlimme Verbrechen gab, aber er und Kaleb wären nicht dazu verdammt, ganz unten zu stehen, nur weil sie keine hochgeborenen Vorfahren hatten. Streuner konnten sich in der Menschenwelt eine Zukunft aufbauen, ohne töten oder bluten zu müssen.

Plötzlich stellten sich Zevis Nackenhaare auf. Er spürte, dass er beobachtet wurde und ließ den Blick

über den Basar wandern. Ein Daimon starrte ihn an. Es war Kaleb. Entschlossen bahnte er sich einen Weg durch die Menge direkt auf Zevi und Aya zu. Dabei tat er so, als würde er gar nicht bemerken, wie die Leute bereitwillig zur Seite traten. Doch Zevi wusste es besser: Kaleb entging nichts. Für diesen Respekt hatte er lange gekämpft. Zevi wusste, dass es niemanden in der Stadt gab, der sich so bedingungslos für Kaleb einsetzen würde wie er selbst. Aya mochte Kaleb in seinem letzten Kampf geholfen haben, aber was war schon ein einziger Kampf

im Vergleich zu jahrelanger absoluter Treue. Er liebte Kaleb wie einen Bruder. Sich um Kaleb zu kümmern, gab seinem Leben einen Sinn. Das war seine Berufung. Das Problem war nur, dass er sich ständig um Kaleb Sorgen machen musste. Im Moment war sein Zustand so schlecht, wie schon lange nicht mehr – vor allem seelisch hatte er sehr gelitten.

Aya war offenbar derselben Meinung. Genau wie Zevi machte sie sich bereit, bei jeglicher Gefahr blitzschnell einzugreifen.

»Was ist passiert?«, fragte sie.

»Ich bin gerade mit Marchosias' Tochter verheiratet worden.« Kaleb

lächelte.

»Verheiratet? Mit ... *wie bitte?* Warum?« Zevi starrte ihn an und versuchte zu begreifen, was er gerade gehört hatte. »Kaleb?« Aya gab sich freundlich, doch an ihrer Stimme und ihrer Haltung war deutlich zu erkennen, dass sie auf der Hut war. Leicht breitbeinig stand sie Kaleb gegenüber und berührte den Griff des Messers an ihrem Gürtel. An ihren Fingerspitzen wuchsen bereits Krallen. »Will sich Marchosias an dir rächen?«

Kaleb sah sie an. »Nein.«

»Was schuldest du ihm dafür? Ich habe Geld«, bot Aya ihm an. »Ich weiß,

dass du sauer auf mich bist, aber ich kann dir helfen.«

»Nein«, murmelte Kaleb. Einen Moment lang musterte er Aya, und Zevi wusste, dass sie gerade in seiner Achtung gestiegen war, obwohl er es nicht aussprach. Dann wandte sich Kaleb ab und suchte Zevis Blick, während er verkündete: »Mein Leben steht auf dem Spiel ... wenn sie nicht vor ihrem achtzehnten Geburtstag schwanger von mir ist.«

Zevi machte sich keine Illusionen, dass Kaleb in ihm je etwas anderes sah als einen Streuner, den er beschützen

musste. Dennoch ärgerte es ihn, dass Kaleb nie auf die Idee kam, entscheidende Dinge vorher mit ihm zu besprechen. Meistens versuchte Zevi darüber hinwegzusehen, doch dieses Mal war es zu viel.

Sein Leben?

Zevi hatte sich damit abgefunden, dass Kaleb von der Sehnsucht angetrieben wurde, endlich nicht mehr der niedersten Kaste anzugehören. Er hatte ihn immer wieder zusammengeflickt, seine gebrochenen Knochen gerichtet, ihn im Fieber gepflegt und sich Fragen verkniffen, die Kaleb unangenehm waren. Während Kaleb darauf fixiert

war, ihren Status zu verbessern, ging es Zevi vor allem darum, dass es Kaleb gut ging.

Wie soll ich das sicherstellen, wenn er dauernd Dinge tut, die ihn in Lebensgefahr bringen?

»Du bist ein Idiot«, sagte Zevi nur.

Dann wandte er sich ab und ging, ohne auf Kaleb's oder Ayas Rufe zu reagieren. Er entfernte sich so schnell, dass keiner der beiden ihn aufhalten konnte.

KAPITEL 26

AYA HATTE EINIGES MIT Kaleb zu besprechen. Wahrscheinlich sollte sie sofort damit anfangen, aber sie wurde nicht gern emotional und fühlte sich auch noch nicht bereit, über ihre Begegnung mit den Späherinnen zu reden. Genau wie sie hütete Kaleb seine Geheimnisse, von denen Aya jedoch einige kannte. Er fürchtete sie, weil sie Zauberkräfte besaß, und er nahm ihr übel, wie der Kampf gegen Sol verlaufen war. Er hatte

Marchosias' verlorene Tochter geheiratet, obwohl er zuvor den Auftrag angenommen hatte, sie zu töten. Im Moment war sie zwar nicht sicher, inwiefern ihr dieses Wissen einmal nützen könnte, aber Wissen war etwas, mit dem man grundsätzlich sorgsam umging.

»Was hast du vor?«, fragte sie deshalb nur.

»Sobald die Kampfspiele entschieden sind, gehen wir in die Menschenwelt, bis ich meine ... bis ich *Mallory* dazu überredet habe, ihre neue Rolle anzunehmen.« Kaleb presste die Lippen aufeinander, als könnte er damit die

Gefühle unterdrücken, die sie in seiner Stimme deutlich wahrgenommen hatte. Für einen Streuner, der etliche Morde auf seinem Konto hatte, war er erstaunlich weichherzig – was man von ihr nicht gerade behaupten konnte. In dieser Beziehung kam Aya eher nach ihrer Mutter. Evelyn war so fürsorglich wie eine schlecht gelaunte Giftschlange. Auch Aya handelte meist sachlich und rücksichtslos. Nur Belias gegenüber hatte sie sich anders verhalten – bis sie auch ihn für ihre Interessen geopfert hatte.

Trotz ihrer gefühllosen Art sorgte sie sich um Mallory. »Sie ist nicht in der

Stadt aufgewachsen, du kannst sie also nicht einfach hierherbringen. Du musst dich bei ihr in der Menschenwelt zurechtfinden und –«

»Sie lebt bei einem Magus«, unterbrach Kaleb sie.

»Bei einem Magus?«

Kaleb erzählte ihr alles, was er wusste. Nachdem er geendet hatte, sagte Aya: »Mal sehen, was ich über diesen Magus herausfinden kann.«

Das kann kein Zufall sein.

Als Aya Eyelyns Büro betrat, war der kleine Tisch in der hinteren Ecke für zwei Personen gedeckt. Evelyn hatte ihre

Tochter wie immer bereits erwartet, obwohl Aya ihren Besuch nicht angekündigt hatte.

»Der Daimon hat zugestimmt, dein Familiar zu werden«, verkündete Evelyn zufrieden.

Aya zuckte zusammen. »Ich will nicht, dass er –«

»Entweder benutze ich ihn für meine Zwecke oder du nimmst ihn als Familiar an. Wir können sein Äußeres verändern, damit man ihn in der Stadt nicht erkennt, aber hier bleibt er, wie er ist. Du kannst natürlich in beiden Erscheinungsformen mit ihm kommunizieren und Magie in ihm speichern, aber für die persönliche

Nutzung wirst du einen Zauberspruch sprechen müssen. Ich habe ein Element hinzugefügt, mit dem er zum Schweigen gebracht werden kann, und wie üblich ist es ihm nicht möglich, sich dem Zauber zu widersetzen. Du kannst ihn also genießen, ohne ihm zuhören zu müssen.« Evelyn schlug ihre Serviette auseinander und breitete sie auf dem Schoß aus. »Allerdings ist es eine recht kräftezehrende magische Prozedur, weshalb wir zuerst essen sollten.«

»Kennst du Adam Rothesay?«

»Du willst also über Marchosias Tochter sprechen.« Evelyn bedeutete ihr abermals, sich zu ihr zu setzen.

Aya gehorchte.

»Mein Bruder Adam –«

»Dein *Bruder*?«, wiederholte Aya.

Für den Bruchteil einer Sekunde zögerte Evelyn, bevor sie antwortete:

»Ja, spielt das eine Rolle?«

Aya überlegte. Sie hatte schon vor vielen Jahren erfahren, dass sie mit den Daimonen, die sie für ihre Eltern gehalten hatte, nicht blutsverwandt war. Dennoch waren sie ihr wichtig gewesen. Ihrer leiblichen Mutter gegenüber empfand sie dagegen nur wenig Zuneigung.

»Mallory ist das Kind einer Späherin,

nicht wahr? Dieser Adam hat sich also nicht dazu entschieden, sie großzuziehen, weil sie eine halbe Maga ist«, bohrte Aya weiter.

»Nein, sie ist durch und durch Daimonin. Ihre Mutter war eine Späherin und ihr leiblicher Vater ist Marchosias. Adam hat nur all die Jahre ihr wahres Ich unterdrückt.«

Aya wusste, dass Evelyn jegliche Regung registrieren würde. Trotzdem konnte sie ihre Reaktion nicht ganz verbergen. Angesichts dessen, was Evelyn gerade über Mallory *und* Belias gesagt hatte, konnte sie nicht gelassen bleiben. Belias sollte entweder mit

einem Zauber an sie gebunden werden oder sterben. Außerdem hatte sie eine Art Cousine, die gerade ohne ihr Wissen mit einem Daimonen verheiratet worden war. Und genau mit diesem Daimonen hatte Aya einen Bund geschlossen.

Sie ist keine Blutsverwandte. Ich kenne sie nicht und sie ist keine Maga. Sie ist also nicht den gleichen Gefahren ausgesetzt, wenn sie ein Kind zur Welt bringt. Aber es war trotzdem ein Risiko, insbesondere da sie Marchosias' Tochter war. Seine Erben wurden oft schon in jungen Jahren ermordet und die Sterblichkeitsrate bei Geburten in der herrschenden Kaste war

alarmierend hoch.

»Ich muss sie kennenlernen.« Aya trank einen Schluck Wasser gegen das trockene Gefühl im Mund, das sie plötzlich verspürte.

»Das Mädchen kann nützlich für dich sein, Tochter«, erwiderte Evelyn. »Wenn du sie für dich gewinnst, könnte uns das sehr helfen. Adam hat viel dafür getan, dass sie ein positives Bild von uns Magi hat. Du kannst ihr gegenüber also offen sein und ihre einzige Vertraute werden.«

Aya war ihrer Mutter nicht zum ersten Mal dankbar, dass sie nicht gegen sie

agierte – zumindest nicht auf ganzer Linie. Mallory war in ihren Augen das Lamm, das den kriegführenden Göttern geopfert wurde. Sie war von den Magi geraubt und erzogen worden, um eine neue Generation von Marchosias' Erben heranwachsen zu lassen. Und sie war der Schlüssel zu einer sichereren Zukunft für Kaleb.

Und sie nützt mir.

Aya war natürlich nicht so naiv zu glauben, dass ihre Mutter nicht auch noch andere Beweggründe hatte, sie und Mallory zusammenzubringen. Die Machenschaften ihrer Mutter reichten oft weiter, als es offensichtlich war.

»Iss auf und dann wird gezaubert«, wies Evelyn sie an.

Schweigend leerten sie ihre Teller. Doch dann hielt Aya es nicht mehr aus. Sie musste Evelyn um etwas bitten.

»Ich will Belias sehen, bevor wir es tun.« Aya stand auf und ging zur Tür. Evelyn folgte ihr nicht. Aya's Zuneigung zu Belias war ihr Schwachpunkt. Das wusste sie genauso gut wie ihre Mutter. Wenn ihm die Flucht gelänge und er in d i e Stadt zurückkehrte, würde jedermann erfahren, dass sie in den Kampfspielen getäuscht hatte und – schlimmer noch – dass sie eine Maga war.

Ihre Vernunft und ihr Instinkt schrien förmlich danach, Evelyn freie Hand zu lassen und Belias zu vernichten, aber er gehörte zu ihr. Egal, ob er ihre Gefühle noch erwiderte, er war die einzige Person, die *sie* je geliebt hatte. Wäre sein Hass auf die Magi nicht so groß gewesen, hätte sie sich ihm anvertraut. Jetzt blieben ihnen nur noch wenige Möglichkeiten, die auch mit dem Tod enden konnten.

»Ich will das Einverständnis von ihm selbst hören«, sagte Aya.

Evelyn faltete sorgfältig ihre Serviette. »Ich komme nach«, sagte sie, ohne

aufzublicken. »Er wird per Zauber an
dich gebunden oder er wird
ausgeweidet.«

KAPITEL 27

BELIAS GLAUBTE, DIESES MAL besser auf Ayas Besuch vorbereitet zu sein. Doch als sie den Raum betrat, spürte er wieder das aufregende Prickeln, das ihr Anblick schon immer bei ihm ausgelöst hatte. Schnell wurde dieses Gefühl jedoch vom Zorn verdrängt, aber er versuchte sich nichts anmerken zu lassen, während er sich aufrappelte. Er war sich nicht mehr sicher, was er für sie empfand. Die

meiste Zeit ihres Lebens hatten sie gemeinsam verbracht. Sie hatten sich geliebt – und sie war mit dem Messer auf ihn losgegangen.

Wie gern hätte er noch die Daimonin in ihr gesehen, die ihm so vertraut gewesen war, aber sie war eine Maga. Sie war eine von diesen Kreaturen, die ihren Vater umgebracht und die Stadt vergiftet hatten. Ayas eigene Mutter war das beste Beispiel dafür, warum die Magi aus der Stadt verbannt worden waren. Evelyn machte keinen Hehl daraus, wie sehr sie die Daimonen verachtete, und wendete Gewalt an, ohne mit der Wimper zu zucken. Bislang

deutete alles daraufhin, dass seine ehemalige Verlobte genauso war.

»Warum bist du hier?« Belias tastete nach dem Messer an seiner Hüfte. »Ich bin bereits über meine Möglichkeiten aufgeklärt worden: entweder dein Sklave werden oder sterben.«

»Ich will das nicht«, erwiderte Aya. »Die Vorstellung, dass du mir bedingungslos gehorchen musst, ist *weit* von dem entfernt, was ich mir erträumt habe.«

Obwohl er nicht sicher sein konnte, dass sie die Wahrheit sagte, und obwohl er wusste, dass es nichts ändern würde, fragte er: »Was hast du dir denn

erträumt?«

»Du würdest es nicht glauben.« Aya trat in den Kreis, als würde er nicht existieren und stellte sich direkt vor ihn. Es war eine Herausforderung und ein Angebot zugleich.

Belias griff nach ihrer Schulter, wirbelte sie herum und zog sie entschlossen mit dem Rücken an seine Brust. Einen Arm legte er fest um ihre Taille, den anderen schob er über ihre Brust. In der Hand hielt er das Messer. Die Klinge berührte Ayas Kehle, doch noch floss kein Blut.

Er könnte sie töten, um sich zu rächen

und sie zu bestrafen. Das hätte allerdings auch seinen eigenen Tod zur Folge. Doch er glaubte nicht daran, dass der Tod die Lösung war. Sonst hätte er sich mit dem Messer auch selbst das Leben nehmen können. »So weit ist es mit uns gekommen, Vögelchen«, raunte er. »Ich muss dich bedrohen, um Antworten zu bekommen. Du vergiftest mich, sperrst mich ein, machst mich zum Sklaven.«

Sie schwieg und er befürchtete, auch dieses Gespräch würde zu nichts führen. Doch schließlich begann sie seufzend: »Belias, wenn es nach mir ginge, würde keiner von uns zum Sklaven des anderen werden oder sterben müssen.«

»Ich hatte niemals vor, dich zur Sklavin zu machen«, erinnerte er sie. »In einer Ehe ist man kein Sklave. Als Familiar eines Magus hingegen schon.«

»Ich habe dich in diese Welt gebracht, weil es die einzige Möglichkeit war, dich nicht umbringen zu müssen.«

»Du hättest aufgeben können.«

»Du kennst meine Meinung dazu.« Sie war angespannt, versuchte aber nicht, sich aus seinem Griff zu lösen. »Wirst du mich jetzt töten?«

»Du versuchst ja nicht einmal dich zu wehren«, erwiderte er fast vorwurfsvoll.

Nicht selten hatten Kämpfe gegen Aya zu unvergesslichen Nächten mit ihr

geführt. Wie sehr sehnte er sich jetzt danach, obwohl es ihm gleichzeitig unnatürlich vorkam, Verlangen nach einer Maga zu verspüren. »Du würest dich doch nicht von mir töten lassen?«

»Wenn ich mich von dir befreien wollte, könnte ich das auch ohne Gewalt.« Ihre Worte klangen wie ein Geständnis. Die Last der Geheimnisse, die sie ihm offenbar noch immer vorenthielt, schwang deutlich in ihrer Stimme mit.

Doch er wollte kein Mitleid für sie empfinden. Sie hatte ihm das hier angetan, *ihnen* das angetan. »Mit nichts

als Magie« spottete er.

»Ja«, bestätigte sie.

»Und was passiert, wenn ich dein Blut in ihrem Bannkreis vergieße?« Belias drückte die Klinge fester an ihre Kehle. »Du bist ihr Fleisch und Blut. Könnte ich den Zauber damit aufheben?«

»Ich weiß es nicht. Ich weiß nur, dass sie dich nicht lebend gehen lassen wird. Es sei denn, du wirst mein Familiar.« Aya sah ihn über die Schulter hinweg an, wodurch sich das Messer noch tiefer in ihre Haut drückte.

Instinktiv ließ Belias die Waffe sinken.

Aya blieb reglos mit dem Rücken zu

ihm stehen. Erst als er sie wegschob, drehte sie sich um. »Was kann ich tun, damit du es hier aushältst? Ich habe mir das nicht so vorgestellt, aber ich kann dich nicht töten. Und ich kann nicht zulassen, dass sie dich tötet. Ich habe dir extra das Messer gegeben, aber ...«

»Dafür kennst du mich eigentlich zu gut«, sagte er.

Stumm nickte sie.

Er suchte ihren Blick. »Sag mir, dass ich dir nicht bedingungslos gehorchen muss, es sei denn, es geht um Leben und Tod«, forderte er. »Lass mich aus dem Bannkreis frei. Du hast mein Wort, dass ich dich niemals verletzen oder töten

werde.«

»Und du darfst niemandem verraten, was ich bin«, fügte sie hinzu.

»Ich werde niemandem verraten, dass du eine Maga bist«, stimmte er zu.

Da er die Worte in einem Bannkreis gesprochen hatte, waren sie bindend. Er hatte sich freiwillig von einer Maga abhängig gemacht.

»Und jetzt du«, sagte er.

»Ich gebe dir mein Wort, dass ich dich niemals verletzen oder töten werde. Ich werde dich zu nichts zwingen, es sei denn, es geht um Leben und Tod. Mit diesem Schwur bin ich an dich gebunden

und du an mich.« Ihre Stimme zitterte. »Jetzt verstehst du vielleicht, warum ich kein Kind bekommen kann.«

»Meine Familie hält mich für tot. Du hast sie um einen Erben gebracht.« Belias versuchte, nicht verbittert zu klingen, doch es gelang ihm nicht. »Ich habe es begriffen, Aya. Allerdings hätte ich mir gewünscht, dass du so offen zu mir gewesen wärest, *bevor* wir hier gelandet sind. Vielleicht hätten wir uns das dann alles sparen können.«

Aya lächelte, doch sie sah nicht glücklich aus. »Glaubst du, du hättest mich dann noch geduldet?«

Die Worte, die ihm auf der Zunge

lagen, kamen ihm nicht über die Lippen. Er war sich nicht sicher, ob sie die Wahrheit wirklich wissen wollte. Sie war eine Maga. Selbst nach all den wundervollen gemeinsamen Erlebnissen konnte er nicht sagen, ob er sie trotzdem akzeptiert hätte. Im Moment fühlte er sich auch nicht gerade sehr versöhnlich. Er schwieg.

»Bringen wir es endlich hinter uns«, durchschnitt Evelyns Stimme die Stille im Raum. Auch wenn Belias ihre Anwesenheit nicht bemerkt hatte, machten ihre Worte deutlich, dass sie Zeugin ihrer Schwüre gewesen war.

»Tritt aus dem Kreis«, forderte Evelyn

ihre Tochter auf.

Aya gehorchte. Daraufhin errichtete Evelyn einen zweiten Kreis, der sich um Belias Kreis und um Aya schloss. Aya befand sich nun zwischen den beiden Außenwänden. Evelyn wies sie an, ihre beiden Namen in Sigillen in die Wand des zweiten Kreises zu ritzen. Dann hielt sie Aya ein silbernes Messer hin. »Schneide damit kreuzweise in beide Handflächen.«

Aya nahm das Messer und fügte sich die Schnitte zu.

»Du auch«, forderte Evelyn Belias auf.

Er hatte keine Möglichkeit, sich ihr zu widersetzen, aber er sah ohnehin keinen Grund dafür. An Aya gebunden zu sein, war deutlich besser als der Tod. Zumindest würde er hier herauskommen und Aya hoffentlich davon überzeugen können, ihm sein richtiges Leben zurückzugeben.

Er ritzte sich die Handflächen ein.

Aya trat an die Wand zu Belias' Kreis und hielt ihm beide Hände entgegen. Er drückte seine Hände von innen dagegen und gemeinsam zogen sie den Kreis nach. Unschöne Erinnerungen an ihren letzten Kreis kamen in ihm hoch – vor dem Kampf, in dem Aya mit dem

vergifteten Messer auf ihn losgegangen war. Er hatte keine Ahnung gehabt, dass er mit einer Maga im Ring stand. Er hatte sein Schicksal in ihre Hände gelegt, in dem Glauben, dass sie ihn nicht töten würde. Dieses Mal wusste er, dass er einer Maga gegenüberstand – und vertraute ihr dennoch sein Leben an.

Ihr Blut vermischte sich, tropfte zu Boden und veränderte den Zauberbann, der ihn gefangen hielt. Er wurde von einer Kraft erfasst, die stärker war, als alles, was er je in der Stadt gespürt hatte. *Ayas Kraft*. Sie überwältigte ihn und er begriff, wie stark Aya wirklich

war. *Sie hätte auch eine andere Lösung finden können.* Stattdessen hatte sie ihn angelogen. Sie hatte sich stechen, schlagen, verprügeln und versengen lassen. Sie hatte sich die Haut von Krallen und Zähnen in Fetzen reißen lassen. Sie hatte als Daimonin gekämpft – mit Klauen und nicht mit Magie. Entsetzt blickte er zu ihr auf.

Klauen. Die Magi haben keine Klauen.

»Belias, im Namen und durch die Kraft und Würde der allgegenwärtigen und unsterblichen Götter, binde ich dich an Aya«, sprach Evelyn.

Aya hat Klauen. Sie ist nicht nur eine

Maga.

Von außerhalb der Kreise nickte Evelyn ihrer Tochter zu. Aya richtete den Blick auf Belias und sprach: »Oh Feuer, ich beschwöre dich bei dem, der dich und all die Kreaturen dieser Welt erschaffen hat, dass du den Daimonen Belias auf ewig quälen, verbrennen und zerstören sollst, wenn er nicht gehorcht und sich meinen Befehlen widersetzt.«

Aya wirkte jetzt klein und zerbrechlich. Belias war sich nicht sicher, ob es daran lag, dass er nichts von Magie verstand, oder weil er sie nur als furchtlose Kämpferin kannte. Plötzlich hatte er Angst um *sie*.

Evelyn wartete, bis das Feuer, das Aya heraufbeschworen hatte, an der Wand des Bannkreises schillernd blau wie Magusaugen aufflammte. Dann fuhr sie fort: »Und beim Gott der geheimen Wahrheit, dem Allmächtigen, der ewig lebt, binde ich dich, Belias, an die Maga Aya. Du musst ihr in allem gehorchen, dich ihrer und meiner Kraft fügen, die Wahrheit sprechen und verstehen. Gehorche unseren Gesetzen und wage es nicht, dich den Magi, den Menschen oder anderen Kreaturen auf Erden zu widersetzen.«

Während die ältere Maga die letzten

Worte sprach, hob sie beide Arme. Eine Hand streckte sie in Belias' Richtung aus, die andere in Ayas. Die blauen Flammen legten sich wie Ketten um seine Hand- und Fußgelenke sowie um seine Kehle. Das Feuer brannte sich in sein Fleisch und er schrie laut auf. Es fraß sich durch seinen Körper, als wäre er eine leere Hülle, und trat durch die Schnitte in seinen Händen wieder aus. Von dort schlängelten sich die Flammen zu Aya weiter. Sie hielt ihnen die Hände entgegen und das Feuer drang in ihre blutenden Wunden ein. Ihr Gesicht verzog sich vor Schmerzen, auch wenn sie nicht so litt wie er. Nachdem auch

der letzte Funke in ihr war, vernarbten ihre Handflächen.

»Du kannst deinen Familiar jetzt mit dir nehmen, Aya.« Evelyns Stimme ließ ihn aufschrecken. »Wenn er dieses Gebäude verlässt, wird er es nur noch in deinem Beisein betreten können. Durch die Verbindung zwischen euch erkennen die Schutzschilde ihn als deinen Besitz an.«

Belias konnte sich nur mit Mühe beherrschen. Am liebsten hätte er Evelyn ins Gesicht gesagt, dass er sich nicht als Besitz bezeichnen ließ. Gleichzeitig wurde ihm bewusst, dass es genauso war: Er gehörte jetzt Aya.

KAPITEL 28

FAST VIERUNDZWANZIG STUNDEN SPÄTER stand Kaleb wieder vor Mallorys Haus. Wahrscheinlich würde er auch Adam antreffen, denn es war schon spät. Nach den Gesetzen der Daimonen und der Magi gehörte Mallory jetzt Kaleb. Adam hatte keine Macht mehr über sie. Die Magi konnten nichts gegen Kaleb unternehmen, ohne gegen ihre eigenen Gebote zu verstoßen. Natürlich könnte Adam ihn umbringen,

doch das würde auch Mallory töten oder sie zumindest verletzen. Den Ehebund aufzulösen, wäre äußerst schwierig und mit einem hohen Risiko verbunden. Kaleb hoffte, eine Auseinandersetzung vermeiden zu können. Der Gedanke, abermals mit Mallorys Stiefvater aneinanderzugeraten, war nicht gerade angenehm. Kaleb rechnete vor allem damit, dass Adam mit Mallory fliehen würde. Aber da Kaleb mit ihr verheiratet war *und* weil sie zu seinem Rudel gehörte, würde er sie überall aufspüren können.

Er klingelte an der Tür. Dieses Mal spürte er den Abwehrzauber sofort. Er

hatte das Gefühl, von einem Insektenschwarm angegriffen zu werden, doch das war nur eine Warnung. Das gewaltsame Übertreten der Schwelle konnte schlimme Folgen haben, doch da er inzwischen Mallorys Ehemann war, brauchte er ihre Einladung nicht mehr.

Versuch zuerst, mit dem Magus zu reden.

Als die Tür geöffnet wurde, stand Mallory vor ihm. Obwohl sie nur halb hinter der Tür hervortrat, erkannte Kaleb an ihrem finsternen Gesichtsausdruck, dass sie es wusste. Sie wusste, dass er ein Daimon war. Immerhin schlug sie ihm nicht sofort die Tür vor der Nase zu.

»Du bist hier nicht willkommen.«

»Warum?«, fragte Kaleb leise. Er musste sie in ein Gespräch verwickeln, auch wenn der Schrecken in ihrem Blick nicht zu übersehen war. Sie kannte die Daimonen nur aus dem Blickwinkel der Magi.

»Weil du ein Daimon bist«, antwortete sie.

»Ja, das bin ich.« Kaleb überlegte, ob er einfach über die Schwelle treten sollte, aber er hielt sich zurück. »Ich verstehe, dass du verängstigt bist. Adam hat dir von klein auf beigebracht, uns zu hassen. Magi und Daimonen sind seit

Jahrhunderten erbitterte Feinde, aber wir sind nicht alle schlecht. Genauso wenig wie alle Magi gut sind.«

»Die Daimonen haben Adams Familie getötet. Ihretwegen ... euretwegen sind wir ständig auf der Flucht.«

Sie sah ihm direkt in die Augen, während sie den Arm hinter der Tür hervorstreckte und eine Pistole auf ihn richtete: eine matte schwarze Waffe, die genug Patronen enthielt, um ihn zu töten.

»Adam und ich wollen in Frieden leben. Ich werde nicht zulassen, dass du ihm etwas antust. Es ist schon schlimm genug, dass du in unserem Haus warst. Glaub nicht, dass ich dich noch einmal

an ihn heranlasse.«

»Ich will Adam nichts antun.« Kaleb wich keinen Schritt zurück.

Sie zielte auf seine Brust. »Hast du ihn gesehen?«

»Nein.« Kaleb erschrak ein wenig, denn ihre Stimme klang besorgt. Der Magus war demnach nicht zu Hause. Das war eine gute Nachricht, die aber auch Ärger bedeuten konnte. Solange Mallory in Adams Obhut gewesen war, galt für den Magus ein besonderer Schutz. An dieses Gesetz hatte sich auch der Herrscher der Daimonen gehalten. Allerdings hatte Marchosias eine Lücke im Gesetz ausgenutzt und Kaleb erlaubt,

Mallory zu heiraten. Damit war sie in Kalebs Besitz übergegangen. Es gab also keinen Grund mehr, Adam noch länger zu verschonen. Dies alles verschwieg Kaleb Mallory jedoch.

»Hast du ihm etwas angetan?«, fragte sie.

»Nein, ich bin deinetwegen hier. Nur du bist mir wichtig.« Er beobachtete sie genau und wartete auf den Moment, in dem ihre Anspannung kurz nachlassen würde, um ihr die Waffe abzunehmen. Er wollte sie nicht erschrecken. Er hoffte, dass sie ihn nie im Kampf erleben musste. »Ich bin nicht hier, um dir oder

Adam etwas anzutun. Das schwöre ich.«

»Warum sollte ich dir glauben?«

»Ich habe dich noch nie angelogen. Ich konnte dir bisher nur nicht alles erzählen.«

»Ich habe es so satt, dass alle irgendetwas vor mir verheimlichen«, murmelte Mallory.

Was Kaleb ihr vorenthalten hatte, war nicht schlimmer gewesen als Adams Geheimnisse – bis jetzt. Wie gern hätte er ihr erzählt, dass sie verheiratet waren. Doch dann würde sie ihm vermutlich sofort die Tür vor der Nase zuschlagen. Insgeheim schwor er sich, nie wieder etwas vor ihr zu verbergen, sobald er

sämtliche Geheimnisse mit ihr geteilt hatte. Er konnte nur nicht alles auf einmal offenbaren, denn sie war ohnehin schon sauer auf ihn. »Ich werde so viele Fragen beantworten, wie ich kann«, versprach er ihr deshalb nur.

»Was war das für eine Frau? Die mit den Vögeln und der Asche?«

»Das war eine Späherin«, antwortete er leise.

»Eine Unterart der Daimonen«, sagte sie halb fragend, halb feststellend.

Er nickte.

»Und sie war meinetwegen hier?«

»Ja, und es werden noch mehr kommen. Ich bin hier, um dich zu

beschützen. Ich bleibe an deiner Seite, egal, wer oder was dich bedroht.«

Sie sah ihn eindringlich an. »Ich habe jahrelang trainiert und es gibt ...« Sie brach den Satz ab.

»Schutzschilde«, beendete er ihre Worte. »Adam hat das Haus mit Abwehrzaubern belegt.«

»Du kannst also nicht reinkommen.« Mallory schluckte nervös und ließ die Pistole ein kleines Stück sinken – was ihm bereits genügte. Er griff nach ihrem Handgelenk und riss den Arm in die Höhe. Dann trat er ins Haus und zog sie mit dem freien Arm fest an sich. Da er

größer und kräftiger war, konnte er Mallory mühelos vorwärtsschieben.

Kaleb trat nach hinten und die Tür fiel zu.

Der Lauf der Waffe war jetzt auf die Zimmerdecke gerichtet und Mallory versuchte sich zu befreien.

»Wie du siehst, kann ich doch reinkommen«, sagte er. »Es ist besser, wenn wir uns hier unterhalten. Im Haus kann ich dich auch besser beschützen.«

Doch sie hörte ihm nicht zu. Mit der freien Hand schlug sie ihm ins Gesicht und kratzte ihn. Gleichzeitig riss sie das Knie hoch. Er stöhnte vor Schmerzen laut auf, ließ aber nicht locker.

»Lass mich los«, schrie sie.

»Mallory, du musst mir zuhören.«

»Lass mich sofort los.« Sie sackte in sich zusammen, um ihn mit ihrem Gewicht aus dem Gleichgewicht zu bringen.

»Hör auf«, knurrte Kaleb.

Mallory erstarrte, als sie diesen ganz und gar nicht menschlichen Laut vernahm. Steif verharrte sie in seinem Griff. »Wenn du mir sagst, was Adam euch weggenommen hat, kann ich dir vielleicht helfen, es zu finden, und du kannst es zurückbringen und –«

»Nein«, unterbrach Kaleb sie.

»Mallory, ich bin nur *deinetwegen* hier.

Als ich sagte, dass ich immer bei dir bleiben werde, habe ich das auch so gemeint.«

»Warum sollte ich dir trauen?«

»Weil ich die Wahrheit sage.« Kaleb küsste sie, doch ihre Lippen blieben reglos. Auch wenn sie es nicht wahrhaben wollte, es gab eine Verbindung zwischen ihnen. Und bald würde sie auch erfahren, dass sie seine Frau war. Eine Welle der Panik ergriff ihn, wenn er an ihr – und an sein – Schicksal dachte, falls sie sich ihm verweigerte. Marchosias würde ihn umbringen lassen und Mallory mit einem

anderen Daimonen verheiraten.

»Du weißt, dass Adam mich töten wollte, und dennoch bin ich hier. Reicht dir das nicht?«

Das instinktive – und törichte – Bedürfnis, Kaleb zu glauben, kämpfte gegen alle Prinzipien, die Adam ihr jahrelang beigebracht hatte. Eins hatte er Mallory jedoch nicht gelehrt: sich gegen Daimonen zu wehren, die sie nicht töten, sondern ihr Vertrauen gewinnen wollten. In unzähligen Unterrichtsstunden hatte er ihr eingetrichtert, dass Daimonen brutale Bestien waren, die man bei der erstbesten Gelegenheit umbringen sollte. Er hatte ihr von der Kraft der Daimonen

erzählt, von ihrer Grausamkeit und wie brutal sie gegen die Magi vorgingen. Nie hatte er davon gesprochen, dass sie küssen konnten oder ihre Hilfe anbieten würden. *Er hat mir auch viele andere Dinge verschwiegen*, erinnerte sie eine leise Stimme. Sie wollte Adam glauben, doch er hatte sogar Magie angewandt, um seine Geheimnisse zu bewahren. Sie war sich nicht einmal sicher, ob sie sich Sorgen machen musste, weil er nicht nach Hause kam, oder ob er ihr absichtlich aus dem Weg ging.

Von diesen Zweifeln durfte Kaleb jedoch nichts erfahren. »Wenn mein Vater kommt —« In diesem Moment

wurde das Fenster neben der Tür eingeschlagen. Es klirrte laut.

Eine Hand griff durch das Loch in der Scheibe nach dem Riegel, hielt plötzlich inne und rutschte schlaff wieder nach draußen, bevor im nächsten Augenblick ein dumpfer Aufprall vor der Tür zu hören war.

»Psst.« Kaleb hob einen Finger an die Lippen.

Mallory nickte.

»Warte hier«, flüsterte er. Er ließ sie los und ging zum Wohnzimmerfenster. Vorsichtig zog er die Lamellen der Jalousien ein Stück auseinander. »Du

bleibst drin. Ich kümmere mich darum«, wies er sie leise an.

»Was geschieht –«

»Ich kümmere mich darum«, wiederholte er. »Du rührst dich nicht vom Fleck.« Schon war er verschwunden.

Mit der Pistole in der Hand spähte sie ebenfalls durch die Jalousien und sah, wie Kaleb einen leblosen Körper die Straße hinabtrug. Zumindest glaubte sie das, denn kaum hatte sie einmal geblinzelt, sah sie niemanden mehr – *keinen Kaleb, keine Leiche*. Als hätte sie sich alles nur eingebildet. Verwirrt starrte sie auf die Straße hinaus. Mallory

umschloss die Waffe fester und ihr Blick wanderte zum Fenster neben der Tür. Es war heil, die Schutzschilde funktionierten also. Der Abwehrzauber hatte den Eindringling aufgehalten und die Bruchstelle umgehend verschwinden lassen. *Wie ist Kaleb dann reingekommen?* Sie ging zu dem Fenster, legte ihre Hand auf die unversehrte Scheibe und schüttelte den Kopf. Dann ließ sie die Pistole sinken. Als sie einen Schritt zurücktrat, knirschten Scherben unter ihren Füßen.

Das passte alles nicht zusammen. Wo war Kaleb plötzlich geblieben? *Können sich Daimonen in Luft auflösen?* Wieso

hatte der Abwehrzauber Kaleb nicht aufgehalten? Sie blickte auf die roten Ziffern an der Mikrowelle. *Adam müsste längst zu Hause sein.* Ohne die Pistole abzulegen, griff sie nach ihrem Handy und prüfte, ob sie eine Nachricht erhalten hatte. Ihr Vater hatte sich nicht gemeldet.

Da hörte sie ein Geräusch am Eingang. Sofort riss sie die Waffe hoch. Als die Tür geöffnet wurde, war sie schussbereit.

Kaleb trat ein und hob beschwichtigend die Hände. Seufzend holte Mallory Luft. »Du hast Glück, dass

ich dich nicht abgeknallt habe.«

»Was soll das?«

Sie ließ die Pistole sinken. »Was glaubst du denn? Ich stehe nicht zum Spaß mit einer Pistole in der Hand in meinem Haus und frage mich, warum auf dem Fußboden Glasscherben liegen, während die Scheibe heil ist. Wie konntest du so schnell verschwinden? Und wieso haben die Schutzschilde den Eindringling abgewehrt, dich aber nicht? Mein Vater kommt aus irgendeinem Grund nicht nach Hause, du bist ein *Daimon* ... und dieser fremde Magus oder Daimon – ist er tot?«

Für einen Augenblick wirkte Kaleb

tatsächlich wie jemand, der seelenruhig Leichen aus dem Weg räumte, was vielleicht an dem Blut auf seiner Jeans lag. Das war nicht der Kerl, in den sie sich verliebt hatte. Er war ein Daimon, der sie angelogen und in die Irre geführt hatte.

»Rede endlich mit mir. Du hast doch einen Mann die Straße runtergetragen, oder?«

Kaleb seufzte. »Ja.«

»Jemand wollte hier einbrechen und wurde durch den Schutzzauber abgewehrt.« Sie war sich ganz sicher. Die Beweise waren auf dem Fußboden und auf seiner Jeans zu sehen. Aber er

sollte es ihr bestätigen.

»Ja.«

»Ist er –«

»Mallory«, unterbrach Kaleb sie.

»Du bist durch die Schutzschilde getreten, die ihn getötet haben. Wie ist das möglich?«

Er wandte sich ab und starrte aus dem Fenster auf die Straße hinaus. Sie schwiegen eine Weile. Schließlich fragte er: »Hast du Handfeger und Schaufel?«

Mallory folgte seinem Blick über den Fußboden.

»Das ist nicht dein Ernst«, sagte sie

ungläubig. »Gerade ist jemand ums Leben gekommen und du willst sauber machen? Das ist doch krank.« Sie stürmte aus dem Zimmer, ohne die Glassplitter zu beachten, die sich in die Unterseiten ihrer Pantoffeln bohrten.

Doch anstatt die Polizei zu rufen, suchte sie in der Küche nach Handfeger und Schaufel. Die Anordnung ihres Vaters, keine Fremden ins Haus zu lassen, galt auch für Polizisten.

Nachdem sie Kaleb Handfeger und Schaufel gebracht hatte, griff sie abermals nach dem Handy – keine Nachrichten, kein verpasster Anruf. Ihr Vater hatte sich immer noch nicht

gemeldet.

»Ruf ihn an.«

»Was?« Mallory blickte auf Kaleb hinab, der die Scherben auflegte.

Er schaute nicht zu ihr auf. »Ruf Adam an. Wir müssen wissen, ob er in Sicherheit ist, und wir müssen ihm sagen, was passiert ist.«

Kaleb warf die Scherben in den Müll, während Mallory versuchte, ihren Vater auf dem Handy und im Büro zu erreichen. Als niemand abnahm, rief sie den Empfang der Firma an.

»Stoneleigh-Ross.«

»Ich versuche meinen Dad zu erreichen ... Adam Rothesay.«

»Mr Rothesay war heute nicht im Büro.«

»Sind Sie sicher?« Mallory ließ sich aufs Sofa fallen. »Vielleicht –«

»Ich war die ganze Zeit hier«, unterbrach sie die Empfangsdame. »Mr Rothesay wäre mir mit Sicherheit aufgefallen. Einen kleinen Moment bitte.« Mallory hörte Papier rascheln, dann meldete sich die Stimme wieder. »Einige Kollegen hatten heute einen Notfall. Vielleicht ist er mit ihnen unterwegs. In dem Fall hätte der Koordinator der Abteilung aber eigentlich bei Ihnen anrufen müssen.«

»Mir hat niemand Bescheid gesagt.«

Am anderen Ende der Leitung war das Klappern der Tastatur zu hören, dann sagte die Empfangsdame: »Ich habe einen Vermerk gemacht. Sie werden sofort benachrichtigt, wenn es Neuigkeiten gibt. Kann ich sonst noch etwas für Sie tun, Miss Rothesay?«

»Nein danke.« Mallory legte auf, behielt das Telefon aber in der Hand. Sie wusste nicht, was sie jetzt tun sollte.

Kaleb trat auf sie zu und sie sah ihm an, dass er das Gespräch mit angehört hatte. Wortlos strich er ihr das Haar aus dem Gesicht.

Sie wich zurück. »Es gab einen

Notfall und sie haben wohl nur vergessen, mich zu informieren.«

Kaleb setzte sich neben sie aufs Sofa, legte jedoch nicht den Arm um sie. Vor ihnen auf dem Tisch lag die Pistole, die Mallory kurz zuvor noch in der Hand gehabt hatte.

»Was auch immer passiert, ich bin für dich da. Du kannst mir vertrauen.« Stocksteif saß er auf dem Sofa und sie fragte sich, wer der echte Kaleb war: der Daimon, der lässig eine Leiche davontrug, oder der nette Typ, den sie zuerst kennengelernt hatte. Das schienen zwei völlig verschiedene Personen zu

sein.

Kaleb sah sie jetzt erwartungsvoll an. Als sie nichts erwiderte, stand er auf. »Ich muss das Blut rauswaschen, bevor es eingetrocknet ist.«

Er war bereits im Flur, als sie ihm hinterherrief: »Ich möchte dir gern vertrauen.«

Kaleb blieb stehen, machte auf dem Absatz kehrt und lief zu ihr zurück. »Das wäre schön«, antwortete er.

KAPITEL 29

ER WOLLTE NICHT DERJENIGE sein, der Mallory darüber aufklärte, was Adam ihr alles vorenthalten hatte. Wenn er ihr die Wahrheit sagte, würde sie ihn bestimmt rauswerfen. Das durfte er nicht riskieren. Sie fühlte sich unsicher, weil Adam nicht da war, aber selbst wenn der Magus zu Hause wäre, könnte er ihr nicht gleich alles sagen.

Zumindest nicht, bis sie herausfindet, dass sie diese Welt verlassen muss.

Die Ereignisse des heutigen Abends hatten seiner kurzen Träumerei von einem Leben mit Mallory in der Menschenwelt einen heftigen Dämpfer versetzt. Dabei gab es für ihn in den nächsten Monaten kaum Gründe, in der Stadt zu leben – abgesehen von den Tagen, an denen er kämpfen musste. Hin und wieder musste er Geld für sich und Zevi verdienen, doch wenn er die Kampfspiele erst gewonnen hätte, wäre er ein gefragter Mann. Er bräuchte nur noch wenige Aufträge annehmen, seinen Anteil in das Geld der Menschen umtauschen und könnte dann die meiste Zeit bei Mallory bleiben. Nach Ablauf

des Jahres würde er sie – und ihr Kind – mit in die Stadt nehmen müssen, doch bis dahin hätten sie genügend Zeit, sich in der Welt der Menschen besser kennenzulernen.

Vorausgesetzt die Magi bringen mich nicht um. Vielleicht war es besser, wenn Adam nicht nach Hause kam. Würde der Magus wieder auftauchen, brächte das nur neue Probleme mit sich und diese lösen zu müssen, ohne dass er Mallory gegenüber offen sein konnte, wäre noch komplizierter.

Kaleb zog seine Jeans aus. Er musste sie unbedingt sauber bekommen, denn er

besaß nur wenige Kleidungsstücke und hatte noch kein Menschen-Geld, um sich etwas Neues zu kaufen. Mit dunklen Blutspritzern auf der Hose würde er zu viel Aufmerksamkeit erregen. Er stellte den Wasserhahn an und entdeckte auch noch am Saum seines Hemds Blut. Er zog es ebenfalls aus. *Aber zuerst die Jeans.* Zur Not würde er ohne Hemd schlafen können, aber sicher nicht nur in Boxershorts. *Nicht hier.*

»Gibt es hier irgendwo eine Bürste oder einen Schwamm?«, rief Kaleb durch die geschlossene Tür. »Mallory?« Er wartete einen Moment. »Mallory?«, rief er dann noch einmal.

Sie reagierte nicht. Nervös riss er dir Tür auf – und dort stand sie. Hastig hielt er die Jeans vor sich und wollte die Tür wieder zuschlagen, als sie ihm einen Schwamm hinhielt.

»Hier.«

»Ich habe dich nicht gehört und dir Sorgen gemacht.« Er nahm den Schwamm. »Tut mir leid. Ich wollte nicht ... ich ...«

Mallory starrte ihn an. »Was tut dir leid? Dass du dir Sorgen um mich machst oder dass du den toten Mann so seelenruhig fortgetragen hast? Was?«

»Nichts davon.« Er hielt seine Hose tiefer, damit sie so wenig wie möglich

sehen konnte, kam sich aber sofort lächerlich vor. Er war ein Streuner, der seinen Körper verkaufte, und kein unerfahrener Menschenjunge. Aber in Mallorys Nähe war alles anders. Ihre Beziehung sollte etwas Besonderes sein. Er wünschte, sie könnten alle Geheimnisse hinter sich lassen und nach vorn schauen. Er wollte, dass sie glücklich war.

»Ich liebe dich«, flüsterte er.

Er hatte diese Worte schon oft gehört, aber nie wirklich verstanden – bis zu diesem Augenblick. Mallorys Leben war wichtiger als seins. Mit Haage und

Adam hatte er es sich bereits verdorben, aber jetzt wurde ihm bewusst, dass er es mit jedem aufnehmen würde, wenn es Mallory glücklich machte und sie dadurch in Sicherheit wäre. Er wiederholte den Satz etwas lauter. »Ich liebe dich, Mallory.«

Sie starrte ihn an. »Was hast du gesagt?«

Er stand barfuß und mit nacktem Oberkörper im Haus eines Magus in der Menschenwelt und hielt verkrampft seine Jeans vor sich, während seine Ehefrau ihn anstarrte, als hätte er in einer unbekannten Sprache mit ihr gesprochen. »Ich liebe dich«, sagte er

noch einmal.

»Nein, das tust du nicht.« Sie drehte sich um und ging.

Hastig zog er seine Jeans an und folgte ihr. Vor dem Fenster neben der Tür blieb sie stehen.

Ohne ihn anzusehen, sagte sie: »Ich fasse es nicht. Vielleicht willst du mir ja wirklich helfen, aber du musst mir keine wahnsinnigen Versprechen machen. Liebe braucht Zeit. Du kennst mich überhaupt nicht, also kannst du mich auch gar nicht lieben.«

»Doch, ich liebe dich. Und ich werde alles tun, um dich zu unterstützen«, versprach er.

Mallory drehte sich zu ihm um. »Sag mir, was er den Daimonen weggenommen hat. Wonach suchen sie? Wenn sie ihn verschleppt haben, können wir es vielleicht gegen ihn eintauschen.«

»Wir wissen aber nicht, ob sie ihn verschleppt haben«, warf Kaleb ein.

»Aber er ist trotzdem in Gefahr. Genau wie ich. Die Späherin hat mich gefunden. *Du* hast mich gefunden. Jemand hat versucht hier einzubrechen. Ich muss wissen, was sie von ihm wollen. Warum sagst du es mir nicht?«

»Ich werde für deine Sicherheit sorgen, Mallory. Das ist im Moment das

Wichtigste.«

»Mein Vater —«

»Ist vielleicht gar nicht verschwunden«, beendete Kaleb den Satz. »Du hast Recht, ihr werdet bedroht, aber das bedeutet noch nicht, dass sie ihn in die Finger bekommen haben.«

»Wenn aber doch —«

»Wenn er verschleppt wurde, sage ich dir alles, was ich weiß. Aber wenn er wiederkommt oder wir ihn finden, sollte er dir selbst sagen, was er vor ihnen versteckt.« Kaleb verstand zwar nicht, warum die Magi Marchosias' Tochter zu sich genommen hatten, aber er war

davon überzeugt, dass Mallory hier sicherer war als in der Stadt. Außerdem wäre er in der Stadt niemals an sie herangekommen. Höchstens, wenn Marchosias sie ebenfalls als Preis ausgesetzt und er die Kampfspiele gewonnen hätte. Er versuchte sie sich als Mädchen der herrschenden Kaste vorzustellen, als Tochter des Herrschers, die auf ihn herabblickte – oder sich nur aufgrund seines Hangs zur Gewalt zu ihm hingezogen fühlte. Ein schrecklicher Gedanke.

Kaleb fuhr mit den Händen an ihren Armen entlang. Sie zuckte zusammen, doch er beherrschte sich und blieb

gelassen. »Ich weiß, dass ich dir auch etwas bedeute, Mallory. Hab Vertrauen zu dir selbst. Irgendwo tief in deinem Inneren *spürst* du, dass wir zusammengehören.«

Sie flüchtete zwar nicht, kam ihm aber auch nicht näher. »Ich hoffe nur, dass ihm nichts zugestoßen ist. Wenn du mir helfen willst, dann finde ihn. Ich ... werde versuchen, dir zu vertrauen.« Ihre Augen füllten sich mit Tränen. »Er ist nicht perfekt, aber er ist mein Vater, meine Familie. Seit Jahren ist er auf der Flucht und wenn sie ihn jetzt gefangen genommen haben ...«

Unbewusst akzeptierte Mallory Kaleb bereits, denn sie machte einen Unterschied zwischen ihm und den Daimonen, die ihren Vater verfolgten. Sie hatte ihn sogar um Hilfe gebeten.

Wie gern hätte Kaleb sie in den Arm genommen, um ihr die Angst zu nehmen und ihr zu versichern, dass alles gut werden würde. Doch das war unmöglich – im Moment jedenfalls. Sie wusste nicht, welches Leben er führte. Die Magi hatten ihr beigebracht, dass man Daimonen hassen musste. Allein der Gedanke, sie würde ihn jetzt in der Stadt erleben, war für ihn unerträglich. Zunächst musste er ihre Vorurteile

gegenüber Daimonen abbauen.

»Du hast mein Wort«, versprach er deshalb nur. »Ich schwöre, dass ich dir bei der Suche nach Adam helfen werde. Vielleicht finde ich sogar einen Weg, dass er nicht mehr vor den Daimonen zu fliehen braucht. Ich *werde* für dich da sein ... egal, was passiert.«

Mallory wandte sich ab und starrte wieder aus dem Fenster. Sie verschränkte die Arme vor der Brust und blieb mit dem Rücken zu ihm stehen, um die Tränen zu verbergen. Doch an ihrer Stimme war deutlich zu hören, dass sie weinte. »Daimonen kann man nicht

trauen und –«

»Sind etwa alle Magi gleich?«, unterbrach er sie. »Oder alle Menschen? Warum sollten dann alle Daimonen gleich sein? Einige von uns sind grausam und würden dich und Adam umbringen. Aber ich gehöre nicht dazu.«

Für eine Weile antwortete sie nicht. Nur ihr leises Schluchzen war zu hören. Schließlich sagte sie: »Dad hat gesagt, die einzige Person, an die ich mich wenden kann, ist seine Schwester Evelyn. Doch sie hasst mich.«

»Sie ist eine Maga«, erwiderte Kaleb. Mallory nickte.

Wenn Evelyn wusste, dass Mallory

eine Daimonin war – was Kaleb stark annahm –, hasste sie Mallory wahrscheinlich aus dem gleichen Grund, aus dem sie Kaleb hassen würde.

»Jetzt gibt es noch jemanden, an den du dich wenden kannst«, versicherte er ihr nochmals.

Sie schluchzte immer lauter und er näherte sich ihr behutsam. »Darf ich dich in den Arm nehmen?«

Als Mallory nicht antwortete, zog er sie an sich und hielt sie fest, während sie weinte. Sie ließ ihn gewähren, trotz ihrer Vorurteile.

»Alles wird gut«, flüsterte er und hoffte inständig, dass er sie und sich

nicht belong.

KAPITEL 30

AUCH AM NÄCHSTEN TAG war Adam noch nicht nach Hause zurückgekehrt. Mallory telefonierte, während sich Kaleb auf den Weg in die Stadt machte. Wenn Adam noch in der Menschenwelt war, würden die Magi ihn früher oder später aufspüren. Wenn nicht, war er entweder tot oder in der Stadt. Vielleicht hatte Marchosias jemanden geschickt, um sich an Adam zu rächen. Es sei denn, das Wohl seiner

Tochter war ihm wichtiger und er wollte ihr nicht noch mehr Kummer bereiten.

Doch Marchosias war nicht der einzige Daimon, dessen Handeln oft nicht leicht zu durchschauen war. Auch Haage hatte ohne Zweifel bereits einen neuen Plan ausgeheckt. Und es gab genügend andere Gruppierungen, die jede Gelegenheit ergriffen, um an die Macht zu gelangen. Kaleb würde auf sein Untergrundnetzwerk zurückgreifen müssen, um Antworten zu erhalten. Doch er konnte nicht gleichzeitig mit seinen Informanten Kontakt aufnehmen und bei Mallory sein. Kaleb brauchte Hilfe.

Er eilte durch das Tor in seine Welt

und begab sich direkt zu seiner Höhle. Zevi saß mitten im Raum. Für einen Moment war ein wenig Erleichterung in seinem Gesicht zu sehen, doch seine Körperhaltung verriet, dass er stinksauer war.

»Zevi –«

»Ich will es gar nicht hören, Kaleb.« Zevi verschränkte die Arme und funkelte ihn wütend an. »Ich flicke dich zusammen, und tue alles, was in meiner Macht steht, um dich am Leben zu erhalten, nur damit du weiter diese *Todeskämpfe* ausfechten kannst. Aber das reicht dir offenbar noch nicht. Du *willst* anscheinend sterben. Ich habe es

verstanden.«

»Nein, das stimmt nicht«, protestierte Kaleb.

»Du hast Marchosias dein *Leben* als Pfand gegeben! Ist das etwa kein Wunsch zu sterben?« Zevi hetzte so aufgebracht hin und her, dass Kaleb ihn nur verschwommen wahrnahm. Plötzlich bohrte Zevi ihm einen Finger in die Brust. »Du bist mein Rudel, Kaleb. Mein Leben hängt von dir ab ... von deinen Entscheidungen, deinen Launen, deinen Plänen. Jahrelang habe ich dir vertraut. Aber das kann ich nicht mehr, wenn du andauernd versuchst, dich *töten* zu

lassen.«

Im Grunde hatte Zevi Recht, doch das machte es Kaleb auch nicht leichter, offen mit seinem Rudelgenossen zu reden. Er senkte den Kopf. »Ich versuche mir eine Zukunft aufzubauen.«

»Eine Zukunft nach dem Tod?«, fragte Zevi und schniefte. »Es klebt schon wieder Blut an dir.«

»Ich weiß.« Kaleb ließ den Kopf weiter hängen, ein Zeichen, dass er sich seiner Fehler bewusst war und um Vergebung bat. »Ich hätte mit dir reden sollen.«

»Du hast Marchosias' Tochter gefunden. Du hast dein Leben riskiert ...

und mir alles verschwiegen, weil du wusstest, dass ich mir Sorgen machen würde.« Zevi seufzte und entfernte sich so schnell von Kaleb, wie er sich ihm nur Sekunden zuvor genähert hatte.

»Ja«, gab Kaleb zu.

»Mich lässt du nicht kämpfen, aber ich bin kein hilfloser Welp. Du musst mir mehr vertrauen.« Zevi klang jetzt eher verletzt als wütend.

Kaleb blickte auf. »Ich werde mich nicht mehr in Lebensgefahr bringen ...«

Zevi schnaubte.

»Ich werde es zumindest versuchen«, verbesserte sich Kaleb. »Bitte Zevi! Ich brauche deine Hilfe.«

»Wobei?«

»Mallorys Vater – also der Magus, der sie großgezogen hat, nicht Marchosias – ist verschwunden. Haage hatte mich angeheuert, um Mallory zu töten, aber ich habe den Vertrag gebrochen. Sie weiß, dass ich ein Daimon bin, glaubt aber, dass sie ein Mensch ist. Sie hat keine Ahnung, dass wir verheiratet sind. Marchosias hat mir ein Jahr Zeit gegeben, dann muss ich Mallory in die Stadt bringen. Außerdem bin ich weiter verpflichtet, an den Kampfspielen teilzunehmen. Ich werde also ab und zu hier sein.« Kaleb holte

tief Luft. »Ich glaube, ich liebe sie, und wenn sie nicht in unserer Welt leben will, werde ich sie nicht dazu zwingen ... womit ich mir womöglich zusätzlichen Ärger einhandele.«

Zevi begann zu lachen. »Und in welchem Teil deiner netten Geschichte schwebst du nicht in Lebensgefahr?«

Trotz Zavis Reaktion fühlte sich Kaleb besser. Sein Rudelgenosse würde ihm vergeben. »Das kann ich erst sagen, wenn wir alles hinter uns haben«, antwortete Kaleb.

Zevi schüttelte den Kopf. »Und wie kann ich dir helfen?«

»Ich will herausfinden, ob Adam – ihr

Stiefvater – in der Stadt ist. Und wenn er hier ist, muss ich wissen, wer ihn geholt hat und wo er hingebracht wurde. Alles, was du über ihn in Erfahrung bringen kannst, ist wichtig. Der Magus hasst mich, aber meine Frau ...«, Kaleb lächelte, als er das Wort aussprach, »liebt ihn und sie gehört jetzt zu unserem Rudel.«

»Wird erledigt!« Zevi kam auf Kaleb zu und vergrub den Kopf in seiner Schulter. »Bring sie nach Hause. Ansonsten komme ich mit in die Menschenwelt.«

»Aya wird mit mir kommen.«

Kaleb erklärte Zevi, was er mit Aya

beschlossen hatte. Vollkommen reglos hörte Zevi zu. »Schwörst du, keine Verträge mehr zu schließen oder Versprechungen zu machen, ohne vorher mit mir darüber zu reden?«, fragte er dann.

Kaleb legte betreten den Kopf schief. »Ich werde mir Mühe geben.«

»Große Mühe«, seufzte Zevi. »Und sieh dich vor.«

Kaleb nickte. »Versprochen.«

Trotz der angespannten Stimmung besprachen sie, wie Zevi vorgehen sollte. Während er sich nach Adam erkundigte, sollte er auch ihr Geld in die

Währung der Menschen umtauschen. Weder Kaleb noch Zevi erwähnte, wie gefährlich es war, sich mit den Magi einzulassen.

Mallory wollte Adam wiederfinden, und nur das zählte. Kaleb liebte Mallory und war bereit, jedes Risiko für sie einzugehen. Und da Zevi Kaleb liebte, verlangte er nicht von ihm, ihr diese Bitte abzuschlagen.

Als Kaleb in die Menschenwelt zurückkehrte, begab er sich ohne Umwege zum Stoneleigh-Ross-Gebäude. Es war völlig verrückt, als Daimon freiwillig die Festung der Magi

aufzusuchen, doch leider war das der Arbeitsplatz des vermissten Magus. Und dort wollte er sich zuerst nach ihm erkundigen.

An der Eingangstür wurde Kaleb sofort von den Abwehrzaubern aufgehalten. Die Schutzschilde schleuderten ihn zwar nicht im hohen Bogen durch die Luft wie Adams Zauberformeln, dafür hatte er das Gefühl, von einer undurchdringlichen Mauer abzuprallen.

Plan B.

Er zog das Handy hervor, das er sich *besorgt* hatte, um Mallory anrufen zu können. Dann suchte er in der Tasche

nach einem kleinen Zettel und wählte die Nummer, die er am Morgen von der Liste an Mallorys Kühlschrank abgeschrieben hatte. Als sich die Empfangsdame von Stoneleigh-Ross meldete, sagte er: »Ich bin auf der Suche nach Adam Rothesay.«

»Ich kann Ihnen keine Auskunft über Mr Rothesay –«

»Ich weiß, was ihr da drinnen seid.«
Er richtete den Blick auf die Eingangstür und fuhr so locker wie möglich fort: »Ich stehe hier vor euren beschissenen Schutzschilden und wenn nicht sofort jemand rauskommt, um mit mir zu reden, hole ich noch mehr Dämonen. Wenn es

sein muss, reißen wir das ganze verdamnte Gebäude ein.«

»Bleiben Sie bitte kurz dran, ich verbinde.«

Kaleb spürte eine zunehmende Spannung in der Luft, als würden auf einmal unsichtbare Dornensträucher in die Leere hineinragen. »Was soll das«, knurrte er. »Ich bin gekommen, weil ich helfen will, Adam Rothesay zu finden. Ich glaube, er steckt in Schwierigkeiten.«

Das unsichtbare Gestrüpp wucherte nicht weiter, aber die Schutzschilde blieben in Kraft.

Nach einer Weile trat ein Mann durch die Eingangstür und kam auf Kaleb zu. Er trug eine verwaschene Jeans und ein weißes Oberhemd. Eine schmale Brille mit silberfarbener Metallfassung, glänzende Lederschuhe und eine silberne Uhr vervollständigten das äußere Bild eines lässigen, modernen Menschen. Sein Lächeln und sein schlendernder Gang standen im scharfen Kontrast zu dem schneidenden Schmerz, den Kaleb an beiden Fußknöcheln verspürte, als er in unsichtbare Ketten gelegt wurde.

»Kaleb, nehme ich an?«

Er nickte.

»Adam hat mir von Ihnen erzählt«,

begann der Mann freundlich. »Sie sollten jedoch wissen, dass wir auf den Vaterschaftsansprüchen bestehen. Diese verbieten es, dass sie Mallory zu sich in die Stadt holen.«

»Ich will sie gar nicht in die Stadt mitnehmen.« Kaleb fiel es schwer, ruhig zu klingen. Körperliche Schmerzen konnte er mental ausschalten, mit magischer Folter hatte er jedoch kaum Erfahrung. Bevor er Adam begegnet war, hatte er nie Kontakt mit den Magi gehabt, die in der Menschenwelt lebten. »Ihr *leiblicher* Vater hat sie mir zur Frau gegeben. Diese Heirat lässt den

Vaterschaftsanspruch des Magus ungültig werden.«

»Wir werden unser Recht durchsetzen«, entgegnete der Mann, als ob er Kaleb nicht gehört hätte. »Mallory bleibt als Tochter eines Magus bis zu ihrer Volljährigkeit außerhalb der Stadt. Da sie gerade erst siebzehn geworden ist –«

»Wir sind verheiratet. Adams Anspruch gilt nicht mehr, aber deshalb bin ich nicht gekommen.« Kaleb hatte das Gefühl, etwas würde seine Waden hinaufkriechen. Er versuchte es nicht zu beachten, doch die unsichtbaren Ranken schienen sich immer fester um seine

Beine zu legen. »Adam ist verschwunden und gestern Abend wurde bei Mallory eingebrochen. Sie macht sich Sorgen.«

Sofort ließen die Ranken von ihm ab. »Jemand ist in ihr Haus eingedrungen?«

»Fast, aber die Abwehrzauber ... haben die Sache erledigt.« Kaleb widerstand dem Drang, einen Schritt zurückzutreten. Instinktiv wollte er sich so weit wie möglich von der unsichtbaren Kraft entfernen, die ihn festgehalten hatte. Aber Magie war oft nicht an einen Ort gebunden. Es war gut möglich, dass er auch beim Rückwärtsgehen festgehalten würde.

»Und der Leichnam?«

»Ich habe mich darum gekümmert«, antwortete Kaleb.

»Schwören Sie, dass Sie nicht die Absicht haben, Miss Rothesay zu holen —«

»Glauben Sie, ich bin so naiv, Ihnen gegenüber irgendetwas zu schwören?« Kaleb lachte. »Nicht mal Adam hat einen Schwur aus mir herausbekommen. Und Sie schaffen das erst recht nicht.« Plötzlich verspürte Kaleb einen glühenden Schmerz in den Ohren, als würde heiße Asche dort hineinrieseln.

Das ist nur Einbildung. Unwillkürlich

fletschte er die Zähne. »Wissen Sie, wo Adam ist?«

Der Magus musterte Kaleb von Kopf bis Fuß und sagte dann mürrisch: »Wir beantworten Daimo—«

»Meine Frau liebt Adam. Wenn er nicht in *dieser* Welt ist, muss ich mich in der Stadt umhören«, erklärte Kaleb so ruhig wie möglich.

»Warum?«

»Weil Mallory es so will.« Kaleb merkte, wie ihm Klauen wuchsen. Er konnte sich kaum noch beherrschen. »Ich muss wissen, ob Adam in dieser Welt ist. Und falls ich doch in der Stadt nach ihm suchen muss, will ich wissen, ob

Mallory während meiner Abwesenheit unter dem Schutz der Magi steht.«

Sein Gegenüber sagte nichts. Warum hatte Kaleb überhaupt von einem Magus Hilfe erwartet?

Aya ist die einzige Ausnahme. Sie war seine letzte Hoffnung. Da er Mallory vorerst nicht mit in die Stadt nehmen konnte, war Aya von unschätzbarem Wert für ihn. Während in der Stadt niemand von ihrer wahren Identität wissen durfte, konnte sie in der Menschenwelt offen als Maga agieren.

»Ich werde meine Vorgesetzte von Ihrem Anliegen unterrichten, sowie sie wieder im Büro ist.« Der Magus machte

auf dem Absatz kehrt und ließ Kaleb stehen. Einen Moment hielt ihn die Luft noch fest, doch als sich die Tür zum Gebäude hinter dem Magus geschlossen hatte, wurde Kaleb freigelassen.

KAPITEL 31

NACHDEM KALEB AN DIESEM Morgen gegangen war, zweifelte Mallory nicht mehr daran, dass ihr Vater in ernsthaften Schwierigkeiten steckte. Weder er noch das Büro hatten sich gemeldet. Er würde sie niemals derartig hängen lassen, nur um ihren Fragen zu entgehen. *Er hätte ja auch wieder Magie anwenden können.* Mallory blieben nur zwei Möglichkeiten: sich an Evelyn wenden oder herausfinden, was

Adam den Daimonen weggenommen hatte, falls sie mit ihnen verhandeln musste.

Evelyn ging nicht ans Telefon. Also lief Mallory ins Schlafzimmer ihres Vaters und begann mit der Suche. Was auch immer der geheimnisvolle Schatz sein mochte, er hatte ihn gut versteckt. Die Truhe ließ sich trotz Vorhängeschloss leicht öffnen. Aus irgendeinem Grund hatte ihr Vater den Schlüssel stecken lassen. Sie enthielt einen Stapel abgegriffener Bücher und Zeitschriften über Zauberei sowie mehrere Schriftrollen, einige Messer aus unterschiedlichen Metallen und eine

Kelle aus geschnitztem Knochen. Mallory fuhr mit den Fingern über jeden einzelnen Gegenstand und wünschte, sie hätte die magischen Fähigkeiten ihres Vaters.

»Woher soll ich bloß wissen, was er ihnen gestohlen hat?«

Ein magisches Objekt müsste sich irgendwie besonders anfühlen, wenngleich das Ding, hinter dem die Daimonen her waren, auch etwas ganz Unauffälliges sein konnte. Nicht alles, was wertvoll war, sah auch so aus. Tränen liefen ihr über die Wangen, während sie an ihren Vater dachte. Vielleicht war er verletzt oder irgendwo

gefangen. Den Gedanken, dass er tot sein könnte, ließ sie gar nicht erst zu.

Mallory wischte sich die Tränen ab. *Ein Daimon taucht auf und ihr Vater verschwindet.* Nachdem sie erfahren hatte, dass Kaleb ein Daimon war, wollte sie sich sofort von ihm abwenden, aber Adam hatte ihn nicht aus ihrem Leben verbannt. Er hatte Kaleb sogar ins Haus gelassen. Das war mehr als verdächtig. Es musste einen Grund dafür gegeben haben. Doch die Einzigen, die sie im Moment danach fragen könnte, waren Kaleb – *der verdammt noch mal ein Daimon war* – und Evelyn, Adams

einzigste noch lebende Verwandte. Mallory hatte jedoch immer die Meinung ihrer Mutter geteilt: Selbst Giftschlangen waren freundlicher und vertrauenswürdiger als Adams Schwester. Kaleb hingegen hatte sich ausgesprochen fürsorglich verhalten und Mallory fiel es schwer zu glauben, dass jemand, zu dem sie sich so stark hingezogen fühlte, wirklich bösartig sein konnte.

Stunden vergingen, ohne dass die Suche im Zimmer ihres Vaters irgendwelche Geheimnisse ans Licht brachte. Einige Gegenstände schienen etwas Magisches zu haben, denn sie

fühlten sich eigenartig an. Aber keiner von ihnen kam Mallory so besonders vor, dass ihr Vater dafür den Zorn der Daimonen auf sich genommen hätte.

Inzwischen war es Mittag geworden. Mallory war vollkommen niedergeschlagen und bei ihrer Suche nicht einen Schritt weitergekommen. Sie hatte noch einmal im Büro und auf Adams Handy angerufen sowie vergeblich die verschiedenen Nummern für Notfälle gewählt. Evelyns Privatnummer kannte sie nicht und die Maga rief nicht zurück, obwohl Mallory mehrfach im Büro eine Nachricht hinterlassen und um einen Rückruf

gebeten hatte. Ihr blieb also nichts anderes übrig, als Stoneleigh-Ross aufzusuchen. Adam hatte ihr immer wieder eingebläut, nur im äußersten Notfall dorthin zu gehen, aber sein Verschwinden war eindeutig ein Notfall.

Mallory griff nach ihrem Mantel und den Waffen und machte sich auf den Weg zum Hauptsitz der Magi. Kurz bevor sie das Gebäude erreicht hatte, entdeckte sie Evelyn mit zwei Jugendlichen an einer Straßenecke. Mallory verspürte keinerlei Erleichterung, als sie die Maga endlich vor sich sah, obwohl sie wegen ihr hergekommen war. Evelyn machte

sie immer nervös und jetzt wurde sie auch noch von den beiden jüngeren Personen so durchdringend angestarrt, dass sie in Panik geriet.

»Mallory!« Evelyn nickte ihr zu. Nicht ein Funken Wärme ging von dieser Geste aus. »Was tust du hier?«

»Ich wollte zu dir.«

Erstaunt riss Evelyn die blau-goldenen Magusaugen auf. »Weiß Adam davon?«

»Nein.« Mallory schob die Hand in die Manteltasche, wo sie durch einen Schlitz unbemerkt die Pistole an ihrer Hüfte ziehen konnte. »Mein Vater ist gestern Abend nicht nach Hause gekommen.«

»Verstehe.« Evelyn klang völlig unbeeindruckt.

Mallory umfasste den Pistolengriff.
»Er vertraut dir und ich weiß nicht, an wen ich mich sonst wenden soll.«

»Ich werde mich darum kümmern.« Evelyn verzog den Mund zu einer Art Lächeln. »Unterdessen möchte ich dir meine Tochter vorstellen. Mallory, das ist Aya, deine Cousine.«

»Meine was?«, hakte Mallory nach.
»Dad hat nie erwähnt, dass ich eine Cousine habe.«

Das Mädchen trat einen Schritt vor. Es sah seiner Mutter gar nicht ähnlich. Im Gegensatz zu der zierlichen Evelyn war

Aya muskulös und hatte braune Augen statt des verräterisch blau-goldenen Magusblicks ihrer Mutter. Ihr kurzgeschnittener Schopf wirkte wie ein dicker, beigefarbener Wolfspelz und hatte nichts gemein mit Evelyns rabenschwarzem, glänzendem Haar.

»Du hast keine Magusaugen«, stellte Mallory sachlich fest und musterte gleichzeitig den Typen, der beschützend neben Aya stand. »Keiner von euch beiden.«

»Ihr Vater war leider ein Daimon. Ein notwendiges Übel.« Evelyn spitzte kurz die Lippen, bevor sie auf Aya deutete.

»Ich schwöre, dass sie mein Fleisch und Blut ist. Das trifft auf dich zwar nicht zu, aber da Adam dich als sein Kind betrachtet, ist Aya deine Cousine.«

Zu Mallorys Erstaunen schüttelte Aya den Kopf und sah den Jungen neben sich erschrocken an. »Daimonen können sich nicht fortpflanzen mit –«

»Doch, wenn die Maga stark genug ist und es einer größeren Sache dient«, unterbrach Evelyn sie.

Aya entfernte sich ein Stück von dem Jungen, den diese äußerst seltsame Unterhaltung nicht im Geringsten zu beeindrucken schien. »Bitte erschieß mich nicht«, sagte sie zu Mallory. »Ich

weiß, dass du eine Waffe hast, aber ich tue dir nichts.«

»Aber die Waffe –«

»Wir können das Metall riechen«, erklärte der Typ.

»So etwas können die Magi? Das hat Adam mir nie erzählt.«

»*Daimonen*, mein Kind.« Evelyn zeigte auf den Jungen. »Das ist das Daimonenhaustier meiner Tochter. Es kann mehr als nur das Metall deiner Waffe riechen.«

»Belias«, sagte Aya entschlossen. »*Er* heißt Belias.«

Schweigend ließ Mallory den Blick von Evelyn über Aya zu Belias wandern.

Ihre Tante, die nie auch nur ein Fünkchen familiäre Fürsorge gezeigt oder ihren Vater bei ihrer Erziehung unterstützt hatte, hatte ihr gerade eine Halb-Daimonin und einen Daimonen vorgestellt. Da war doch etwas faul. »Warum stellst du uns wirklich einander vor?«

Evelyn lächelte anerkennend. »Weil ich dachte, meine Tochter könnte dir vielleicht helfen. Sie ist in der Welt der Daimonen aufgewachsen, damit ich sie als Waffe einsetzen kann, wenn die Zeit gekommen ist.«

»Haben Sie eine Ahnung, was sie ihr

angetan hätten, wenn ihre wahre Identität herausgekommen wäre?«, rief der Daimon aufgebracht.

Evelyn richtete ihren eiskalten Blick auf Belias. »Sie haben meine Eltern, meinen kleinen Bruder und fast alle meine Freunde abgeschlachtet. Sie haben sämtliche Energie aus ihnen herausgesaugt und sie dann wie Abfall auf die Straße geworfen.« Sie zischte einige Worte in der Magussprache und Belias wurde mit voller Wucht gegen einen Baum geschleudert. »Ich weiß genau, was Daimonen uns Magi antun können.«

Belias war sofort wieder auf den

Beinen. Er hatte mehrere Wurfmesser gezogen und das erste sauste bereits durch die Luft. »Wenn du das alles wusstest, hättest du sie niemals dort allein zurücklassen dürfen!«

Ohne dass Evelyn auch nur einen Finger krümmte, machte Belias' Messer kehrt und flog zu ihm zurück. Er schnappte es sich aus der Luft und warf im selben Moment zwei weitere Messer in Richtung Evelyn. Evelyn zischte erneut ein paar Worte in der Sprache, die Mallory nicht verstand, und Belias erstarrte, als wäre er zu Stein geworden. Der Zauberspruch verhinderte jedoch nicht, dass ein Messer Evelyns Arm

streifte.

»Es reicht!« Aya stellte sich zwischen den Daimonen und die Maga.

Mallory war fassungslos. Sie wusste, wie gefährlich und mächtig die Magi waren, aber sie hatte noch nie eine Demonstration ihrer Zauberkraft erlebt. Abgesehen von der kurzen Szene mit Kaleb, hatte sich Adam in ihrer Gegenwart immer zurückgehalten. Mallory hatte auch noch nie jemanden gesehen, der sich so schnell bewegte wie Belias.

Aya hob die Hand, als wollte sie Evelyn schlagen, hielt dann aber inne.

»Stell mich nicht auf die Probe, Mutter.«

Die ältere Magus schnaubte nur und sah dann Mallory an, als wäre nichts gewesen. »Komm in einer Stunde in mein Büro. Wenn Adam in unserer Welt ist, habe ich ihn bis dahin gefunden. Wenn nicht, ist er wohl bei den Daimonen.«

Mallory hätte nie gedacht, dass Evelyn auch ihrem Bruder gegenüber so kaltherzig sein konnte. »Sag mir, was er den Daimonen weggenommen hat. Ich gebe es ihnen zurück! Du kannst mit ihnen reden. Es muss doch eine –«

»Ich erwarte dich in einer Stunde.«

Evelyn machte auf dem Absatz kehrt und entfernte sich. Mallory blieb mit Aya und Belias zurück.

Der Daimon stand jetzt wieder neben Aya. Aus irgendeinem Grund schien er sie beschützen zu wollen. Vielleicht weil sie eine Halb-Daimonin war. Vielleicht waren aber doch nicht alle Daimonen grausam und gefährlich. Nachdem Mallory Kaleb kennengelernt hatte, war sie sich dessen jedenfalls nicht mehr ganz sicher.

»Ich bin an Ayas Willen gebunden«, erklärte Belias. »Ohne ihre Zustimmung kann ich dir nichts antun. Bei uns bist du sicher.« Er hielt inne und schaute in die

Richtung, in die Evelyn verschwunden war. »Wahrscheinlich sicherer als bei ihr.«

Mallory lächelte ihn kurz an, sagte jedoch nichts.

Aya warf Belias einen kurzen Blick zu, bevor sie zu sprechen begann: »Meine Mutter will mir nicht verraten, wer mein Vater ist. Ich bin in der Welt der Daimonen aufgewachsen und in dem Glauben groß geworden, dass die Magi schreckliche Wesen sind, die man fürchten und streng kontrollieren muss.«

»Mir wurde das Gleiche über Daimonen erzählt«, stellte Mallory fest.

»Niemand ist gut oder schlecht, nur weil er einer bestimmten Art angehört.« Aya schüttelte den Kopf. »Wer nur meine Mutter kennt, könnte die Magi in der Tat für böse halten. Ich hoffe aber für dich, dass du einigen Magi begegnet bist, die anders sind.«

Mallory kämpfte mit den Tränen. »Mein Vater ist ein liebevoller und guter Magus.« Kurz musste sie daran denken, wie Adam Kaleb behandelt hatte, und sie fügte hinzu: »Meistens.«

Einen Moment lang herrschte Schweigen. Aya und Belias wirkten vollkommen gelassen, als wäre Belias nicht gerade von Evelyn durch die Luft

geschleudert worden und als wäre er nicht gerade mit Messern auf sie losgegangen. Mallory fühlte sich an den Zustand absoluter innerer Ruhe erinnert, den sie während des Trainings oft erreicht hatte. Doch diese Ruhe hatte sie noch nie in einem echten Konflikt testen müssen. Niemand hatte je versucht, sie zu töten, und der Gedanke daran raubte ihr jede Gelassenheit.

»Wenn Daimonen ihn wirklich zu sich geholt haben, brauchst du in ihrer Welt einen Führer«, begann Aya.

Mallory zögerte. Auch wenn sie Evelyn misstraute, galt das nicht für alle

Magi. Andererseits wollte sie endlich Antworten auf ihre Fragen und dazu brauchte sie Verbündete. Bislang war Adam ihr einziger Verbündeter gewesen, doch er war verschollen und wenn ihr Gefühl sie nicht täuschte, auch in großer Gefahr. Instinktiv vertraute sie auch Kaleb, doch sie wollte ihn noch nicht ins Spiel bringen.

»Dann sollten wir uns in einer Stunde gemeinsam auf den Weg zu Evelyn machen«, verkündete Mallory mit so fester Stimme wie möglich.

KAPITEL 32

KALEB HÄTTE SICH NICHT gewundert, wenn Mallory ihn mit der Pistole in der Hand empfangen hätte, als er abermals bei ihr zu Hause erschien. Es wäre auch möglich gewesen, dass Adam inzwischen zurückgekehrt war, und er hatte sich sogar darauf eingestellt, dass Mallory fort sein könnte. Was er nicht erwartet hatte, war ein Daimon in ihrem Wohnzimmer – schon gar nicht ein Daimon, den er für tot gehalten hatte.

»Belias? Was tust du hier?« Kalebs Blick wanderte durch den Raum.

»Warten.«

Kaleb entspannte sich ein wenig. Der Daimon aus der herrschenden Kaste, der dort vor ihm auf dem Sofa saß und wie gebannt auf den Fernseher starrte, während er sich durch die Programme zappte, wirkte wenig bedrohlich. Kaleb konnte sich gut daran erinnern, wie überwältigt er gewesen war, als er zum ersten Mal einen Fernseher gesehen hatte.

»Ich dachte, du wärst ...«, er hielt kurz inne, »ich dachte, du hättest den Kampf gegen Aya verloren.«

»Zumindest bin ich nicht durch Ayas Hand gestorben«, erwiderte Belias. »Stattdessen hat sie mich in diese Welt geschickt und in einen Bannkreis gesperrt.«

»Oh!« Kaleb fehlten die Worte und er starrte Belias ungläubig an. Ob er wusste, dass Aya eine halbe Maga war oder dass sie sich an ihn, Kaleb, gebunden hatte? Und hatte er schon erfahren, dass Marchosias ein Kind mit ihr zeugen wollte? Es erschien ihm jedoch wenig hilfreich, diese Dinge gleich zu erwähnen.

In diesem Moment betrat Aya den

Raum. »Wie ich sehe, hast du meinen Familiar schon kennengelernt.«

»Deinen –« Kaleb blickte zwischen Belias und Aya hin und her. Trotz ihres Abkommens fürchtete er sie plötzlich. Sie war eine Maga. Vielleicht sollte sie Mallory beschützen – vor ihm. Angesichts der Bedrohungen von allen Seiten verlor Kaleb langsam den Überblick.

Er schaute sich im Zimmer um. Alles schien an seinem Platz zu stehen, doch Aya war eine mächtige Maga. Kaleb bezweifelte, dass Mallory irgendeine Chance gegen sie hätte.

»Mallory?«, rief er.

Der Gedanke, gegen Aya und Belias gleichzeitig kämpfen zu müssen, war genauso Furcht einflößend, wie gegen Marchosias oder Adam anzutreten. Natürlich würde er es tun, wenn es keinen anderen Weg gäbe. Aber er hoffte inständig, dass sich Ayas Anwesenheit positiv und nicht negativ auswirken würde. *Wir haben ein Abkommen. Es ist alles in Ordnung.*

»Mallory!«, rief er dieses Mal lauter, als sie auch schon

den Raum betrat. Sie kam auf ihn zu und er hatte den Eindruck, dass sie sich freute ihn zu sehen, doch auf halbem Weg blieb sie abrupt stehen. Ihr Lächeln

verschwand. »Hast du etwas herausgefunden?«

»Ich bin in der Stadt gewesen und habe meinen Rudelgenossen gebeten sich umzuhören. Dann bin ich zu Adams Firma gegangen. Der Magus, mit dem ich gesprochen habe, hat mir keine Informationen gegeben. Aber er hat versprochen, mein Anliegen an seine Vorgesetzte weiterzuleiten. Ich weiß nicht, wer das ist, aber —«

»Evelyn«, unterbrach Mallory ihn. »Ich habe dir von ihr erzählt, sie ist meine Tante. Und sie ist Ayas Mutter. Sie ist die Maga, die hier alles

entscheidet, und sie ist auch der Grund, warum wir hier leben.«

»*Ayas Mutter* ist deine Tante?« Jetzt verstand Kaleb gar nichts mehr. Er drehte sich zu Aya um, doch sie schien völlig gelassen zu sein.

»Die Maga, die hier alles entscheidet«, wiederholte er.

»Die überall entscheidet«, verbesserte ihn Mallory. »Sie steht dem Magusrat vor.«

»*Deine Mutter* steht dem Magusrat vor, Aya, und du hältst es nicht für nötig, mir das mitzuteilen? Ich glaube, du musst mir einiges erklären.«

»Ich habe dir gesagt, dass ich über

Mittel und Wege verfüge, dir zu helfen.«

Belias legte die Fernbedienung ab und stellte sich neben Aya, doch sie zeigte keinerlei Regung. »Meine Mutter hat Belias hergeholt und heute hat sie mir meine Cousine vorgestellt.«

Ihre Cousine Mallory. Darüber musste Kaleb erst nachdenken. Deshalb antwortete er nur: »Ich bin davon ausgegangen, dass du Belias *getötet* hast.«

»Ich habe ihn vergiftet. Er sah nur aus wie tot. Das war Magie«, erklärte Aya. »Dann hat Evelyn ihn in den Bannkreis gesperrt, sonst hätte ich ihn wirklich umbringen müssen.«

»War es besser, ihn zum Sklaven zu machen?«

»Sie wollte den Kampf nicht verlieren«, mischte sich Belias ein. Er klang verständnisvoll. Kaleb war sich nicht sicher, ob der hochgeborene Daimon seinen Zorn erfolgreich verbarg oder sich der Situation gefügt hatte. »Wenn sie die Spiele gewinnt, kann sie regieren, ohne dass jemand erfahren muss, was sie ist.«

Aya sah Kaleb eindringlich an. Er schwieg. Offenbar wusste Belias nicht, dass Aya vorhatte aufzugeben.

Mallory überprüfte das Magazin ihrer

Waffe. Das metallische Klicken riss Kaleb aus den Gedanken über Belias und Aya, die anscheinend mehr Geheimnisse hütete, als Kaleb geahnt hatte.

Mallory holte eine kleine Schachtel mit Patronen und ein weiteres Magazin aus dem Schrank.

»Was tust du?«, fragte Kaleb.

»Ich bereite mich auf mein Treffen mit Evelyn vor.« Sie schob eine Handvoll Munition in eine ihrer Hosentaschen und das Ersatzmagazin in die andere. In einem Halfter trug sie noch einen Revolver bei sich. »Falls sich herausstellt, dass Dad nicht mehr in

dieser Welt ist, bringt ihr drei mich zu Marchosias.«

Kaleb riss die Augen auf. »Mal—«

»Nein«, fiel Aya ihm ins Wort. »Das ist ein guter Plan.«

Mallory bedankte sich bei ihr mit einem Lächeln, bevor sie sich an Kaleb wandte. »Ich möchte gern glauben, dass du mir die Wahrheit gesagt hast und dass Daimonen nicht grundsätzlich grausam sind ... und ehrlich gesagt habe ich sonst niemanden, der mir helfen könnte. Wenn Dad in eurer Welt ist, brauche ich euch. Ich kann hier nicht einfach herumsitzen. Ich muss etwas tun.«

Kaleb spürte Ayas und Belias' Blicke

auf sich. Er fühlte sich ganz und gar nicht bereit für das Gespräch, das er jetzt vor ihnen mit Mallory führen musste. Leider blieb ihm keine andere Wahl. Er schritt durch den Raum und nahm Mallorys Hand. »Ich liebe dich. Und ich möchte dir wirklich helfen, aber vielleicht wäre es besser, wenn wir drei ohne dich in die Stadt gingen.«

»Nein! *Euch* würde Dad sicher nicht vertrauen, falls ihr ihn findet.« Mallory zog ihre Hand nicht zurück, reagierte aber auch nicht auf die Liebeserklärung. Mit der Waffe, die sie in der anderen Hand hielt, zeigte sie auf Aya. »Sie ist

eine ziemlich gute Maga. Sie hat sich gegen Evelyn behauptet und ich *weiß*, wie selten das jemandem gelingt. Aya hat mir erzählt, dass ihr zu den letzten Teilnehmern in einem Wettkampf gehört.« Mallory sah Aya an. »Sorry ... es ist wohl eher ein *Wer-ist-der-beste-Killer-Kampf*, den du nie erwähnt hast. Anscheinend bist du also auch kein allzu schlechter Kämpfer. Ich habe mein ganzes Leben lang trainiert, mich zu verteidigen. Diese hier«, sie schob die Pistole ins Halfter, »ist sicher nicht das beste Mittel gegen Magie, aber wenn ich es richtig verstanden habe, gibt es in deiner Welt gar nicht so viele Magi.

Wenn Dad dort ist, bekommen wir ihn frei.«

Kaleb war von Stolz und Liebe erfüllt. Doch diese Gefühle wurden schnell von seinem Beschützerinstinkt verdrängt. Hinzu kam ein nicht unerheblicher Selbsterhaltungstrieb. Er war einfach noch nicht bereit, Mallory zu sagen, dass sie verheiratet waren und dass sie eine Daimonin war. »Glaub mir, du möchtest weder meine Welt noch Marchosias kennenlernen. Wenn es keine andere Möglichkeit gibt, könnte man darüber nachdenken, aber lass mich zumindest versuchen –«

»Ich weiß, dass die Magi und

Daimonen sich abgrundtief *hassen*. Wenn Dad dort ist, braucht er mich.« Mallory drückte Kalebs Hand. »Hilfst du mir? Bitte!«, flüsterte sie. »Du hast gesagt, du würdest mich beschützen. Dann darfst du mich nicht allein zurücklassen!«

Kaleb blieb nichts anderes übrig, als zu nicken.

Als Mallory kurz darauf mit zwei Daimonen und ihrer Daimonen-Magus-Cousine durch Franklin lief, schwankte ihre Stimmung zwischen Angst und Hoffnung. Sie dachte an ihren Vater und daran, was er ihr über Daimonen

beigebracht hatte. Sie hatte auch vor Augen, wie sehr er Kaleb mit seiner Zauberkraft wehgetan hatte. Gleichzeitig überlegte sie, wie all das zu seiner Anweisung passen konnte, Evelyn zu vertrauen. Evelyn hatte ihr zwei Begleiter zur Seite gestellt – und beide kannten Kaleb. Wie es schien, vertrauten sie ihm sogar.

Bedeutet das, dass auch ich ihm vertrauen kann?

Sie schöpfte ein wenig Hoffnung, hatte aber gleichzeitig ein schlechtes Gewissen. Während ihr Vater verschollen war, machte sie sich Gedanken über ihr Verhältnis zu Kaleb.

Doch ihr ging so vieles durch den Kopf, und ihre Gefühle für Kaleb waren mittendrin.

Er hat gesagt, er liebt mich. Und das nicht nur einmal.

Aber sie konnte ihm einfach nicht glauben, selbst wenn sie es gewollt hätte. Sie sah ihn an und er streckte den Arm aus, als wollte er sie an sich ziehen. Doch sie war noch nicht bereit dafür. Zu viele Antworten standen noch aus, bevor sie ihn näher an sich heranlassen konnte. Aya zu vertrauen fiel ihr leichter: Sie war eine halbe Maga und Adams Nichte.

»Ich wünschte, du würdest

hierbleiben, an einem sicheren Ort. Adams Abwehrzauber beschützen dich, solange du dich im Haus aufhältst.« Kaleb sprach so leise, dass sie ein wenig dichter an ihn herantreten musste. »Ich schwöre dir, dass ich alles Erdenkliche tun werde, um Adam zu finden und ihm zu helfen.«

Obwohl sie sich gerade selbst ermahnt hatte, ihm nicht blind zu vertrauen, wurde Mallory sofort weich und nahm seine Hand. »Er ist mein Vater, Kaleb. Er ist alles, was mir von meiner Familie geblieben ist, seit meine Mutter fort ist.«

Kaleb nickte. »Ich weiß, wie du dich

fühlst. Ich habe einen Rudelgenossen, Zevi. Er ist meine ganze Familie. Aber ich möchte, dass auch du zu meiner Familie gehörst. Ich meine es ernst, wenn ich sage, dass ich dich liebe.«

»Wir kennen uns doch gar nicht so gut.«

»Ich bin ein Streuner, Mallory.« Er hielt inne und schüttelte den Kopf. »Natürlich kannst du nicht wissen, was das bedeutet. Lass es mich so erklären: Ich bin so etwas wie ein Straßenhund, wie einer dieser Köter in deiner Welt, die die meisten Leute ausmerzen wollen. Ich glaube nicht, dass ich schon einmal jemandem meine Liebe gestanden habe,

jedenfalls kann ich mich nicht daran erinnern. Aber ich verlasse mich auf meine Instinkte.« Er sah ihr direkt in die Augen. »Als wir uns geküsst haben, wusste ich es sofort. Du bist es, du bist die Gefährtin, die ich will.«

»Die Gefährtin?« Ihre Stimme überschlug sich und sie musste husten, bevor sie weitersprach. »Ich bin nicht ... ich kann nicht ... das geht mir alles viel zu schnell. Lass uns jetzt erst einmal meinen Vater finden. Dann können wir sehen, wo wir stehen und ob es überhaupt ein *wir* geben wird.«

Kaleb lächelte zuversichtlich. »Das wird es. Ich habe gespürt, wie du auf

mich reagiert hast. Wir gehören zusammen.«

»Vielleicht ist das nur etwas Körperliches. Eine Art sexuelle Begierde oder wie auch immer man das nennt ...«, gab Mallory zaghaft zu bedenken.

»Für mich nicht.« Kaleb zuckte mit den Schultern. »Ich habe schon viele Dämoninnen geküsst, aber für keine von ihnen hätte ich riskiert, mich mit der Vorsitzenden des Magusrats oder dem Herrscher der Dämonen anzulegen. Und ich habe auch noch nie solche Gefühle für jemanden empfunden.«

Mallory sah sich zu Aya und Belias um, die sich leise unterhielten. Dann wandte sie sich wieder Kaleb zu. »Eins nach dem anderen«, beharrte sie. »Zuerst mein Vater.«

Er nickte und sie legten den Rest des Wegs schweigend zurück.

Mallory ging auf den Haupteingang des Bürogebäudes zu. Ihre Tante erwartete sie bereits an der Tür. Evelyn hatte noch nie dem entsprochen, was man als normal bezeichnen würde. Adam hatte sich an die Menschen angepasst, Evelyn hingegen war *anders*.

Mallory spürte ein intensives Prickeln

auf der Haut, als würden sich ihre Nervenenden ausdehnen und bis in die Luft um sie herum hineinreichen. Das Gefühl wurde stärker, bis es nicht nur unangenehm, sondern regelrecht schmerzhaft war. »Was ist das?«

Evelyn winkte sie zu sich. »Mein Bruder ist nicht mehr in dieser Welt, Mallory.«

»Halt!« Kaleb griff nach Mallorys Hand, doch kurz bevor er sie berührte, wurde er fortgerissen. Er prallte gegen Belias und beide Daimonen stürzten zu Boden.

»Misch dich nicht immer ein, Evelyn!«, fauchte Aya.

Die beiden Daimonen rappelten sich mühsam wieder auf und als sich Mallory nach ihnen umsah, hatte sie das Gefühl, plötzlich viel schärfer sehen zu können. Das Farbspektrum schien breiter geworden zu sein und sie nahm Schattierungen und Töne wahr, die ihr Sehvermögen noch nie zuvor erfasst hatte. Sie machte einen Schritt auf ihre Tante zu.

»Ist hier Magie im Spiel?« Ihre Stimme klang auch ganz anders, viel tiefer. »Willst du mir helfen?«

»Nein«, antwortete Evelyn. »Du bist mir vollkommen egal, Mallory. Im Gegensatz zu meinem Bruder kann ich

deine Herkunft nicht einfach ausblenden.«

»Ich weiß, dass du meine Mutter nicht mochtest –«

»Ich habe sie gehasst, genau wie deinen Vater«, erwiderte Evelyn.

Unwillkürlich krümmte Mallory die Finger und ein seltsamer Druck baute sich in ihr auf. Sie hatte das Bedürfnis sich zu strecken, als hätte sie einen Krampf im ganzen Körper. »Du hasst deinen Bruder?«

»Nein«, unterbrach Evelyn sie. »Ich hasse deinen *Vater*.«

»Du weißt, wer mein leiblicher Vater

ist?« Mallory starrte die Maga an. »Wer ist es? Und was hat das alles mit Dad zu tun? Was geht hier vor?«

»Marchosias«, warf Kaleb leise von der Seite ein. »Du bist seine Tochter.«

Seine Worte trafen Mallory mit grausamer Härte. Plötzlich wurde ihr einiges klar. Jetzt verstand sie, wieso Adam ihr nie erzählt hatte, was er den Daimonen weggenommen hatte und warum er es nicht zurückgab. Bestürzt schaute Mallory von Kaleb zu Evelyn und dann weiter zu Aya und Belias, die sich auf der anderen Seite neben sie gestellt hatten. Schließlich wanderte ihr Blick zurück zu Evelyn. »Mein Vater ist

ein *Daimon*? Also bin ich eine Halb-Daimonin?»

»Nein«, rief Evelyn. »Du bist gar nichts *halb*. Deine Mutter Selah war eine Späherin und dein Vater ist ein Streuner. Du bist voll und ganz Daimonenabschaum!«

Was nun in ihrem Körper vor sich ging, war Mallory vollkommen fremd, als würden Teile von ihr erst jetzt erwachen. Unwillkürlich hob sie die Hand, um ihre Zähne zu berühren, doch sie konnte nur ungläubig auf ihre Finger starren, denn sie hatte keine Fingernägel mehr. Stattdessen waren ihr dicke, gebogene Krallen gewachsen wie bei

einem Greifvogel. Und ihre Hand verwandelte sich noch weiter – in etwas, das an eine Klaue erinnerte.

Ohne den Mund zu öffnen, fuhr sie sich mit der Zunge über die Zähne. Auch sie fühlten sich anders an, länger und schärfer.

Kaleb, der jetzt hinter ihr stand, legte eine Hand auf ihre Schulter und die andere an ihre Hüfte. »Konzentrier dich auf das, was du sein willst, Mallory«, flüsterte er. »Du verwandelst dich nur, wenn du es willst.«

Mallory sah ihn über die Schulter hinweg an. »Ich bin eine Daimonin.«

Er nickte.

»Du wusstest es die ganze Zeit?« Sie erwartete keine Antwort, denn sie sah es in seinen Augen. Langsam wandte sie den Blick von Kalebs betroffener Miene ab. »Deshalb hasst du mich so sehr«, sagte sie zu Evelyn.

»Mein Bruder hat dich – und sich – während der letzten siebzehn Jahre versteckt. Am Anfang habe ich es akzeptiert. Du schienst eine nützliche Waffe gegen die Daimonen zu sein.« Evelyn lächelte, während sie sich erinnerte. »Ich habe die Daimonin auffindig gemacht, die dich geboren hat, und mit ihm zusammengebracht. Er

wusste genau, was zu tun war. Er hat deine wahre Natur unterdrückt und dich gelehrt, Daimonen zu hassen und zu töten. Der Plan war, dich später zurückzuschicken – als perfekt ausgebildete Killerin.« Ihre Augen funkelten. »Ich habe alles geplant. Ich habe dafür geblutet, getötet ... und dann hat Adam verkündet, dass er dich nicht zurückschicken wolle, dass er dich als seine Tochter ansähe und dich *liebe*.« Evelyns Augen sahen jetzt genauso aus wie Adams. »Doch seine Magie wirkt nicht mehr. Dafür hast du starke Begleiter an deiner Seite. Geh und finde

meinen Bruder. Er ist in ihrer Welt.«
Kurz sah sie Aya an, dann sprach sie eine Zauberformel und war im nächsten Moment verschwunden.

Mallory wusste nicht, wie sie reagieren sollte – weder auf Evelyn noch darauf, was Adam getan hatte. Sie stand nur reglos da, während sie jede Sehne ihres Körper immer deutlicher spürte. All die Zauber fielen von ihr ab. Adam hatte sie mit Magie belegt und sie damit sogar vor sich selbst versteckt.

Ich bin das, was die Magi hassen.

Sie drehte sich zu Aya, Belias und Kaleb um. Sie wussten es. Alle hatten es gewusst. Sie war sich nicht sicher, ob

sie ihnen deshalb mehr vertraute ... oder weniger. Sie wusste nur, dass sie ungeahnte Kräfte besaß, die ihr dabei helfen würden, ihren Vater aus der Welt der Daimonen zu befreien – und aus den Klauen eines Daimonen, der anscheinend ihr Erzeuger war.

»Ich werde meinen Vater finden«, sagte sie – zu sich selbst und zu den anderen.

DANKSAGUNG

MEIN DANK GILT DER Band *Five Finger Death Punch*. Ihr Song »Far From Home«, in dem der Ausdruck »Basar der Seelen« vorkommt, hat mich auf die Idee zu diesem Buch gebracht. In mehreren schlaflosen Nächten hintereinander habe ich mich wie im Delirium in die Geschichte gestürzt. Für diese Inspiration und dafür, dass ihr so großzügig mit eurer Kunst seid – vor allem für eure Trips in den Irak und nach

Kuwait, wo ihr für unsere Truppen gespielt habt –, bin ich euch sehr verbunden.

Die gleiche Anerkennung verdienen meine Agentin Merrilee Heifetz, die nicht einmal mit der Wimper zuckte, als ich ihr gestehen musste, dass ich aus Versehen einen halben Roman geschrieben hatte, sowie die Mitarbeiter von HarperCollins in den USA und in Großbritannien, die ausgesprochen souverän darauf reagiert haben, plötzlich einen ungeplanten Titel in einem Programm unterzubringen, in dem kein neues Buch von mir vorgesehen war.

Herzlich bedanken möchte ich mich

auch bei meinen Schriftsteller-Freundinnen Jeaniene Frost, Kelley Armstrong, Margaret Stohl und Jeannette Battista, die das Manuskript gelesen und mit mir darüber diskutiert haben, sowie bei meinen Kindern Dylan und Asia, die ebenfalls ihre Meinung dazu hatten.

Auch meiner Assistentin Donna, die für mich Korrektur liest, die ganze Planung übernimmt und für eine regelmäßige Koffeinzufuhr sorgt, danke ich herzlich.

Ebenso den Rathers, die mich dabei unterstützt haben,
die passende Playlist
zusammenzustellen, besonders bei Em,

Kimmie, Matthi, Zaira und Zire. Ohne Musik kann ich nicht schreiben und ohne eure Hilfe wäre das Buch niemals so schnell fertig geworden.

Außerdem gilt mein Dank allen, die meine Romane lesen und so wundervolle Briefe schreiben. Leider kann ich nicht jedem von euch antworten, aber an dieser Stelle sei betont, dass ich alle E-Mails und Briefe lese, die ich erhalte.

ANMERKUNG DER AUTORIN

DIE GRUNDLAGE FÜR DEN Bindungszauber, der Belias zu Ayas Familiar macht, bildet ein Text aus dem Buch »The Lesser Key of Solomon« (»Lemegeton Clavicula Salomnis«). Ich habe die Worte verändert, der Ton sowie einzelne Formulierungen sind aber erhalten geblieben. Auch die Figur des Marchosias ist diesem Werk entlehnt. Dort wird er als hoher Marquis

der Hölle beschrieben.